This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

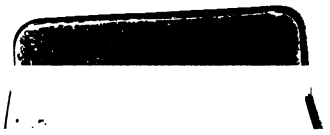
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600038766-



Siciliana.

Siciliana.

Wanderungen in Neapel und Sicilien

von

Ferdinand Gregorovius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

[illegible]

Der Autor reservirt sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen.

An

Herrn Franz Sabatier

in Florenz.

Sie haben, mein verehrter Freund Sabatier, dieſe früher zerſtreuten Schriften der Ehre gewürdigt, Sie ſelbſt auf Ihren wiſſenſchaftlichen Reiſen in Sicilien zu begleiten; Sie wünſchten, daß ich ſie geſammelt herausgebe, und ich ſende ſie Ihnen nun in einer bequemeren Form zurück. Mögen Sie darin immerhin den frommen Wunſch erkennen, vergangenen Tagen in Rom, und in Florenz eine Erinnerung unter uns zu ſtiften: vor allem aber iſt es meine Hoffnung, daß dieſe kleineren Arbeiten Ihrem umfaſſenden Werk über Sicilien als Boten nur um ein kurzes vorangehen werden. Ihre langen und gründlichen Studien

über jene paradieſiſche Inſel (ich bewunderte ſie in Ihren Materialien) machen alle Ihre Freunde Ihr Werk mit Ungeduld erwarten.

Laſſen Sie ſich durch meine Kühnheit, oder meine Mängel ermuntern. Indem Sie in dieſem anſpruchloſen Buche finden, wie ſo gar wenig deſſen ſei, was ich von dem Reichtum der Welt Siciliens aufgeſammelt, oder wie viel deſſen, was ich nicht gewußt, und nicht geſagt habe, ſo wird Sie die unwillige Begierde ergreifen, ein vollkommenes Gemälde des ſchönſten aller Länder zu vollenden, welches Sie ſo genau durchforſcht haben.

Als ich jene Studien niederſchrieb (ſie datiren meiſt aus den Jahren 1854 und 1855) ahnte ich nicht, wie bald jene Provinzen der Schauplatz einer neuen Umwälzung werden ſollten. Seit Jahren haben wir für die Erlöſung Neapels und Siciliens aus dem Regiment eines blinden und unfruchtbaren

Despotismus, welcher nun — dies ist das naturgemäße Schicksal solcher Herrschaft — vor den staunenden Augen der Welt in einem fast beispiellosen Verrat untergeht, dieselben Wünsche gehegt. Sie waren der zufällige Augenzeuge der ersten Erhebung Palermo's im April dieses Jahrs: sie unterbrach die Fortsetzung Ihrer friedlichen Arbeit, und zwang Sie, abzureisen. Ich fand Sie im Juni nicht mehr in Florenz, aber ich konnte noch unsern gemeinschaftlichen sicilianischen Freunden die Hand reichen, als sie nach einem zwölfjährigen Exil auf das Schiff eilten, ihre blutende Heimat wieder zu betreten.

Soll ich Ihnen sagen, wie schwer es mir wurde, Italien, den Schauplatz so ernster Ereignisse, zu verlassen, in einer Zeit, aus deren unmittelbarer Anschauung ich auch für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel Belehrung ziehen dürfte? Indeß Sie wissen, nach langen Jahren, die ich in Rom

meinen Studien widmete, trieb mich die Sehnsucht [redacted] mein Vaterland; ich habe die traute Heimat wieder gesehen, und ich darf sie ruhiger verlassen, um [redacted] meine römische Arbeit zurückzukehren.

Sie lieben Deutschland und seine Cultur; [redacted] zeigten dies eben wieder durch Ihre gewandte Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell; und ich sah wenige Franzosen, welche gleich Ihnen so tief eingeweiht in deutsches Wesen, und der deutschen Sprache so völlig mächtig wären. Wie Sie die Neugestaltung Italiens ersehnen, so fühlen Sie auch das tiefe Bedürfniß meines Vaterlandes, die unheilvolle Zerspaltung, die schlimme Erbschaft des Mittelalters und der jüngeren politischen Künste, auszutilgen. Könnte ich Ihnen nur sagen, daß ich meine Heimat dem schönsten Ziele wirklich nahe gerückt wieder fand! Doch, teurer Freund, unsere glückliche deutsche Zeit ist noch nicht gekommen. Wir freilich fühlen alle,

[illegible] ſie kommen wird und muß, aber mein Vater[illegible] wird ſeine Einheit nicht auf jenen Wegen ſuchen, welche einzuſchlagen Macchiavelli dem Cäſar Borgia [illegible]eraten hat.

Weder Sie noch ich ſchwärmen für eine abſolute, alles nivellirende unità Italiana; ich glaube, daß ebenſo wenig Sie, wie ich, manche der Mittel gutheißen, welche in Italien angewendet werden, ein nationales und edles Ziel zu erreichen; aber ich begrüße mit Ihnen froh den Fortſchritt zur Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit, welchen dieſes Land macht, mit dem uns nicht die gewöhnlichen äſthetiſchen Sympathien, ſondern viele Fäden moraliſcher und praktiſcher Natur verbinden. Ja, ich erſehne die Zeit der Reorganiſation Italiens als eine glückliche Epoche der verjüngten Geſchichte, des geſundeten Völkerlebens, der neu belebten Cultur, und als einen großen Sieg der Menſchheit überhaupt.

Wird dieſer Sieg, an dem die Jahrhunderte verzweifelt haben, jetzt erfochten werden? Sollen diejenigen Recht behalten, welche mit den Annalen Italiens in der Hand darthun, daß die heutige Bewegung nur eine von jenen ſei, die ſeit der Epoche der Langobarden ſich ſo oft wiederholten, und immer mißglückten? Ich will, teurer Freund, das fatale Buch der italieniſchen Geſchichte gerne von mir werfen, und hoffen, daß eine neuere und intenſivere Zeit den Bann alter Verhältniſſe zerſprengen könne; ich will hoffen, daß der innere Feind Italiens, die Parteiwut, oder die excentriſche Ueberſtürzung, und daß ſein äußerer Feind, die Politik der Mächte, dieſes arme Land in das alte Elend nicht mehr werde zurückſtoßen dürfen. Als eine italieniſche Provinz Italien entzogen ward, ſank freilich meine Hoffnung, und ich ſah den tragiſchen Schatten wieder aufſteigen, welchen derjenige fürchten muß, der die unſelige Conſequenz der

Geſchicke dieſes Volks kennt, für das Homer die fatale Fabel von der Scylla und Charybdis erfunden zu haben ſcheint.

Möchten Sie mir ſagen können, daß ich, zu tief in das Studium italieniſcher Jahrhunderte vergraben, ohne Not auf die Gegenwart übertrage, was der Vergangenheit angehört. Ihre Ruinen ſtehen noch, und bedrücken die moraliſche Welt. Nächſt meinem Vaterlande verehre ich dieſe italieniſche Erde mit der wärmſten Liebe, und mein Schmerz würde groß ſein, ſollte der jetzige nationale Aufſchwung auch nur eine jener Fata Morgana ſein, durch welche unſer in der Irre wanderndes Menſchengeſchlecht getäuſcht zu werden gewohnt iſt.

Ich hoffe eine glückliche Stunde des Wiederſehens mit Ihnen und den Freunden zu feiern. Ich grüße Sie in der frohen Ausſicht, auf Ihrer Villa, dem reizenden Sitz der Muſen des Geſanges, der Malerei

und der Wiſſenſchaft, bald einige Tage zu verleben, und ich datire dieſen Brief an Sie voll Freude aus meinem deutſchen Vaterlande, und aus einer der alterthümlichſten und ſchönſten Städte des Nordens.

Danzig, im Auguſt 1860.

Inhalt.

	Seite
Neapel	1
Palermo	91
Agrigent	169
Syrakus	229
Die ſicilianiſchen Volkslieder	277
Neapel und Sicilien vom Jahr 1830 bis 1852	333

Neapel.

1.

er Revolution von 1848 iſt Rom noch ſtiller ge-
als es ſchon ſeinem Charakter nach immer ſein
Freude und Lebensluſt iſt aus dem Volke ge-
n, der Vermögende hält ſich ruhig daheim, die
e Klaſſe iſt gedrückt. Immer ſeltener ſind die
te, der Carneval verfällt, ſelbſt die ſonſt ſo heitere
feier, welche die Menge vor die Tore in's Freie
d beim Becher und Saltarello fröhlich ſein ließ,
geſchwunden. Rom iſt wie eine große Ruine,
elche nur Prozeſſionen von Mönchen und Geiſt-
iehen und die nur vom dumpfen Klang der
und geiſtlicher Muſik belebt wird. Alles Leben-
int dort von der Geiſtlichkeit, von den Cardi-
on den Prieſtern und Mönchen allein auszugehen.
lk verhält ſich nur anſchauend. Es handelt nicht,
chtet. Und Betrachtung iſt hier alles; gleichviel
Gegenſtand die römiſche Ruine ſei, oder die Sta-
Vatican, oder eine Function in Sanct Peter

und in der Sixtiniſchen Kapelle, wo der Papſt und die Cardinäle in ruhender Stellung ſich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppiren, welches man ſo betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbſt auf dem Corſo, wo der Römer Mittags und Abends gravitätiſch einhergeht, bewegt er ſich nicht um ſich zu bewegen, er findet ſich dort ein, um die ſchönen Frauen zu bewundern, welche in den Karoſſen auf- und abrollen. Man ſieht an einzelnen Stellen des Corſo Gruppen verſammelt, welche ſich dort aufgeſtellt haben, um die vorüberfahrenden Damen ruhig zu betrachten. Der Corſo iſt wie eine in das Leben übertragene Statuengallerie aus dem Vatican und gibt volle Ruhe des Anſchauens, des langſamen Hin- und Herwandelns.

Nun Neapel. Dieſe fieberhafte Erregung der Lebensthätigkeit und dieſes allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des geſammten Volkes iſt ganz erſtaunlich. Die Stadt ſcheint in einer fortdauernden Revolution; nichts bleibt, alles fließt, ſtrömt hier von Lebensflut. Gleich groß iſt das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man ſich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Poſilipo gerettet zu haben, ſo gerät man in ein neues Chaos der Menſchenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch ſei, überall ſind die Sinne in einem beſtändigen Vertheidigungskrieg. Selbſt die ſtralenden Lichter des Meeres und der Küſten machen unruhig, blenden das Auge, regen die Phantaſie auf; und

nicht einmal in tiefſter Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und vor dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war auf das Caſtell San Elmo nach dem Kloſter San Martino hinaufgegangen. Dieſer fürſtliche Bau der Benediktiner, der wol nimmer ſeines Gleichen weder an luxuriöſer Pracht noch an Lage haben wird, ſteht hoch über Neapel auf dem Vomero und bietet eine überwältigende Ausſicht auf den ungeheuren Golf und ſeine Inſeln und auf die vom Poſilipo bis unter den Beſuv hin ſich ausbreitende Stadt. Hier dachte ich das ſchweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber ſelbſt bis auf dieſe Höhe hinauf ſtieg das Brauſen der Stadt vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung, und es ſchien, als kämpfte das Volk unten mit wildem Geſchrei eine Revolution durch. Fragt man ſich nun, weshalb und was denn eigentlich dieſe Tauſende von Stimmen unabläſſig auszurufen haben, ſo muß man ſich endlich ſagen: nichts weiter als Genuß, ſie bieten alle nichts als Genüſſe aus. Der neben mir ſtehende Benediktiner verſicherte mich, daß er aus dieſem brauſenden Elemente von Volksſtimmen mit Entſchiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten ſie nicht aus, was ſchaffte dieſe geſegnete Erde oder induſtrieller Menſchenwitz, was dort nicht ſeine Stimme fände, vom Thunfiſch im Waſſer, vom Pfirſich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße und dem Heiligen ans Holz, der eben aus der Werkſtätte kam. Nur das ſchöne Mädchen allein wird nicht ausgeſchrieen; der Ruffiano ſchleicht den Toledo entlang und

zischelt vorüberschleichend wie die Schlange: una ragazza, fresca, bellissima, di tredici anni.

Ich stand lange auf der Balustrade oben in San Martino und horchte nach Neapel hinab. Wenn dieses Volk, dachte ich, schon in der alltäglichen Regung seiner Thätigkeit, in der ganz gewöhnlichen Stimmung seiner Lebensempfindungen die Lüfte mit solchem Schall erfüllt, wie erst muß es tosen, wenn es im Schmerz und in der Wut aufschreit, wenn diese hunderttausend Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute schreien — wie sie es nach dem 15. Mai 1848 gethan haben, da sie schaarenweise hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten. Mir erzählten Leute, welche in der Märznacht Berlin aufschreien hörten — es soll gar grausig sich angehört haben, selbst in Berlin, wo es im Verhältniß mehr Geheimeräte gibt, als Lazzaroni in Neapel.

Doch alles bewegt sich hier fröhlich, friedlich und selbst in der buntesten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klassen, ob sie sich tausendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameisen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleisen. Das ungeheure Leben circulirt hier wie das Blut; uns scheint dieser Pulsschlag bis zur wahnsinnigen Aufregung fieberhaft, und doch ist er normal und geregelt.

Die Revolution und die moralische Niederlage der jüngsten Jahre ist ganz spurlos an Neapel vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erscheinung hinweggeflutet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wohlmeinenden gewarnt würde, in Reden vorsichtig

u ſein und die Spione zu ſcheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüſtete Häuſer und Paläſte bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Caſtello nuovo ſchonungslos gefeuert haben. Nun iſt dem Fremden auch unverwehrt, ſpitzen Hut und ſpitzen Bart zu tragen, ſeitdem die franzöſiſche Geſandtſchaft für einen Schimpf Genugthuung verlangt hat, der einem franzöſiſchen Untertan in Neapel widerfuhr. Die Polizei hatte ihn auf der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umſtände in eine Barbierſtube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Spitzbart abraſirt wurde. Neapolitaniſchen jungen Leuten begegnet es, daß ſie das Verbrechen eines revolutionären Hutes und Bartes auf irgend einem Verbannungsort, einer Inſel oder einem Caſtell, abbüßen, wie ein Staatsgefangener ſelbſt in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verſtimmung, denn dieſe elyſiſche Natur iſt ja niemals verſtimmt; man ſieht nirgend ein düſteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieſer lachende Himmel iſt eitel Seligkeit. Tauſend Barken tummeln ſich nach wie vor im Hafen, tauſend Karoſſen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Auſtern- und Maccaronieſſern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzensluſt, alle Theater ſpielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie ſonſt, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft geſprengt, und die Villa Reale iſt voll von Fremden, welche Geld ausſtreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es iſt im innerſten Weſen unpolitiſch, untragiſch und ohne jenes Pathos, ohne welches geſchichtliche Leiden und Thaten nicht denkbar ſind.

[illegible] Fremde, [illegible], Engländer, Franzosen, Spanier, [illegible] Ex numismatibus, charis [illegible] sind immer gern Fremden hin; und noch heute [illegible] vergleich, die Münzen mit den [illegible] neben denen mit dem Kopfe Ferdinands vorstellen zu sehen.

Hülfsbedürftige und kenntnisvolle Männer, welche aus diesem Reichthume sich Nutzen machen, sind rathlos. Ich sah in einer Woche von Palermo nach Neapel zurück. Unmöglich [illegible] in meinen Augen an Werth zu mir, [illegible] Münze, welchen Gepräges, mangelte [illegible] Bestimmung. Dann sprach ich [illegible] Physiker über die Temperatur [illegible] Wasser, [illegible] nicht zu [illegible] bei [illegible] Thermometer [illegible] Neapolitaner [illegible] Wasser [illegible] Ich [illegible] Thermometer [illegible] Wasser, [illegible] Ich [illegible] Wasser [illegible] Ich [illegible] Wasser [illegible] Ich [illegible] Wasser

Sie ſind erbittert, aber ſie lachen. Und nirgend auf der Welt läßt ſich wol Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn dieſe unerſchöpflichen Schätze der Natur ſind nicht zu zerrütten, dieſer Boden iſt nicht auszuſaugen, dieſer Himmel macht alle Lebensthätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine faſt ſchrankenloſe Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, ſie iſt nirgend demokratiſcher als in Neapel. Wer kann dieſe Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für das Weſen Neapels folgende Erſcheinung immer charakteriſtiſch: um die Mittagszeit liegen im Porticus der glänzendſten Kirche Neapels, des Doms San Francesco di Paola, im Angeſicht des königlichen Schloſſes, ſtets hundert und aber hundert Lazzaroni ausgeſtreckt und ſchlafen, in unſchönen Gruppen, mit zerriſſenen Wämmſern dieſe Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte, ſie betrachtend, an jene Lazzaroni des alten Roms, die wol auch ſo in den Säulenhallen des Pompejus und des Auguſtus Sieſta hielten, nur hatten ſie Getreidemarken in der Taſche, und dieſe haben keine. In jeder andern Reſidenz Europas würde die Polizei ſolche Schläfer ſicher von den Stufen des Doms und aus dem Angeſichte des Schloſſes hinweggefegt haben. Hier ſchlafen ſie den ruhigſten Schlaf, und vor ihnen ſchreiten, wie vor einer ſelbſtverſtändlichen und ganz natürlichen Erſcheinung, die Schildwachen achtlos auf und ab, welche an den beiden Reiterſtatuen Karls III. und Ferdinands I. ſchildern.

Dieſe Piazza Reale, ſo nahe am Meer und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläſte den Blick

in die See ſehr beſchränken, köſtlich gepflaſtert, daß ſie einem Tanzſaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, iſt für den neapolitaniſchen Staat ſehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeſchlagen, und ſcheint es doch, als blicke man hier nicht in das Herz Neapels (das iſt der Hafen), aber wol in das Centralorgan ſeiner denkenden und leitenden Thätigkeit. Hier fällt denn der Charakter völliger Ungeſchichtlichkeit, modernſter Nüchternheit und Weſenloſigkeit auf, ſo in dem ſchönen königlichen Schloſſe mit ſeiner glatten Façade, deren rötliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine matte und nüchterne Wirkung hervorbringt, ſo in den beiden ganz gleichen Seitenpaläſten, ſo endlich in jenem Dom des heiligen Francesco di Paola, einem Abbilde des Pantheons zu Rom, welches durch die innere Unſelbſtändigkeit nur in der Art einer geiſtloſen und nüchternen Copie zu wirken im Stande iſt. Selbſt die beiden bronzenen Reiterſtatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynaſtie, und Ferdinands I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geſchichtlich Monumentalen, ſondern nur den des zufällig Verzierenden. Und ſo iſt überall hier der Geiſt des Gegenwärtigen, Modernen und einer ziemlich lebloſen Heiterkeit verbreitet. Das königliche Schloß würde, ohne daß ſein Charakter ſich dagegen ſträubte, als großes Gartenſchloß und Villa in einen grünen Park ſich verpflanzen laſſen und das ſein können, was Caſerta oder das Schloß von Capodimonte iſt,

dem es ziemlich ähnlich ſieht. Auch dies iſt für daſſelbe ganz weſentlich, daß San Carlo, das berühmte Theater, ja das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen ſeiner Flügel vorſtellt. Die Muſen der Oper und des Ballets wohnen unter einem Dach mit dem Oberhaupte des Staats, und in einem Seitenhofe, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerciren jeden Morgen die Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals anblicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich dieſe grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architectur des Schloſſes zuſammenſtimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgeſtorben; der Hof befand ſich in dem reizenden Iſchia. Aber eines Tages kehrte er nach der Hauptſtadt zurück, um dem Feſte der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines faſt gleichen Anſehens genießt wie ihre Schweſter von Piedigrotta. Ich hatte alſo das Vergnügen, die königliche Familie und den geſammten Hof ſowol nach dem Mercato, als zurück nach dem Reſidenzſchloſſe fahren zu ſehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold ſtrotzenden Kutſchen, welcher ſich über den Largo di Caſtello nach dem Schloſſe bewegte, und plötzlich erhielt dies ſtumme und lebloſe Gebäude den Ausdruck höchſter, ſtralender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es thut, wenn die Glocken die Ave Mariazeit ankündigen. Prächtig nahm ſich das Militär aus, zumal die Huſaren auf ſchönen Pferden und

in bunter, maleriſcher Tracht. In Rom nur an die Züge marſchirender Franzoſen gewöhnt, war es mir intereſſant genug, wieder national italieniſches Militär zu ſehen. Die Neapolitaner ſind ſtattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militäriſch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß ſie nur Soldaten ſcheinen, daß ſie gleichſam ein theatraliſches Militär ſind.

Es gibt in Rom charakteriſtiſche öffentliche Straßenerſcheinungen, die ſtets paarweiſe einherwandelnden Korporationen, welche in langen Zügen feierlich ſich hinbewegen und in der Todtenſtille und Leerheit der Straßen maleriſch auffallen; ſie ſind höchſt weſentlich für den Begriff der Stadt, weil ſie dem Betrachter das aufſchließen, was ſich darin im innern Leben geiſtig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptſache nach zuſammenſtellen, was ſo paarweiſe durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verſchiedenſten Inſtituten, der armen Waiſenkinder, Züge der Collegienſchüler, der Roten, Schwarzen, Blauen, Weißen; Züge der Todtenbrüderſchaften in ihren Capuzen, der Schwarzen, Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meiſten dieſer ſtereotypen, wandelnden Erſcheinungen, aber in der ungeheuren Menſchenflut fallen ſie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geiſtliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieſes treten aus dem Straßengewühle heraus jene unſeligen Galeerenſklaven, welche paarweiſe und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klaſſen bald in die Farbe des Mordes, blutrot, bald in die des Betrugs und der Schande, hochgelb,

uniformirt, durch die Gaſſen und über die Plätze ziehen, und ſelbſt in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entſetzen. Schrecklich iſt dies Schauſpiel und entwürdigend, zumal im Angeſicht dieſer Natur, welche Herz und Seele erweitert und allein mit ſeligen Empfindungen des Lebensgenuſſes erfüllen will.

Wie ich ſchon ſagte, tritt in Neapel keine jener ſtändiſchen Gliederungen ſo ſtark und für ſich auffällig in die Erſcheinung, wie in Rom. Und ſelbſt Geiſtlichkeit und Mönchſchaft, wie allgemein bekannt iſt, in unverhältnißmäßiger Anzahl vorhanden und das paraſitiſche Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren ſich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein ſie beitragen. Ich habe an jenem Feſte der Madonna del Mercato, wie ſpäter an vielen andern Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles in's Weltliche, Heitere, in's Volk ſelbſt hineingezogen wird. Man geht nicht zum Feſte, um den Anblick eines geiſtlichen Pompes oder kirchlicher Schauſtellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur ſich zu ergötzen, in welche dieſe ungeheure Menſchenmenge einen nicht zu ſagenden Farbenreichtum hineinträgt. Ich ſah das neapolitaniſche Volk in ungezählten Tauſenden bei dem Feſte Centeſimo, dem hundertjährigen Beſuch der Madonna des Poſilip beim Könige, und nimmer ſah ich ein ähnliches Feſttheater. Die herrliche Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Poſilip hin mit buntem Menſchengewühl übergoſſen, Fahnen, Teppiche, Blumen überall; der Golf lichtſtralend,

im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin ſechs ausgeflaggte Kriegsſchiffe aufgeſtellt, welche unabläſſig feuerten. Gewühl und Getöne ſinnverwirrend. Die Prozeſſion aber war unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanz, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinſten Prozeſſionen immer einen Anſtrich von künſtleriſcher Schönheit, und man merkt wol, daß die Kunſt wolthätige Wirkungen ausübt ſelbſt noch bis auf die geringſten kirchlichen Darſtellungen, Embleme, Sinnbilder und Figuren der Heiligen. Nichts iſt dort ganz des Sinnes für das Schöne baar; die Götter Griechenlands im Vatican und auf dem Kapitol wehren ſelbſt noch von den chriſtlichen Heiligen das allzu Chriſtliche, das allzu Barocke oder Häßliche ſchützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitsſinn im Volk übt in Neapel das bourboniſche Muſeum gar nicht aus. Die Plaſtik, welche das römiſche Weſen durchaus zu beſtimmen ſcheint, hat auf das Volk in Neapel keinen Einfluß; eher und faſt allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Frescowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantaſtiſcher, deſto beliebter.

Welche Bildwerke nun in kirchlichen Prozeſſionen Neapels zur Schau getragen werden, iſt mir zu ſchildern nicht möglich. Ich ſah die geſchmackloſeſten und abenteuerlichſten Ausgeburten bizarrer Phantaſie einhertragen, in einer an den indiſchen Sinn grenzenden Uebertreibung. Was hier das Volk anzuſchauen verträgt, lernt man ſchon aus den barocken Sculpturen von Heiligen

kennen, welche an den Straßen ſtehen, auch aus jenen hölzernen Chriſtusbildern, nicht etwa plaſtiſchen Figuren, ſondern flach aus dem Brett geſchnittenen Bildern, welche auf den Plätzen hie und da zu finden ſind und mit einer Laterne erleuchtet werden, die aus dem Leibe des Chriſtus ſelbſt heraushängt.

Endlich muß man einen Blick in irgend eine Werkſtätte der Heiligen Neapels thun, um ſich gründlichſt darüber zu belehren, wie in dieſem Süden Religion und Kunſt zugleich dem Volk vor die Sinne gebracht und vom Volke empfangen wird. Ich war eines Tages in eine jener engen und unheimlichen Straßen gekommen, welche vom Hafen ſich quer gegen die Berghöhen emporziehen; der Anblick von emſig beſchäftigten Künſtlern, welche in einem offenen Zimmer ſaßen, feſſelte mich. Ich blickte in ein langes, tiefes, nach innen ſich verdunkelndes Gemach hinein, dort ſtanden an den Wänden übereinander Reihen von ſchon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte aber eine Agnes mit dem Lamm, im fließenden weißen Röckchen, mit kirſchrot gefärbten Wangen. Am Eingange arbeiteten die Künſtler, von denen einer eben beſchäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Ganz ſeltſam war dieſe Erſcheinung; es gab da wol Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von der Puppengeſtalt bis zu menſchlicher Höhe, mit Gold und Silber auf das Sonderbarſte überflittert, in den ungeheuerlichſten Stellungen, geräderte, geſpießte, mit dem Beil zerhackte, geſchundene, an den Gliedern verſtümmelte Figuren. Wie ſoll ich ſie nennen? Wie ferner die entſetzliche Grellheit dieſer Farben, oder die

Ungeheuerlichkeit der Körpergeſtalten, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort verfertigt umherlagen? Ich ſchaute dieſen geheimnißvollen Künſtlern zu. Wahrhaftig, man möchte ſagen, ſie machen Götter für das Volk, wie einſt Homer und Heſiod die Götter gemacht haben. Mit dieſem Blick in eine Fabrik neapolitaniſcher Heiligen, in dies lange, tiefe, ſchauerliche Zimmer glaubte ich einen Blick in die Religion des Volks ſelbſt gethan zu haben, und ich geſtehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und ſchöpfte wieder auf dem Molo Athem, als mein Auge auf die ewig reine, ewig klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Menſch iſt nicht wie ſie, iſt nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er denn ſonſt im Anblick dieſes Meeres, dieſes Himmels und dieſer Berge ſo abſcheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können? Es ſind Pulcinellen die Neapolitaner; das wahre Symbol ihres Weſens iſt der Pulcinella, nichts andres; ihr Leben iſt ein komiſches Theater, und ſelbſt die Natur iſt für ſie nur als eine große Opernbecoration anzuſehen.

2.

Man merkt es bald an ſeinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, ſondern aus ihr hinaus in die Umgebung ſtrebt. Neapel ſelbſt hat geradezu etwas Abſtoßendes; dies wüſte Chaos himmelhoch getürmter Häuſer mit barocken Architecturen, die

Schwüle und der Staub der Straßen, das ſinnbetäubende Gewühl, das feſſelt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt wol nur, weil die Natur rings umher das zauberhafteſte Paradies der Erde aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt deſſelben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Iſchia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Veſuv, wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Maſſen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographiſche Beſchaffenheit Neapels beſtimmen. Die eine Richtung geht zu den ſchönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die oberſten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meeres, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici und Pompeji und dem Veſuv, dort über die Chiaja die Straße des Poſilipo hinauf, oder durch die große Grotte von Puzzuoli und Bajä.

Dies ſind die drei großen Lebensſtröme Neapels, und wahrlich es gewährt ein einziges Schauſpiel ſie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unabläſſiger Bewegung zu ſehen. Hier rollen die Karoſſen ſowol, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabſehbaren Linien auf und nieder; und in dieſen Richtungen drängt ſich auch alle Induſtrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zuſammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo,

deſſen Untergeſchoße Waarenlager jeder Art ſind; das Notwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer beſondern Eigentümlichkeit. Denn das elegante Neapel, deſſen Gebiet eigentlich der Toledo iſt, ſetzt ſich noch über die Chiaja bis an die Grotte des Poſilipo fort. Die Chiaja iſt einer der herrlichſten Quais der Welt; ihre modernen Paläſte ſind Wohnungen der Reichen, der Geſandten, und die erſten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den ſogenannten anſtändigen Klaſſen geöffnet iſt. Das Volksleben iſt alſo hier ausgeſchloſſen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für ſich in Beſchlag genommen. Selbſt am Strande ſieht man kaum einige Fiſcher, und die Bäder, die dort angelegt worden, ſind elegant und koſten teures Geld, wenn man ſie benutzen will. Erſt wo die Chiaja ſich nach der Grotte des Poſilip und nach der Mergellina teilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfniſſe, des Volkslebens, der Fiſch- und Gemüſemärkte in kleinerer Dimenſion, und der Schenken.

Es hat daher dieſe Richtung ein ſtilles und vornehmes Anſehen. Dies ändert ſich wie mit einem Zauberſchlage, wenn man über das Caſtell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt ſich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Caſtell nuovo gleichſam gezügelt, in ſteigender Progreſſion über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und ſetzt ſich, ſchwächer werdend, in den Vorſtädten

els, man kann ſagen, bis nach Portici fort. Den gang von dem ariſtokratiſchen Neapel zu dem de- atiſchen macht alſo Santa Lucia, welches einen ge- ten Charakter hat, und wo die Gaſthäuſer zweiten es ſtehen. Vom Hafen an, um den ſich nun aller hr zuſammenhäuft, welcher die unteren Klaſſen in gung ſetzt, und der wie ein Centralpunkt nach allen n eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit, Induſtrie ralt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des bedürfniſſes, des Volksgenuſſes. Dieſe ganze Seite verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai iſt tzig vom Kohlenſtaub der Kohlenſchiffe und von ligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, Barkenführer, Fiſcher, Hauſirer. Hier findet ſich zuſammen, was die Lebensbedürfniſſe erheiſchen und die kleinen Händler für Spottpreiſe feil bieten. kauft der gemeine Mann ſeine Kleider und Schuhe, dieſe Waaren häufen ſich in einer ganzen Straße Untergeſchoß zu Untergeſchoß. Jeglicher Artikel lichen Bedarfs iſt hier vorrätig. Hier ſind die boutiquen, Kaffee-, Cigarren-, Liqueurſchenken; ſtehen die Obſttiſche, bedeckt mit ſchon in Scheiben ten Orangen und Waſſermelonen, die man für Torneſe kauft und ſtehend verzehrt. Hier iſt die e des gemeinen Mannes, die indiſche Feige, bereits lt. Und hier ſammeln ſich auch die feineren Volks- ſuiſſe, die Straßenſalons der Volksunterhaltung. Nachmittag ſieht man in einer Winkelgaſſe am einen Vorleſer aus einem abgegriffenen Buch Ro- en, Rittergeſchichten, Räubertragödien nachdrücklich

vor einem Zuhörerkreiſe vorleſen. Auch der Schreiber ſitzt hier, welcher die Liebesbriefe ſchreibt. Zerſtreut auf der ganzen Marinella ſtehen die Pulcinellentheater, das Pulcinellhäuschen am Eingange, woraus die ſchnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorſchallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet ſich nahe am Hafen. Selbſt für Bäder iſt hier geſorgt; denn der ganze Quai wimmelt von ſchwimmenden Badehäuſern, worin der Unbemittelte ein Bad erſchwingen kann.

Aber all dies an's Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben ſcheint noch Ebbe zu ſein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die ſich über die beiden großen Speiſemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es iſt nicht in Worte zu faſſen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien ſcheint ſeine Früchte und der ganze Golf alle ſeine Fiſche auf dieſen Platz geworfen zu haben. Das Volk ſcheint nur da, um zu kaufen, zu eſſen. Und hier ſieht man recht in den Magen Neapels. Es iſt ergötzlich dieſes Gewühl dort in der Stille zu betrachten. Man flüchte ſich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverſchlägen die pizzi, große, flache und runde Kuchen, gegeſſen werden, welche mit Käſe oder mit Schinkenſtückchen belegt ſind, je nach dem Geſchmacke des Beſtellers. Man beſtellt ſie, und in fünf Minuten ſind ſie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, ſie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutſchen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenſtaufe enthauptet ward, iſt zugleich dadurch charakteriſtiſch, daß auf ihm die Geſchichte Maſaniello's geſpielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erſchlagen. Er iſt darum das hiſtoriſche Lokal des neapolitaniſchen Volks, der Baſtilleplatz von Neapel, blutig durch ſchreckliche Scenen der Volksjuſtiz, welche hier die Köpfe des Adels abſchlug und zur Schau ſtellte, und ſchrecklich durch die Erinnerungen an die Peſt, worauf ich wol noch ſpäter zu ſprechen komme.

Dieſe ungeheure Menſchenwelt nun zu entwirren und in die Gruppen ihrer beſonderen Art zu ordnen, möchte eine ebenſo intereſſante als unendlich ſchwierige Aufgabe ſein. Man hat ſo viele Darſtellungen neapolitaniſchen Lebens, ſo viele fleißige und geiſtreiche Bücher, aber ihrer tauſend könnte man zuvor geleſen haben und ſtünde doch vor dieſem Wechſel der Erſcheinungen ganz unberaten da.

Am eheſten läßt ſich noch das Leben in Santa Lucia in einen Namen faſſen. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer Quai, einer der merkwürdigſten Punkte Neapels, die neutrale Mitte iſt, wo ſich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklaſſe den Sieg davongetragen hat. Der ſchöne Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schloſſes, rechts von dem maleriſchen Caſtell dell' Ovo abgeſchloſſen. Faſt in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, ſteht er offen

gegen das Meer, und frei kann der Blick hier über die Waſſerfläche ſtreifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köſtliche Anſicht zieht daher ſowol die Fremden in die Gaſthäuſer mittlern Ranges, welche ſich in Santa Lucia aufgethan haben, als den Mittelſtand auf den Quai, um Abends ſich des unvergleichlichen Schauſpiels und ſonſtiger Genüſſe zu erfreuen.

Ich habe ſechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fenſters trat, lagen vor meinem Blick der ſtralende Golf, der zweigegipfelte Veſuv, die weißen Städte an ſeinem Fuße, die maleriſchen Küſten von Caſtellamare und Sorrento bis zum Cap der Minerva und die Felſeninſel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf ſelber, ſobald er die Roſenhelle ſeines ſtillen Spiegels in mein Zimmer ſtralte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die unſagbare Farbenpracht der Berge und des Meers, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden, zu erwecken ſcheint. Dieſe Lage hat Santa Lucia; aber ein noch feenhafteres Schauſpiel gewährt ſie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Veſuv ſteht und ſein magiſches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter goldener Lichtſtrom wunderſam durchflutet. Der ſchwarze Maſtenwald im Hafen ſchwebt dann geiſterhaft in einem weißen Silberdunſt, der ſchlanke Leuchtturm funkelt matter, tauſend Barken gleiten traumhaft wie ſchwarze Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verſchwinden, am Hori-

zont ſteigt der ſchöne Fels von Capri aus der Nacht wie ein Märchen anzuſehen, und ganz überwältigend ſtill, magiſch, wie phantasmagoriſche Schattenbilder, zlitzern drüben die Somma und der Veſuv und die ſil-berhellen Berge von Caſtellamare und Sorrento. Wer kann in ſolcher Nacht ſchlafen? Man ſteigt in Santa Lucia in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphoresci-renden Wellen, oder man ſetzt ſich zu dem Volk auf den Quai ſelber und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt nun unmittelbar am Waſſer die Nacht durch das fröhlichſte Leben. In zwei Reihen ſtehen hier die kleinen Buden der Auſternhändler. Santa Lucia iſt der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muſcheln und Auſtern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf ſchrägen Laden. Jede Bude iſt numerirt und mit dem Namen des Beſitzers verſehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichtchen flimmern, in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, ſchönen, bizarren Mu-ſcheln reizend genug, und Seeigel, Seeſterne, Meer-korallen, Krebſe locken mit ihren ſeltſamen Formen und bunten Schaalen weniger zum Genuſſe als zur Betrach-tung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe iſt hier auf-geſchloſſen; ſo märchenhaft ſieht dieſer kleine Muſchel-markt aus, wie ein Meeresweihnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man nun die ſteinernen Treppen an das Waſſer hinunter, ſo befindet man ſich plötzlich in einem großen, nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier ſchmaust das Volk an Tiſchen Auſtern und Maccaroni, und hier kann man auch die Maccaroniverſchlinger an-

ſtaunen. Man macht ſich wol das Vergnügen, einem Lazzaroue oder einem Fiſcherjungen ein paar Gran zu ſchenken, damit er ſich Maccaroni kaufe und ſich im Verſchlingen derſelben producire. Wo dieſes Gewühl der zu Nacht Schmauſenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe ſprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ſchöpfen dies Heilwaſſer Weiber und Mädchen mit unſäglichem Geſchrei in Gläſern und bieten den Trunk aus. Man ſitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineraliſchen Waſſers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat alſo der Mittelſtand ſein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet ſich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt ſich wenigſtens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten ſtrömen die Beſucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die loſen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche ſcheinbar die Ehrenwächterin ſpielt, nach Santa Lucia und knüpfen ſehr ominös bei einem Glaſe Schwefelwaſſer ihre Liebesabenteuer an.

So iſt der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag iſt nicht minder geräuſchvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Caſtell dell' Ovo ſieht man zu jeder Stunde Schaaren von Buben und Jünglingen in das Waſſer ſpringen und köpflings ihre Schwimmkünſte produciren. Die Neapolitaner

ſchwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menſchen im urſprünglichen Naturzuſtande. Der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichſten Studien des Nackten laſſen ſich hier auf der Straße machen. Dieſer Gegenſatz iſt wunderbar grell; es rollen am Quai hin die luxuriöſen Equipagen mit den eleganteſten Menſchen der höchſten Geſellſchaft, und vor den Augen des beſternten Prinzen, der feinſten Dame aus dem Salon von Paris oder London ſpringen Schaaren nackter Menſchen in paradieſiſcher Unſchuld in die Wellen. Die Fiſcherbuben laufen nackt ſelbſt auf die Straße und begrüßen mit vielen graziöſen Verbeugungen und lebhafter Geſticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu ſchenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab dieſe nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink ſprangen ſie in's Waſſer, producirten ihre Künſte und kehrten waſſertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbſt auf die eiſernen Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um ſich dann von oben kopfüber in das Meer zu ſtürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 iſt landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es iſt die neue Strada Tereſa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren ſeiner Gemalin ſo genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Caſtell San Elmo durch Hügel und Täler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie iſt noch nicht vollen-

det, noch nicht gepflaſtert, über manche Austiefungen ſind erſt Bretter gelegt, aber ſchon jetzt wälzt ſich der Volksſtrom über ſie hin und zahlloſe Reiter, zu Pferde, auf Eſeln und Maulthieren, ſprengen darauf hin, und Schaaren von Fußgängern durchziehen dieſe Anlage, zumal an den Sonn- und Feſttagen. Es ſcheint, als genügten der Volksſtrömung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als hätte ſo das Leben dieſer ungeheuren Stadt ſich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um ſich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Dieſe neue Straße wird mit der Zeit mit Häuſern überall ſich beſetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt iſt ſie die herrlichſte Straße der Welt, und ſchwerlich kann man ſich eine Promenade ſelbſt im Paradieſe paradieſiſcher denken, als jene iſt. Es wechſeln hier die Anſichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inſeln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Tal, und man weiß nicht, wohin ſchauen, in dieſe himmliſchen Seligkeiten des Meers und der Fernen, auf dieſes lichtumfloſſene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der luſtigſten Villen, und auf jene maleriſchen Gruppen der ſchönſten Pinien, Palmen und Cypreſſen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Tränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloſer ſein, als eine ausgebrannte Lavaſchlacke.

Man ſteigt zu der Straße von den Studien herauf,

wo ſtets Reihen von Eſeln zum Vermieten ſtehen. Beſſer wandelt es ſich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsſchreitend nur die wechſelnden Scenen ſtill an einander reihen. Das ungefähr würde unſer Auge nach einander feſthalten: Caſtell San Elmo mit ſeinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felſen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umſchlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune, wüſte Tufffelſen; ein Tal voll Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotiſch ſüßer Duft überall; wieder eine Vorſtadt mit ſtädtiſchem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuſer; eine Schlucht voll Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Veſuv in dem zarteſten Violett ſchwebt. Wieder eine wüſte Felſenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuſer mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloſter mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel voll Pinien, — ach, wer kann alle jene wonneſamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzt ja hier im Lichte, und die Seele wird von dem balſamiſchen Duft der Pflanzen berauſcht. Ich warf mich auf die Erde hin an eine Cypreſſe, ich blickte in die Gärten unter mir und ſah den Weinreben zu, wie ſie in bacchantiſcher Luſt ſich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom Hauch eines Lüftchens. Sie kamen mir vor, wie die ſchwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buch hatte ich geleſen, wie ſich ein

Gelehrter den Kopf zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken gleichſam in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich ſei und die Füße doch auf dem Boden ſtehen müßten, ſo meinte der Mann, könnten dieſe Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es iſt ein ſchreckliches Ding die Gelehrſamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in dieſem paradieſiſchen Grün auf dem Rücken liegend. Es iſt eitel Bacchusdienſt umher, die Seele wogt vor Luſt in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrſusſtabe, von der Erde weg ſchwingt ſie ſich, hebt ſich über ſich, wird ganz eine losgelöste Exiſtenz, ein Jauchzen ſchwebender Luſt.

Das ſind Momente, bacchantiſche Augenblicke, wo man die ganze Seligkeit des alten Heidentums ahnt. Ich begreife hier, warum die meiſten Vaſen Campaniens bacchiſche Vorſtellungen enthalten.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem chriſtlich gewöhnten Gemüt, daß die höchſten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut ſtimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen, Schweizerſoldaten ſaßen und zechten vor einer Strohſchenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Niſita, Procida und Iſchia. Ich blieb von dieſem Schauſpiel hingeriſſen ſtehen. Ein gemeiner Schweizerſoldat hatte ſich zu mir geſellt und ſagte plötzlich, auf dieſes Paradies weiſend, in wehmütigem Ton: „Ach, es iſcht zu ſchön, es macht ganz traurig!“

3.

Ich habe nun die drei herrlichſten Seeſtädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo geſehen, welche um den Vorzug ihrer Lage ſtreiten, und kann ſie alſo mit einander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen; denn welche Stadt rühmte ſich eines ſo klaſſiſchen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines ſolchen Golfes, des Veſuvs, der Küſten von Caſtellamare und Sorrent, und ſolcher zauberhaft ſchönen Inſeln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieſes Totalbildes iſt wol ohne Gleichen in der Welt; die Dimenſionen ſind ſo rieſengroß, daß ſie das Auge nicht zuſammenfaſſen kann; in's Endloſe ſcheint ſich hier das Werk der Menſchen wie die Natur auszudehnen und die ſchöne Erſcheinung aus den Grenzen der Ferne in Licht und Glanz weithin ſich aufzulöſen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht überſehen, wenn man es aus der Nähe anſchaut; es ſondert ſich dann gleich in Gruppen. Um es ganz mit dem Blick zu umſpannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perſpective aus der Höhe, oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt ſich verlieren und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren die kleineren Seeſtädte Genua und Palermo die Anſchauung eines überſichtlich von dem prächtigſten Rahmen umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatraliſch mit ſeinen ſchönen Paläſten und Landhäuſern auf die Berge hinaufgeſtellt, dieſes mit ſeinen Kuppeln

und Türmen im üppigſten Tal verbreitet und von braunen, ernſten, plaſtiſchen Bergen unbeſchreiblich ſchön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausſtrecken. Sie machen alſo ein Bild, deſſen Farbenreichtum ſowol als deſſen Formen das Auge entzücken. Bei Neapel iſt alles Weite, ja faſt in Licht ſchwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit ſich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe geſtatten will. Wo man nun auch ſeinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuſchauen, auf dem Caſtell San Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Veſuv ſelber — und dies ſind die erhabenſten Standpunkte für dieſes wunderbarſte Panorama der Erde, — überall wird ſich Neapel ſelbſt als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landſchaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häuſermaſſe, welche ſich um den Golf ergoſſen hat, wirkt nicht durch ihre architectoniſchen Formen, ſondern durch die Vorſtellung von ſchrankenloſer Ausdehnung, welche hier das Menſchenleben in einer elyſiſchen Natur genommen hat. Lage und Ausſicht iſt dem Menſchen hier genug; und es ſcheint, als hätte er in der Bewunderung ſo allbewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an dieſem Naturſchauſpiele ſeine Hände in den Schooß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts ſtrebt aus dieſem Häuſermeere Neapels auf, endlos dehnen ſich die platten Dächer, eben ſo viel Schauplätze, auf denen man des Anſchauens froh werden kann, wenige Kirchenkuppeln, und dieſe winzig und unſcheinbar, faſt nirgend ein Turm,

unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich viel schöner und malerischer nimmt sich Constantinopel aus, dessen zahllose Kuppeln sich über die Stadt aufschwingen, und dessen schlanke Minarete über die Cypressen und Pinien sich hinwegstreckend dem Gemälde der Stadt einen größeren Reiz geben.

Es ist mir diese architectonische Unterschiedlosigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels immer höchst wesentlich für seinen Begriff erschienen. Sie spiegelt so vollständig auch die Geschichte Neapels ab, den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Unentschiedenheit, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgend eine culturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geschichte hat hier keine Form gewonnen; deßhalb ist auch die Stadt formlos und unmonumental im höchsten Grade. Weder der Geist der flüchtigen Herrscherdynastien, noch der Volksgeist hat sich hier in bestimmten Monumenten ausgesprochen; denn Monumente sind im höchsten nationalen Sinn Denkmäler von Culturprinzipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel höchst charakteristisch, daß seine vorzüglichste Culturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello und Cimmarosa und alle jene Meister, welche bis auf Rossini, Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle anderen geistigen

Potenzen, ſo viele glänzende Köpfe auch dies mit dem lebendigſten Geiſt ausgeſtattete Neapel hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernde organiſche Entwicklung gewonnen, oder ſind nur als einzelne Erſcheinungen bedeutend.

Doch will ich nicht abſchweifen. Denn im Angeſicht des ſchönen Neapels wollte ich doch von ſeinem architectoniſchen Charakter reden. Dies geſchichtsloſe und unmonumentale Weſen der Stadt wird dem Beſchauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches doch die monumentalſte Stadt der Welt, ja das Monument der Weltgeſchichte ſelber iſt. Aber auch abgeſehen von dieſem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt auf der Erde gibt, welche ſo wie dieſe die Landſchaft und die Architectur in völliges Gleichgewicht und Harmonie ſetzte, und wieder auch ohne die Natur geſehen, allein durch ihre architectoniſchen Maſſen den Geiſt zur Bewunderung hinriſſe. Man muß ſich, um jene wunderbare Verbindung des Landſchaftlichen und Architectoniſchen zu erkennen, auf den Monte Teſtaccio, auf den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Turm des Capitols ſtellen; um die Größe der architectoniſchen Wirkung aber allein zu erfahren, genügt ein Bild auf Rom vom Monte Pincio, wo die Stadt für ſich ſelbſt in majeſtätiſchen Formen, großen Linien, ernſten, gewaltigen Maſſen als ein erhabenes Rieſenwerk der Geſchichte ſich darſtellt. Hier beſtimmt das Monumentale der Culturperioden, die Ruinen des Heidentums, die triumphirende Kuppel des Chriſtentums den Eindruck, die Richtung der Ge-

danken, die beſondere Vorſtellung. Man weiß, was Rom bedeutet.

Was ſich nun in dem lebensheitern Neapel, dieſer Stadt der Gegenwart, als architectoniſch auffallend ſondert und in die Augen ſpringt, ſind weder römiſche Ruinen noch Kirchen. Die Ueberreſte des Altertums ſind ſpurlos verſchwunden; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Das einzige, aber erſtaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel beſitzt, ſind ſeine Katakomben, welche vielleicht nicht einmal von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden, die Katakomben Roms aber weit übertreffen; auch iſt's die merkwürdige Grotte des Poſilip. Beide Monumente der Vergangenheit ſind unterirdiſch. An Kirchen beſitzt Neapel mehr als genug, aber ſie zeichnen ſich nicht aus; ja die wahrhaft demokratiſche Unterſchiedloſigkeit, mit welcher ſie ſich anſpruchslos den Häuſern anreihen und in der Straße aufgehen, turmlos und mit ſchlechten Façaden, gibt den Beweis, daß das neapolitaniſche Volk, obwol von Geiſtlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent geweſen ſein muß. Begeiſterung für die Größe der Kirche aber, für den Glauben hat hier nicht geherrſcht; und lange Zeit hat ja auch Neapel unter den Hohenſtaufen mit den Päpſten in entſchiedenem Kampf gelegen. Die Lebensluſt hat endlich alles Geiſtliche verweltlichen müſſen, und ich glaube recht deutlich ſpricht ſich dies in dem neueſten kirchlichen Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco a Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherſtellung ſeiner Herrſchaft gelobt und gebaut hat. Dieſe Nachbildung des Pantheon zu Rom dient

eigentlich nur zur Verſchönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt iſt, auf religiöſe Würde Anſpruch zu machen, kann man in ihrer Arkade ſehen, in welche Verkaufsläden mit eleganten Firmen eingebaut ſind, in denen Klaviere verkauft und geſpielt werden.

Nirgend ragen alſo in Neapel die Kirchen hervor, welche doch in jeder andern Stadt Italiens die Hauptarchitecturen ſind; nur der ſchlanke Turm der Maria del Carmine iſt es allein, welcher ſich vom Mercato her bemerklich macht. Auch die Paläſte, nebſt den Kirchen die anſehnlichſten Bauten in italieniſchen Städten, verlieren ſich in der Unendlichkeit der Häuſer, umbaut und eingeengt, als große zum Teil geſchmackloſe Maſſen, oder ſelbſt wenn ſie durch Majeſtät imponiren könnten, wie der ſtolze, burgartige Palaſt Maddalone, nicht recht genießbar, weil ſie eben nicht frei genug ſtehen. So ſpringt nirgend das Mittelalter in die Augen, überall der moderne Charakter.

Wer nur in dieſem Sinn des architectoniſch Auffallenden Neapel betrachtet, wird endlich finden, daß ſich am meiſten bemerklich machen die reizenden Villen und Caſinos auf den Hügeln, die Arſenale und Hafenbauten, das königliche Schloß und vor allem andern die drei großen Caſtelle. Ueberall treten ſie in dem Totalbilde Neapels als die weſentlichen Glieder der großen Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero tront über ganz Neapel das ſchöne Caſtell San Elmo, unendlich maleriſch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein ſtehen die

Caſtelle dell' Ovo und Caſtell Nuovo, prächtige, bizarre, doch ernſt drohende Maſſen aus grauem Tuff, herrlich von Farbe, ſeltſam, wie beſonders das erſte durch die runde Geſtalt und von überraſchender Wirkung in ihrer ungewöhnlichen, ſtumpfen Architectur. So wird das wilde, feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht geſtattet, das Innere des Caſtell dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den älteſten Gebäuden Neapels, da es ſchon dem Lucullus den Urſprung verdanken ſoll. Der Kaiſer Friedrich II. vollendete das Schloß im Jahr 1221, nicht ahnend, daß es einſt der troſtloſe Kerker ſeiner letzten Nachkommen ſein würde. Denn nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher der König Manfred Reich und Leben verlor, ſetzte man in jenes Caſtell, welches damals Iſola del Salvadore hieß, ſeine Gemalin Helena und ſeine junge Tochter Beatrix gefangen. Helena ſtarb bald darauf vor Gram, Beatrix ſchmachtete achtzehn Jahre lang in dem Gefängniſſe. Ihre Befreiung verdankte ſie der ſicilianiſchen Vesper. Es war am 5. Juni 1284, als die Sicilianer die berühmte Seeſchlacht im Angeſicht von Neapel ſchlugen, unter dem Befehl des großen Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter ſchaute der Schlacht von den Zinnen des Caſtells zu, ängſtlich des Ausganges harrend, und nicht minder ängſtlich mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entſcheidung entgegengeſehen haben. Die Prinzeſſin ſah die neapolitaniſche Flotte unterliegen, untergehen, fliehen: ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei ſicilianiſche Galeeren an das Caſtell geſegelt; Loria forderte die unver-

zügliche Auslieferung der Tochter Manfreds, wo nicht, ſo drohte er, würde er Karls von Anjou Sohn auf ſeinem Schiff im Angeſicht Neapels enthaupten laſſen als Opfer für die Manen Manfreds und Konradins. Die Gefangene ward unverweilt aus dem Kerker gezogen und dem Sicilianer ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren ſah Beatrix die Freiheit wieder, ihre ganze Jugend hatte ſie im Kerker verlebt. Man führte ſie im Triumph nach Meſſina, wo ſie ihre Schweſter Conſtanzia, Gemalin Peters von Arragon, welche ſie noch nie geſehen, wie eine von den Todten Erſtandene in die Arme ſchloß. Dieſe Epiſode der ſicilianiſchen Vesper iſt die einzige Verſöhnung, welche dem tragiſchen Geſchlecht der Hohenſtaufen vergönnt geweſen. Darum wollte ich ihrer hier in Neapel gedenken.

In demſelben Caſtell beſchloß Romulus Auguſtus, der junge, letzte Kaiſer Roms ſein Leben.

Das Caſtell Nuovo iſt noch bedeutender, als jenes, und das größte Architecturwerk Neapels. In ihm befindet ſich der merkwürdige Triumphbogen, welchen Alphonſo I. von Arragon im Jahr 1470 von Giuliano da Majano oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Der Bogen ſpannt ſich zwiſchen zwei Türmen aus, auf korinthiſchen Säulen ruhend, und zeigt in mehreren Abteilungen über einander viele intereſſante Reliefs, welche ſich auf den Einzug jenes ſiegreichen Königs in Neapel beziehen. Die bronzenen Thüren mit Reliefs ſind ein Werk des Guglielmo Monaco. Dieſer Triumphbogen iſt das bedeutendſte Monument, welches Neapel aufzuweiſen hat, und auch hier muß es auffallend

erſcheinen, daß dieſes Werk der Oeffentlichkeit entzogen in einem Caſtell verwahrt gehalten wird. Man hatte zwar die Abſicht, es vor dem Dome aufzuſtellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Caſtell Nuovo iſt übrigens eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahr 1283. Ueberhaupt ſind es die Anjous geweſen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigſten Kirchen der Stadt ſchreiben ſich aus dieſer Periode her. Sie ſind die wahren geſchichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher intereſſanter Grabmäler der Anjous willen, ſondern weil ſie ihre Entſtehung größtentheils geſchichtlichen Ereigniſſen zu verdanken haben. Wir werden dies ſofort ſehen, wenn wir die größten Kirchen der Stadt anführen. Den Dom baute Karl von Anjou auf der Stelle eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. Er bezeichnet den Beginn der anjouiniſchen Periode. San Domenico Maggiore baute Karl von Calabrien im Jahr 1289, um ein Gelübde zu löſen, welches er gethan, als er in die Gefangenſchaft des Ruggiero Loria fiel. San Lorenzo Maggiore baute Karl I. im Jahr 1265, um ein Gelübde zu löſen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou, Santa Chiara der König Robert im Jahr 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken an ihre Vermälung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, San Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das köſtliche Kloſter San Martino auf

San Elmo verdankt Urſprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Porgatorio del Mercato den Fall des Hohenſtaufengeſchlechts, weil in jener Kirche die Grabſtätte Konradins und ſeine im Jahr 1847 von Maximilian von Baiern errichtete Statue ſich befinden, und in dieſer Kapelle die Porphyrſäule ſteht, welche Karl von Anjou auf der Stelle errichten ließ, wo Konradin und Friedrich von Habsburg enthauptet wurden. Wie bekannt iſt, lautet die freche Inſchrift darauf:

Asturis ungue. Leo pullum rapiens Aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenſtaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerthen Bau ausgeführt, und keine jener intereſſanten mauriſch-normänniſchen Architecturen, von denen Sicilien angefüllt iſt, darf man dort ſuchen. Neapel war ein unſicheres Beſitztum, und die beſtändigen Kriege hinderten die Kunſt daſelbſt zu pflegen. Die Gründung der neuen Herrſcherdynaſtie von Anjou, welche nach dem Verluſt von Sicilien auf Neapel allein ſich concentrirte, entwickelte auch dieſe einzige Blüte der Architectur und Skulptur, die Neapel hervorgebracht hat, und indem der romaniſche Bauſtil der Baſiliken aufgegeben wurde, trat an ſeine Stelle der germaniſche. Dieſe Periode dauerte etwa hundert Jahre, bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, und ihr Gipfelpunkt iſt die Regierung des großen und kunſtliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Meiſter hervor, von denen der Zweite auch als Bildhauer

ausgezeichnet war. Er verfertigte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Oeſterreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach älteren Plänen ausgeführten großen Kirche San Lorenzo, er baute auch die merkwürdige gothiſche Kirche Santa Chiara und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das intereſſanteſte Werk neapolitaniſcher Skulptur, das Grabmal Roberts des Großen, welcher im Jahr 1343 geſtorben war. Es erhebt ſich im gothiſchen Tabernakelſtil mit vielen Skulpturen in einer reichen Anordnung, und wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt ſind, ſo machen dieſe Bildwerke doch immer den Eindruck einer künſtleriſchen Compoſition und einer wolthuenden Naivetät. Santa Chiara iſt reich an ſolchen Grabmonumenten, denn es liegen in der Kirche noch viele andere Anjous beſtattet, Karl der Erlauchte von Calabrien, Roberts Sohn, Johanna I., Gemalin Karls von Durazzo, und mehrere Prinzeſſinnen.

Im Allgemeinen drängt ſich vor den Grabmälern der Anjous die Bemerkung auf, daß ſie alles Charakters der Feierlichkeit oder der imponirenden Würde gänzlich baar ſind. Wie wir vor den Grabſtätten dieſer Herrſcher, deren Geſchlecht für die menſchliche Cultur bedeutungslos geweſen iſt und endlich in wüſter Luſt und byzantiniſchen Gräueln unterging, nichts empfinden, was Rührung oder Nachdenken erweckt, ſo weiß auch die Skulptur an den Denkmälern eigentlich nichts Innerliches auszuſprechen. Es iſt ein Reichtum gothiſcher Ornamentik, ſchon nach dem Bizarren, Seltſamen neigend, bisweilen eine glückliche Naivetät, öfter ein wun-

derliches, linkiſches Weſen. Man fühlt ſich auch hier in dem Geſchmacke Neapels. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauſes Anjou, nicht durch Schuld der Zeiten, ging die neapolitaniſche Kunſt in das Ueberladene, Schmutzige, Bizarre über. Sie erzeugte dann dieſen ganz ungeheuerlichen Geſchmack im Innern, wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unſagbarem Charakter, wie jene von Gesù nuovo, welche von einem Feſtungsbau entlehnt zu ſein ſcheint, oder andere, welche ganz kindiſch ausſchweifend ſind; und ſelbſt die ältere gothiſche Architectur ward durch öftere Reſtaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüſte und Ungeheuerliche mit hineingezogen.

Der Gipfelpunkt dieſer Bizarrerie neapolitaniſcher Architectur und Skulptur ſind jene drei Obelisken, Guglia genannt, della Concezione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidaliſch aufgetürmte Steckwerke, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeſchreiblichen Bildwerken, Figuren, Ornamenten in der ſchwülſtigſten Uebertreibung bedeckt ſind.

Hier erkennt man auch ſchon den Einfluß des fanatiſchen Spaniens, welches unter ſeinen Vicekönigen in einer Folge treſtloſeſter Zeiten das ſchöne Land Neapel beherrſcht hat. Die Spanier haben manches Denkmal dieſer Periode in Neapel zurückgelaſſen; ſo auch die größte Fontäne, die Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria auf Befehl des Vicekönigs Olivares im Jahr 1603 entworfen. Dreimal wurde dieſer Springbrunnen, unter Caſtro, Alba, Montery, bald hierhin, bald dorthin

translocirt, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemalin des Vicekönigs Medina, auf ſeine jetzige Stelle ſetzen ließ. Auch dieſer Brunnen iſt ohne große Wirkung, ein reiches, überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerweſen, aus deren Mitte ſich über einer von drei Satyrn getragenen Muſchel Neptun erhebt. Aus ſeinem Dreizack ſpringen, nicht übel anzuſehen, Waſſerſtrahlen.

Das beſte Denkmal ſpaniſcher Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönig Pietro di Toledo aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſeinen Glanz verdankt.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels beſucht. Der Eindruck, welchen man dort empfängt, iſt gemiſcht aus Grauſen, Verwunderung und lebhafteſtem Intereſſe an jenen dunkeln Zeiten, welche dieſes unterirdiſche Werk ſchaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit einer gewiſſen heitern Kunſt verzieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus ſind vielleicht ausgedehnter als die Neapels, aber ſie ſcheinen minder ſchrecklich, weil ihre Gallerien und Gräberſtraßen durch eine ſtaunenswürdige Symmetrie geregelt ſind. Dagegen ſind die römiſchen Katakomben, ſo weit ſie eben zugänglich gemacht wurden, nur enge, niedrige, kunſtloſe Gänge und Kammern von freilich unermeßlicher Ausdehnung; aber doch ſind ſie die intereſſanteſten, weil ſie in der Hauptſtadt der Welt ſelber die Stätten waren, wo das Chriſtentum ſein nächtliches Leben nährte und

wo es ſich gleichſam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrſchen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tuffſelſen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen ſich als eine wüſte Todtenſtadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein mochte leichter zu bearbeiten und kein Fels leichter zu durchgraben ſein, als dieſer gelbe vulkaniſche Tuff Neapels; und wie mit der Zeit ſolche unterirdiſche Höhlungen und Stollen entſtanden ſind, kann man überall da in Neapel erkennen, wo dieſe Tuffwände als Steinbrüche für den Häuſerbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Poſilip, wo ſich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, welche nun zu Vorratskammern, ſelbſt zu Wohnungen benützt werden.

Die ungeheuren Räume, welche ſo in der Erde entſtanden und allmälig zu einem troglodytiſchen Labyrint anwuchſen, mußten von ſelbſt zu irgend einer Benützung ſich darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitaniſchen Meeres, daß ſie ſich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer möchte ſich ein noch ſo rohes Menſchengeſchlecht vorſtellen, welches im Angeſicht einer ſolchen Natur, unter dem glücklichſten Himmel ſich in ein unterirdiſches Dunkel verkröche? Jene uralten Felſenwohnungen, wie ſie im Tale Iſpica nnd in Malta gefunden werden, öffnen ſich doch immer dem Tageslicht. Gegen feindlichen Anfall und Bedrängniß indeß konnten dieſe Räume Schutz bieten,

und indem endlich die Stadt anwuchs, welche von dort-
jer das Material zu ihren Häuſern holte, war nichts
natürlicher als der Gedanke, die Todten daſelbſt zu be-
statten. Daß nicht erſt die Chriſten dieſen Gebrauch
von den Katakomben machten, iſt unbezweifelt; daß be-
reits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, lehrt
der Augenſchein. Man findet auch noch heute eine kleine
Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Ka-
takomben, welche in griechiſcher Schrift das Wort Priapos
eſen läßt.

Wann indeſſen der Gebrauch aufkam, iſt ungewiß.
Das Local, die Beſchaffenheit des Bodens bedingte ihn,
nicht die Sitte oder der Todtencultus von vorn herein.
Wir wiſſen, daß die Römer ihre Grabmäler über der
Erde erbauten, weil ſie auf der Ebene wohnten; in ber-
gigen Gegenden würden ſie, wie die Etrusker, Felſen-
gräber angelegt haben. Aber auch ſchon zur Zeit der
Republik gruben ſie Todtenſtätten in den vulkaniſchen
Tuff und legten unterirdiſche Gemächer an, worin ſie die
Sarkophage aufſtellten, wie denn auch heute die Gräber
der Scipionen ganz das Bild einer Katakombe im Klei-
nen gewähren.

Jene allgemeinen Katakomben nun möchten urſprüng-
lich der Begräbnißort des armen Volks geweſen ſein,
welches koſtbare Denkmäler über der Erde nicht errichten
konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den
Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man
die Aſchenkrüge aufſtellen konnte. Man findet in den
Katakomben Neapels auch noch ſolche Malereien, welche
durchaus der heidniſchen Zeit und Vorſtellungsweiſe an-

gehören; die meiſten freilich ſind chriſtlichen Urſprungs. Denn nachdem die verfolgte chriſtliche Gemeinde in dieſen unterirdiſchen Stätten Schutz geſucht und ſie zum Vereinigungspunkt ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, ſchmückte man die Grüfte der geliebten Todten, welche man in dem gemeinſamen Aſyl beſtattete, mit Bildern und Symbolen, die auf den Glauben ſich bezogen. Die Formen dieſer Darſtellungen waren noch die hergebrachten heidniſchen, und man erkennt den heitern Sinn der pompejaniſchen Arabesken auf den Wänden dieſer Chriſtengräber. Selbſt die ſymboliſchen Vorſtellungen ſind noch heidniſch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Abbildungen der Weinleſe, der Kelter. Man ſieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naſchen. Chriſtus wird als Orpheus vorgeſtellt. Dann entwickeln ſich weſentlich chriſtliche Symbole, Chriſtus der gute Hirt, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirſch, der Pfau, der Fiſch, die Taube, das Bild des Kreuzes, Engel. Es macht einen ſeltſamen Eindruck dieſe nun leider durch den Dampf der Fackeln geſchwärzten altchriſtlichen Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der chriſtlichen Kunſt aus der römiſchen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejaniſchen Stil bis zu dem von Byzanz fortſchreiten und unmittelbar an die heidniſche Mythologie eine neue chriſtliche ſich anſchließen zu ſehen, welche, wie die Religion ſelbſt erſt unterirdiſch ſich entfaltend, in der Folgezeit mit ihren Symbolen an das Tageslicht hervortreten und die Kirchen erfüllen ſollte.

Hier liegt wahrlich das Samenkorn der chriſtlichen

Entwicklung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt geweſen und aus ihr emporſtieg, iſt es kein Wunder, daß der Charakter des Chriſtentums ein katakombenhaftes Weſen mit in die freie Luft hinübernahm: das Todtenhafte, Düſtere, die ſchreckende Majeſtät der byzantiniſchen Heiligen und Chriſtusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgeſtiegene Todtenrichter anzuſchauen ſind, — würden ſie ohne das Katakombendunkel entſtanden ſein? Ja das Todtenhafte ſelbſt der chriſtlichen Lebensanſchauung, asketiſche Weltentſagung, Märtyrertum, Lebensverachtung, Luſt am Schmerz, endlich finſtere Unduldſamkeit und Fanatismus, würden ſie dem Chriſtentum ſo tief in das Weſen eingedrückt worden ſein, wenn es ſeinen Cultus in der heitern, ſonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöle bei düſterem Fackellicht, in beſtändiger Angſt vor dem Verfolger bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?

So hat mich denn in Neapel nichts ſo tief bewegt, als der Eintritt in dieſe Katakomben und der Eintritt in Pompeji. Beide ſo nahe bei einander ſind ganz unſchätzbare Denkmäler der menſchlichen Geſchichte; beide liegen im Schooß der Erde; und wahrlich kann man die Katakomben das Pompeji des Chriſtentums nennen. Beide erſchließen uns den tiefſten Blick in zwei große Perioden der Menſchheit; ihr Widerſpruch kann nicht greller ſein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grauſig öden Wohnungen des Heidentums, ſo lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den be-

malten Wänden der lebensheitere Menſchenſinn entgegen, der ſich mit den Formen des anmuthig Schönen umgibt und unter und mit ſeinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poeſie geſtellt hat. Hier blicken wir in die Wohnſtätte eines andern und doch deſſelben Menſchengeſchlechts. Es ſind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derſelben Periode angehörig, und wie verſchieden! Den heitern, pompejaniſchen Geiſt ſcheinen ſie noch nicht vergeſſen zu haben, ſelbſt in der Wüſte der Katakomben. Wie in der Erinnerung haben ſie die pompejaniſche Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionyſos auf die dunkeln Wände übertragen; aber ſie ſchmücken Gräber. Sie ſelbſt ſitzen an Gräbern, ſie genießen unter und mit den Todten ihre Liebesmale, die Agapen. Sie erfüllen dieſe düſtern Gallerien mit ihren Klagegeſängen und ihren monotonen Gebeten. Einſt werden ſie hervorkommen; ſie werden an das Tageslicht mit ſich nehmen fürchterliche Götter, von ſchreckendem Angeſicht, wie das Meduſenhaupt, Götter des Todes, vor denen das ſchöne Leben der Natur verſteinern wird, Märtyrer, Todtenſchädel, zahlloſe Gebeine, Knochenſplitter, Reliquien der Todten, welche über die Welt ſich verbreiten werden und die man einſt auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die ſchönen Statuen griechiſcher Götter ſtanden. Das wird aus dieſen Katakomben hervorſteigen, und mehr als der Veſuv über Pompeji ausſchüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Aſche der Trauer.

Sollten dieſe unheimlichen Vorſtellungen vielleicht mehr als Katakombenphantaſieen ſein? Ich laſſe es auf

ſich beruhen. Es gibt kein beſſeres Local für ſpekulative Theologie und Geſpenſter, als jene Grüfte. Die Luft iſt dumpf, feucht, ſchauerlich; tiefes Dunkel oder ein grauer Dämmerſchein, Modergeruch, fürchterliche Todtenſtille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Gallerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber ſich endlos ausdehnen, oder Niſchen und Loculi ſich ſehen laſſen, ſchlüpft man hinein, wühlt man ſich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten, und herauf zu den Malereien in den Niſchen, zu Geſtalten der Abgeſchiedenen, welche mit aufgehobenen Händen, ſteif, geſpenſtiſch, überirdiſch herunterblicken. Verwiſchte Inſchriften, griechiſche, römiſche, ſelbſt hebräiſche, ob zu entziffern oder nicht, und zahlloſe Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht in's Bewußtſein, daß man in einer Welt ſich befinde, wo alles Myſterium, Allegorie und Rätſel iſt. Zwei Hoſpitaliten von San Gennaro dei Poveri, Greiſe, welche in jenem Kloſter am Eingang der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Paſſendere Führer in dieſe Unterwelt kann man nicht finden. Sie ſchleichen in ihren langen, blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wahrlich wie Geſpenſter; von Alter gekrümmt, mit ſilberweißem Haar, eingefallene Geſichter und todtenbleich; wenn ich dieſe Alten betrachtete, ſchienen ſie mir bereits todt wie die Gerippe, welche ihr Fackelſchein beleuchtete, und als lebten ſie ſchon tauſend Jahre in den Katakomben. Der Eine las vor zwei Figuren in einer Niſche, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus

seit: Wir haben unſer Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott weiß. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei einmal aufgeregter Phantaſie ſolche myſteriöſe Sprüche ſich anhören; mir ſchien es, als ſagten dieſen Spruch die beiden Alten von ſich ſelber, und als wollten ſie mir damit zu verſtehen geben, daß ſie bereits abgeſchieden ſeien. Ich ſah ihnen in's Geſicht, und wie ſie ſo daſtanden in ihren Kutten und mit dieſen todtenfarbenen Geſichtern, überkam mich ein heimliches Grauen, und ich wollte nichts mehr hören noch ſehen. Dieſe Myſterien, dieſer tiefe, ſchwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder einmal hinunterſtürzt, — bliebe er doch dem menſchlichen Auge ſtets verſchloſſen. Mir ward unendlich weh, in den Spalt der Schöpfung hinunterzuſehen. Ich bat die Alten, mich wieder an's Licht zu führen, ich hätte genug. Sie ſchmunzelten und ſchlichen nun zurück. Am Eingange überzeugte ich mich denn auch, daß ſie beide noch lebten, denn ſie bedankten ſich herzlich für das Silberſtück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunk Wein zu erfreuen.

Um ſich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszuſöhnen, kann man nichts Beſſeres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man ſagt, daß er der ſchönſte Kirchhof Europas ſei, und wol möchte ich es glauben, denn ſeine Lage iſt ebenſo entzückend, als ſeine Monumente inmitten eines paradieſiſchen Gartens freundlich und dem Auge wolgefällig ſind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die

Straße nach Nola beherrſcht, und von wo aus das herrliche Panorama auf Stadt und Golf, die Küſten von Sorrent, den Veſuv und reiche Vegetation zu ſeinen Füßen offen liegt. Man hat dieſen Hügel mit Grabmonumenten bedeckt, welche meiſtens in der Form kleiner, ſehr zierlicher Säulentempel ſich erheben. Dieſe Tempel bilden bisweilen ganze Straßen, da ſie auf beiden Seiten ſich aneinander reihen, und indem man zwiſchen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßſtab die Vorſtellung von dem haben, was einſt die Via Appia geweſen iſt. Andere ſtehen wieder in andern Gruppen vereinigt, oder ſchließen ſich zu einer kleinen Todtenſtadt zuſammen; und etwa auf der Höhe des Hügels erhebt ſich eine Säulenhalle und eine Kirche in ziemlichem Umfange, wo Todtenmeſſen geleſen werden. Auch hat man weiterhin ein ſehr zierliches kleines Kloſter in gothiſchem Stile aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienſt halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderſchaften Neapels; dieſe höchſt wolthätigen Vereine zum Zweck der Beſtattung von Todten, ohne Frage die trefflichſten ſocialen Gemeinſchaften, da ſie auch Kranke und Notleidende pflegen, belaufen ſich in Neapel auf die Zahl von 174. Man lieſt ihre Namen an den Fronteſpizen der einzelnen Grabmäler. Andere Monumente ſind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gitterthüre verſchloſſen wird. Es befindet ſich darin ein kleiner Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es nicht an Bildern und Büſten der Todten. Hier können ſich denn die

Nachgebliebenen zum Gebet verſammeln und ſind nicht ganz von der Gemeinſchaft mit geliebten Todten getrennt. In jeder Weiſe erinnern dieſe Grabmonumente an die der Alten: heiter und ſinnreich, ſauber und angenehm, in graziöſen Formen, ſelbſt in pompejaniſcher Weiſe mit Farben geſchmückt, machen ſie einen ungemein beruhigenden und verſöhnenden Eindruck. Nun dieſe Haine von blühenden Bäumen, dieſe Oleanderbüſche, Amaranten, Tulpenbäume, dieſe köſtlichen Hortenſien, blühenden Myrten all überall; ſie drängen alles Düſtere und Farbloſe zurück, und indem man unter der Blütenpracht dieſer zierlichen Grabtempel ſitzt und der Blick weithin das geſegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer umfaßt, muß man ſich ſagen, daß den Todten hier recht wol gebettet ſei. Der ſchöne Kirchhof wurde erſt im Jahr 1845 eingeweiht.

4.

Man wird ſchwerlich Neapel verlaſſen, ohne den Veſuv beſtiegen zu haben; aber nicht viele mag es geben, die auch ſeinen Zwillingsbruder, den ſchönen Berg Somma beſuchten. Alles Intereſſe nimmt der rauchende Vulcan in Beſchlag, und es bleibt ſeine zweite, ausgebrannte Spitze unbeachtet; und doch ſo gar ſchön gipfelt ſich die Somma mit ihren ſteilen ſchwarzen Lavawänden neben dem Veſuv empor, und ſenkt ihre grünbewaldete Seite in die Ebenen Campaniens allmälig nieder.

Ich beſchloß eine Fahrt auf den Berg, denn ſchon

ein Blick von dem Gipfel auf den Aſchenkegel des Veſuvs ſelber mußte belohnend ſein, da er ſich ſo von oben und in unmittelbarer Nähe angeſchaut in einer neuen Geſtalt darſtellen mußte. Wir waren eine heitere Geſellſchaft von ſieben Männern, darunter auch zwei Naturforſcher, ein franzöſiſcher Zoologe, und ein Arzt aus Tambow in Rußland. Um 6 Uhr des Morgens fuhren wir von der Stadt aus, und nachdem wir San Giovanni paſſirt hatten, wendeten wir uns links durch blühendes Gartenland nach Santa Anaſtaſia zu Füßen der Somma. Wir nahmen uns hier Führer, die des Weges durch die Bergwaldung kundig waren. Ein kräftiges Weib trug unſern Speiſekorb und zwei maleriſch ausſehende Männer, von denen der eine im Gürtel einen langen Dolch und auf der Schulter eine Flinte mit ſich führte, ſchritten uns voraus. So ſetzte ſich die kleine Karavane in der fröhlichſten Laune in Bewegung, entzückt durch den ſtralenden Himmel des Julimorgens und durch die ſchon jetzt wunderſame Fernſicht in das Paradies Campaniens, welches der Somma zu Füßen ausgebreitet liegt.

Wir ſtiegen zuerſt durch Weinberge aufwärts, in denen der edle Wein von Somma wächſt, dann kamen wir in ſchattige Caſtanienwälder, bis das Aufſteigen immer beſchwerlicher und die Bergſenkungen immer ſteiler wurden. Durchweg und bis gegen die Kanten des Gipfels iſt die Somma mit Caſtanienwuchs bedeckt und mit einer üppigen Flora geziert. Die herrlichſten Blumen, Feuerlilien zumal, Nelken, Lychnis, Trifolium, purpurnes Antirrhinum, die köſtliche Valeriana lockten den

Botaniker, während der Zoolog auf die bunten Schmetterlinge eifrig Jagd machte.

Je weiter wir hinaufſtiegen, deſto pfadloſer wurde der Berg; nicht einmal Hirten haben ihre Straße hier ausgetreten; oft verſchwinden die ſchmalen Pfade, und verlieren ſich in Gebüſchen oder in wildzerriſſenen Abgründen und Schluchten. Wir fanden tiefe, ſteile Rinnen, nun trocken gelegte Betten der Regenflut, deren Wände in vulcaniſcher Aufſchichtung bald Aſche, bald Lapilli, bald feſte Lava bildeten.

Drei von unſerer Geſellſchaft ſtiegen in eine ſolche vulcaniſche Schlucht nieder, mit Hammer und Schaufel ausgerüſtet, um den Cryſtalliſationen nachzuſpüren. Wir fanden ihrer genug in den Grotten, welche hier von der baſaltiſchen Lava und den verhärteten Aſchenſchichten gebildet ſind. Vielfache Eiſencryſtalle und das herrlichſte vulcaniſche Geſtein liegt theils auf dem Boden, theils läßt es ſich hervorſchlagen; die mineralogiſche Ausbeute könnte hier groß ſein, wenn man ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, und die Gefahr nicht ſcheut, von den ziemlich lockern Wänden der Schluchten verſchüttet zu werden.

Mit Geſtein beſchwert geſellten wir uns wieder zu den Andern, die unterdeß im Schatten des Baumwuchſes auf uns gewartet hatten. Wir ſtiegen luſtig weiter, bis wir, von der Anſtrengung des pfadloſen Kletterns und der Sonnenglut erſchöpft, ungefähr auf dem zweiten Drittel des Bergs an einer Quelle niederſanken. Die Quellen ſind auf der Somma ſparſam; unſere Führer nannten dieſe, deren Waſſer nicht reichlich, aber er-

quickend friſch war, Fontana di Menone. Wir beſchloſſen ſie Quelle des Memnon zu taufen, den Caſtanienhügel aber, auf dem ſie fließt, den Berg des Memnon zu nennen. Auch iſt ja alles Geſtein ringsum tönend, weil es gebrannt iſt; ſchlägt man mit einem Eiſen oder nur mit einem Stock an dieſe graublauen Tuffe, ſo klingen ſie mit faſt metalliſchem Ton, nicht anders als auch die Säulen auf dem Forum von Pompeji klingen, wenn man an ſie ſchlägt.

Höher hinauf wurde der Berg immer wüſter, mehr und mehr häufte ſich die Aſche und das Lapilligebröckel; das Aufſteigen ward darum beſchwerlicher, aber auch immer lohnender die Ausſicht. Vom Veſuv ſahen wir noch nichts, weil der ſteile Kamm der Somma ihn verdeckte; dagegen erweiterte ſich landhinein der Horizont faſt mit jedem Schritt und umfaßte eine der erhabenſten Anſichten von der Bai von Bajä und den Bergen Iſchia's über Neapel und den Golf hinweg, über die Ebene von Caſerta und das ganze große Gartenland Mittelcampaniens bis gegen die Berge von Sarno hin. Vom Golf, an dem ſich das unermeßliche Neapel die Hügel hinaufzieht, bis ſo weit das Auge zu den Apenninen, zu den Bergen von Matteſe und Santa Vergine reicht, dehnt ſich dieſe ſelige Ebene aus; ſie gleicht einem ungeheuren Park, von weißen Wegen durchſchnitten und bedeckt mit Schlöſſern, Villen, Kirchen und Klöſtern, und mit Städten, die im Grünen inſelgleich hervorſchimmern. Auf dem letzten Vorhügel unter dem Kamme der Somma ſtanden wir hingeriſſen von Entzücken, denn wir konnten Neapel und das Meer auf der einen, die Ebene Cam-

paniens auf der andern Seite wie mit einem Blick übersehen.

Wir zählten folgende Städte: Santa Anastasia und Somma, weiterhin Pomigliano d'Arco, Acerra, Afragola, Santa Maria unterhalb Capua, rechts von hier Caserta und sein Schloß, Maddaloni zu Füßen blauer Berge, gerade vor uns, über Somma hinaus, Marigliano, und weiterhin Nola, dann Ottajano, Palma und Sarno, wo die Berge zur äußersten Rechten bei Nocera die Ebene schließen. Es war heute das Fest der Mutter der Gnaden. Aus den Städten unten drang wie ein dumpfes Pelotonfeuer der Schall von Kanonenschlägen aufwärts und wie wir hoch auf dem nun ausgebrannten Krater der Somma standen, glichen die rollenden Schüsse vulcanischen Feuern, die im Innern des Berges knatterten.

Wenn man dies herrliche Stück Meer und Land zu Füßen überblickt, so kann man begreifen, daß wer einst hier Herrscher war, eher sterben als den Verlust verschmerzen mochte, so die Schwaben, so das Haus Aragon, so Joachim Murat. Auf einem solchen Standpunkt mochte einst der große Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: „Jehovah hätte dem Moses das gelobte Land weniger angepriesen, hätte er Neapel gesehen." Und noch wartete ein neues, größeres Schauspiel auf uns. Noch sahen wir den Besuf nicht, wir näherten uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hölzerner Kreuz als den höchsten Punkt bezeichnet, und noch eine ganze Schritte auf dem scharfen Grat vorwärts, [illegible] plötzlich aus dem Boden [illegible], so stand [illegible]

us die unbeſchreibliche Geſtalt des Aſchenkegels, nah nd nächſt uns gegenüber. In grellſtem Contraſt wurde er Blick von den entzückenden Gefilden Campaniens nn hineingeriſſen in die graue, leichenſtarre Todeswüſte, wo die freudenloſe Natur in Aſche trauert. Die Gewalt dieſes Gegenſatzes kann ich nicht mit Worten ſchildern, noch den Eindruck bezeichnen, den der plötzliche Anblick des dampfenden Aſchenberges machte; ſchien er doch mit einemmal in dämoniſcher Furchtbarkeit aus dem Höllenſchlund ſchwefelflammend emporzuſteigen.

Von keinem Punkt aus kann der Veſuv ein gleiches Bild gewähren wie von der Spitze der Somma, die ihn an Höhe beinahe erreicht. Wenn man auf dem Wege von Urſina zum Aſchenkegel klimmt, ſieht man ihn nur von unten auf; hier ſieht man ihn von oben nach unten, ſchaut faſt in ſeinen Rachen hinein, ſieht ihn in ſeiner vollen Geſtalt auf dem herrlichſten Hintergrund von Landſchaft und Meer; und außerdem hat man das wüſte Theater des Sommakraters vor ſich mit allen ſeinen abgeſtürzten Lavawänden, die ſich ſchwindelief herabſenken. Wer nun endlich vom Fuß des Veſuvs ich zum Aſchenkegel emporwindet, ſieht überhaupt nicht mehr die Geſtalt deſſelben, ſondern nur ſeine Aſche und eine Lavafelder.

Drei von uns wagten ſich auf dem ſchmalen Grat er Somma bis an die äußerſte Spitze vorwärts, und ier war die Scene dieſe: Dreifach zerſchmettert und erriſſen gipfelt ſich die Somma dreimal, nach dem Veuv ſenkrecht hingeſtürzt. Zur Rechten und zur Linken ıarrt der alte zerſchellte Krater, ein ſchwarzer zerbro-

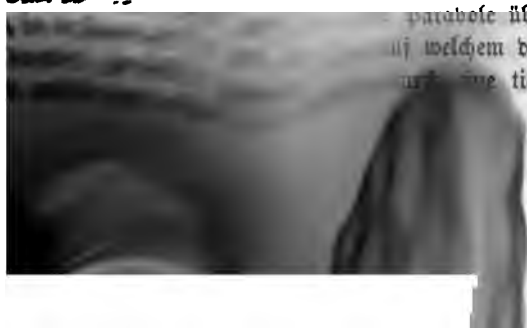
paniens auf der andern Seite [illegible] überſehen.

Wir zählten folgende Städte: S[illegible] Somma, weiterhin Pomigliano d'Ar[illegible] gola, Santa Maria unterhalb Capu[illegible] Caſerta und ſein Schloß, Maddalo[illegible] Berge; gerade vor uns, über Somm[illegible] gliano, und weiterhin Nola, dann [illegible] und Sarno, wo die Berge zur äußer[illegible] Nocera die Ebene ſchließen. Es war [illegible] der Mutter der Gnaden. Aus den Städ[illegible] wie ein dumpfes Pelotonfeuer der Schall [illegible] ſchlägen aufwärts, und wie wir hoch auf [illegible] gebrannten Krater der Somma ſtanden, glic[illegible] den Schüſſe vulcaniſchen Feuern, die im [illegible] Berges knatterten.

Wenn man dies herrliche Stück Meer u[illegible] Füßen überblickt, ſo kann man begreifen, da[illegible] hier Herrſcher war eher ſterben als den B[illegible] ſchmerzen mochte; ſo die Schwaben, ſo das [illegible] gon, ſo Joachim Murat. Auf einem ſolche[illegible] punkt mochte einſt der große Kaiſer Friedrich [illegible] gerufen haben: „Jehovah hätte dem Moſes da[illegible] Land weniger angeprieſen, hätte er Neapel [illegible] Und noch wartete ein neues, größeres Schauſ[illegible] uns. Noch ſahen wir den Veſuv nicht, wir [illegible] uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hö[illegible] Kreuz als den höchſten Punkt bezeichnet, und n[illegible] paar Schritte auf dem ſcharfen Grat verwa[illegible] wuchs plötzlich aus dem Boden empor, ſo ſ[illegible]

währte, wenn
jacken, Lava=
ebel teilte ſich
as ganze Pa=
pri, Iſchia,
ne.
e Ruf weckte
er 67jährige
bolten malen
fangen, der
igungen der
Greis, von
ermüdlicher
Landſchaft
n Schmet=

nma nicht
em müh=
aus dem
wüſten
ir ganz
ei liegt
ebäude
eihun=
ichkeit,
uns,
t näm=
parabole über
uf welchem das
e tiefe



chener Rachen; rötliche und graue Felſenzinken, maſſige ſcharfe Lavaſplitter werden von wüſt zuſammengeballtem vulcaniſchen Geſchiebe unterbrochen. Wenn der Beſchauer auf dem mittelſten Auslauf des Sommarandes ſteht, ſieht er dieſen Rand in pyramidiſchen Bildungen halbkreisförmig um den Veſuv gebogen, von dem er durch den ſchwarzen Abgrund getrennt wird. Nah vor den Augen ſteht der Aſchenkegel, überwältigend erhaben, vom Scheitel bis zum Fuß in Aſche gehüllt, graugelb von Farbe, nur an den Seiten wo ihn die Lava überfloß, tiefſchwarz geſtreift, der Kraterrand hochgelb und weiß umfaßt, einen leichten Dampf ausatmend.

Allmälig verſchwindet der Schauer des erſten Eindrucks, und mit der Bewunderung des Erhabenen verbindet ſich das Entzücken über die ſanften Formen und Linien dieſes ſchönen Kegels, wie über die nicht zu beſchreibende Zartheit ſeiner Farben. Ich kenne keine Anſicht der Natur, in welcher ſich eine ſo vollkommene Verbindung des Furchtbaren mit dem Reizenden zeigte wie in dem Aſchenkegel des Veſuvs; und nun, da ich auch den Krater des Aetna beſtiegen habe, darf ich ſagen, jene Verbindung iſt das Charakteriſtiſche, welches dem Veſuv eigen iſt. Es iſt wahrlich ſtille, ruhende Majeſtät; die zarte Farbe der Aſche, mit deren Anblick ſich zugleich die Vorſtellung des Sanften und Weichen verbindet, ihr bräunlicher oder bläulich milder Ton, endlich die ſchönen Linien des Kegels kommen hinzu, um eine wunderbar harmoniſche Erſcheinung hervorzubringen. Wenn nun die glänzende blaue Meeresfläche, das blaue Gebirge und die duftige Landſchaft den grauen Aſchen-

legel als Hintergrund von den Seiten umgeben, und ſo dieſe lebhafteren und ſtralenden Farben gleichſam hervorquellen, wird hier eine bezaubernde Farbenzuſammenſtimmung hervorgebracht.

Der Blick mag ſich von dieſer Geſtalt nicht losreißen, und doch lockt ihn wieder die unſäglich heitere Meeresbläue, der ſegelbedeckte Golf und am Horizont das herrlich geſchnittene Eiland Capri. Auf der Linken taucht der Blick nicht minder froh in den Uferſaum von Caſtellamare und in die rebenumgrünten Landſchaften von Bosche tre Caſe, Bosche Reali, Scafati und Lettera hinab.

Wir lagerten uns auf der ſteilen Wand der Somma, alle Seligkeit der Welt im Himmel, Erde, Meer über, um und unter uns ausgebreitet. Ruhig ließ uns der Veſuv gewähren; nur aus dem hochgelben Schwefelrande dampfte er, um uns zu ſagen, daß mitten in das Paradies aller Wonnen der Dämon der Zerſtörung hingeſtellt ſei. Jene beiden Lavaſtreifen, welche den Aſchenkegel ſchwarz einfaſſen, ſind die erſtarrten Ströme der beiden jüngeren Eruptionen. Der auf der linken Seite ſchreibt ſich vom Jahr 1850 her. Damals hatten ſich an der Seite des Veſuvs ziemlich gegen den Fuß des Aſchenkegels hin fünf kleine Krater gebildet; wir ſahen und zählten dieſe ſonderbaren ſchwarzen Kegelchen. Herr B. zeigte mir auch die Stellen, wo beim Ausbruch von 1847 ein Amerikaner und ein Deutſcher ums Leben kamen. Tollkühn ſich vorwagend wurden beide von glühenden Steinen niedergeſchlagen. Der Deutſche, dem ein Stein beide Beine zerſchmettert hatte,

ſtarb am Fuße des Veſuvs ſelber, der Amerikaner, nachdem der Brand ſeinen zerſchmetterten Arm ergriffen, im Spital zu Neapel.

Ein wunderbares Schickſal traf im Jahr 1822 einen Schuſter aus Sorrent. Er war auf den Krater gegangen ohne einen Führer mitzunehmen. Der Krater, ausgeleert durch den Ausbruch vom Jahr 1820, lag frei; der verwegene Schuſter ſtieg hinein und es wandelte ihn die Luſt an, dem Höllengeiſt nicht allein in den glühenden Rachen zu ſchauen, ſondern ihm als ein obſcöner Titane noch ein Schimpflicheres anzuthun. In dieſer vulcaniſchen Verunglimpfung begriffen überfiel ihn ein Schwindel, der Mann ſtürzte in den Krater hinab. Erſtarrte Lava hielt ihn auf. Mit einem zerſchmetterten Bein und Arm blieb er in dieſer Lage zwei Tage lang am innern Kraterrande ſchweben, bis einige Veſuvfahrer am dritten Tage ſein Wimmern hörten. An Seilen zog man den Unglücklichen in die Höhe; der Schuſter aber ſchien die unzerſtörliche Natur Ahasvers zu haben, denn er kam aus dem Spital von Neapel lebend und geſund in ſeine Heimat zurück. Dieſe ſchrecklich heitere Geſchichte erzählte uns Don Michele, Pfarrer der Einſiedelei auf dem Veſuv, zu dem wir hinabgeſtiegen waren. Denn nach einer Stunde Aufenthalts hatten wir den Gipfel der Somma verlaſſen, um rechts fort zu der Einſiedelei hinabzugehen.

Die Scene wechſelte hier. Ein Nebel kam über den Veſuv gezogen, ein heftiger Luftzug jagte ſein Gewölke durch Schluchten und Felswände über den Aſchenkegel — ein ſchöner Luftkampf, der dem wüſten Schauplatz

ein neues Leben und einen neuen Reiz gewährte, wenn durch die flatternden Nebelgeſpinnſte Felszacken, Lavablöcke und Krater hervorgrauten. Der Nebel teilte ſich bald, und vor unſern Füßen lag wieder das ganze Paradies, Neapel, der ſtralende Golf, Capri, Iſchia, Miſen, und rechts hin die campaniſche Ebene.

„Voilà la Cléopâtre!“ Dieſer ſeltſame Ruf weckte mich aus allen Betrachtungen. Es war der 67jährige franzöſiſche Naturforſcher, der ihn zu wiederholten malen ausſtieß, und fortſprang, die Kleopatra zu fangen, der neue und doch ſo alte Antonius. Die Neigungen der Menſchen ſind ſeltſam. Der liebenswürdige Greis, von dem heiterſten Temperament und von unermüdlicher Kraft, würdigte weder den Veſuv noch die Landſchaft eines Blicks: er hatte nur Augen für die kleinen Schmetterlinge.

Wir waren auf dem ſteilen Rande der Somma nicht ohne Gefahr hinuntergeſtiegen, und nach einem mühſamen Weg über Aſche und über Lavageſchiebe aus dem Jahr 1850, die nun in ihrer Erſtarrung einem wüſten ſchwarzen Sturzacker gleich ſehen, gelangten wir ganz ermüdet zu dem Einſiedler. Die kleine Einſiedelei liegt nahe an dem Obſervatorium, einem zierlichen Gebäude von entzückender, weithin herrſchender Lage. Zweihundertjährige Linden umgeben ſie in deutſcher Traulichkeit, und ihre vom Vulcan unverſehrte Kraft belehrte uns, daß dieſer Punkt beſonders geſchützt ſei. Es fällt nämlich der Aſchen- und Steinregen in einer Parabole über die Einſiedelei hinweg, und der Hügel auf welchem das Kirchlein ſteht, wird von dem Veſuv durch eine tiefe

Austalung geſchieden, alſo vor jedem Lavaſtrom geſchützt. Außerdem zeigte uns das ſchwarze Schildchen mit den gelben Meſſingbuchſtaben, daß das Ganze in die Magdeburger Feuerverſicherungsgeſellſchaft gekauft ſei. Am Feuerherd des Vulcans und in unmittelbarer Nähe ſeiner furchtbaren Verheerungen ein Magdeburger Feuerverſicherungspatent — das iſt gewiß in höchſtem Maß ergötzlich.

In frühern Jahren wohnte ein wirklicher Eremit an dem Kirchlein von San Salvadore; der Pfarrer von Reſina hat ihn aus der einträglichen Stelle verjagt und kommt nun ſelber von Zeit zu Zeit hinauf dort Meſſe zu leſen und die Gäſte mit Lacrimä Chriſti zu bewirten. Die kleine Gemeinde beſteht aus einigen Colonen, welche am Fuß des Veſuvs zerſtreut ſich angeſiedelt haben, ferner aus der Bewohnerſchaft des Obſervatoriums und der Gendarmenwache. Zur Pfingſtzeit wird hier ein Feſt gefeiert; dann kommen von den umliegenden Städten wol 12000 Menſchen herauf und ziehen in Proceſſion von San Salvadore bis zum Kreuz am Fuß des Veſuvs, um mit Gebeten den fürchterlichen Feuerdämon zu beſchwichtigen. Nun ruht der Berg ſeit dem Jahr 1850, und auch damals war ſeine Verheerung nicht groß, der Lavaſtrom floß gegen Ottajano in ziemlicher Breite, verwüſtete die Gärten des Fürſten dieſes Namens und zerſtörte das Kloſter der heiligen Tereſa wie einige Wohnungen.

Nach einem herrlichen Mal bei dem Pfarrer Don Michele, der uns obenein die liberalſte Rechnung machte, weil er unſern Freund B. perſönlich kannte, ſtiegen

wir nun über die Lavaſtröme nach Reſina hinunter. Dieſes ſchwarze, endloſe Lavafeld gewährt einen troſtloſen Anblick. Aber auch hier iſt der Menſch in ſeiner alles bewältigenden Induſtrie bewundernswert; denn kaum iſt der Lavaſtrom erkaltet, ſo macht er ſich daran, ihn zu benutzen. Selbſt im Obſervatorium fand ich die bizarrſten künſtlichen Grotten und Gartenumzäunungen von Lava, und in der Einſiedelei hatten wir unſern Kaffee auf einem zierlich gearbeiteten Tiſch von Lava getrunken. Man meißelt ſelbſt Büſten aus dieſem Material, und wie herrlich es nach der Politur ſich ausnimmt, ſollte ich erſt in Catania erfahren, wo die Mannichfaltigkeit der Aetnalaven und ihre ſchöne Färbung mich in Erſtaunen ſetzte.

Wir ſtiegen nun nach Reſina nieder. Scharf gränzt hier die Lavawüſte an die üppigſte Rebenvegetation, und unmittelbar an der Lava und in der Aſche ſelbſt entwickelt der Granatbaum ſeine köſtlichen Blüten, welche ſo brennend rot ſind, als wären ſie Blumen gediegenen Feuers. —

Die Fahrt war ſo heiter und ſo lohnend geweſen, daß wir beſchloſſen bald eine ähnliche zu unternehmen, und ſo rollte mit uns wenige Tage darauf der Wagen von neuem über die Magdalenenbrücke nach dem Veſuv hinaus. Diesmal wollten wir ſeine Anſicht von der entgegengeſetzten Seite genießen. Wir fuhren alſo nach den Lavaſtrömen von 1850, die ſich über Boſche tre Caſe und Boſche Reali hinaus erſtrecken. Zum erſtenmal ſah ich hier dieſe merkwürdigen Dörfer, welche auf der gefährlichſten Stelle am Veſuv ſelber ſich an-

geſiedelt haben. Ihre verlaſſene Lage mitten unter dem ſchönſten Grün, welches die vulcaniſchen Mächte nähren, iſt ſo reizend idylliſch wie die der Aetnadörfer; aber noch mehr als dieſe haben ſie ein ganz orientaliſches Anſehen. Klein und gewölbt wie die Häuſer auf Capri, ſind ihre Wohnungen aus der ſchwarzen Lava gebaut, und ſelbſt die Türme der Kirchen beſtehen aus dieſem düſtern Material. Das Volk ſieht wild, ſcheu und ärmlich aus — nirgends ein ſchönes Antlitz. Wir waren in einer Schenke in Bosche Reali abgeſtiegen, um von dort aus unſere Wanderung nach dem Lavafelde fortzuſetzen. Vergebens fragten wir nach Früchten; unſere Begierde nach ihnen wurde durch die Unmöglichkeit ſie aufzutreiben geſteigert. Da bemerkten wir plötzlich ein Pferd neben unſerm Tiſch, wie es aus einem Eimer mit größter Seelenruhe Johannisbrodfrüchte fraß. Es gab nun eine wunderliche Scene, denn wir alle fielen über den Eimer her, und halfen das ſchmackhafte Pferdefutter mit verzehren. Hier erfuhr ich denn handgreiflich, daß man in Neapel die Pferde mit Johannisbrod füttert.

Wir beſuchten die Lavaſtröme. Scharf haben ſie in die Weingärten hineingeſchnitten, ſo daß unmittelbar an der Lava vieljährige Ulmenbäume ſtehen, um welche die Rebe ihre dreifachen Guirlanden ſchlingt. Um ſo grauenhafter erſcheint durch den Contraſt des heiterſten Lebens der Natur die ſchreckliche Verwüſtung. Ich ſah auch auch die Trümmer vom Palaſt des Duca di Miranda in der Lava und Spuren anderer verheerter Wohnun-

gen. Immer gleich prächtig zeigte ſich auch von dieſer Seite der Aſchenkegel.

So war ich denn genugſam in die Myſterien des Vulcans eingeweiht, um nun endlich auch ſeinen Krater zu erſteigen. Ich hatte mir oft ſagen laſſen, daß dieſes Anklimmen auf den Aſchenkegel des Veſuvs ermüdender ſei, als die Beſteigung des Aetnakegels. Nachdem ich beide Mühſale genoſſen habe, darf ich ſagen, daß mir das Erklettern des Veſuvs wie ein Spaziergang vorkommt gegen die ungeheure Anſtrengung, welche der Aetnakegel koſtet, zumal in ſo verdünnter Luft und bei ſo ſtarken Gasausſtrömungen des heißen und ſchwankenden Bodens. Ja, wenn man durch jene phlegräiſchen ſchwarzen Wüſten des Aetna, die nimmer zu enden ſcheinen, und über jene gigantiſchen Lavafelder ſtundenlang geritten iſt, will dieſer ſtädte- und volkverſchlingende Veſuv ſich zu einem artigen Feuerſpielzeug für die Neapolitaner verkleinern. Indeß gewährt ſein Krater in ſeiner Kleinheit doch ein gedrängteres und lebhafteres, farbenglühenderes Gemälde der Hölle als ich auf dem Aetnakrater ſah.

Es war eine köſtliche Nacht als ich vom Veſuv herunterſtieg. Die Sonne war im Meer von Ponza verglommen; bei wachſender Dunkelheit leuchteten die Städte der campaniſchen Ebene und leuchtete Neapel in funkelnden Lichtern, und am tiefblauen Himmel ſtand durch die Unendlichkeiten des Raums hingezogen das feurige kriegverkündende Bild des Kometen — ein großer Anblick und die Seele ergreifend, weil auf einem Vulcan angeſtaunt.

5.

Man hatte mich in Neapel auf das Feſt des heil. Paulinus in Nola aufmerkſam gemacht, als auf eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Ganz Campanien, ſo ſagte man, ſtröme dort zuſammen, und es gebe ein Schauſpiel das ſeines Gleichen nicht mehr habe. Ich machte mich alſo am 26. Juni dorthin auf, ohnehin neugierig Nola kennen zu lernen, welches ſo manche Erinnerung darbietet: Marcellus hatte einſt vor den Toren Nola's dem großen Hannibal die erſte Niederlage beigebracht, der Kaiſer Auguſtus war hier geſtorben, Tiberius hatte hier ſeine Herrſchaft angetreten. Wer wüßte ferner nicht, welche unerſchöpfliche Fundgrube herrlicher Vaſen Nola geworden iſt; die ſchönſten, welche das bourboniſche Muſeum beſitzt, hat man hier, in Nuvo und in Santa Agata bei Goti gefunden, und wer ſie geſehen hat, wird ſich mit Vergnügen jener großen Nolaniſchen Vaſe erinnern, welche in einer figurenreichen Compoſition die Zerſtörung von Troja darſtellt. Endlich müſſen wir auch der Erfindung der Glocken gedenken, deren ſich dieſe campaniſche Stadt rühmt; und auch der heil. Paulin ſelber, einſt Biſchof der Stadt, ein trefflicher Poet und gelehrter Kirchenvater, iſt ein gar nicht zu verachtender Stolz Nola's.

Saverio de Rinaldis hat ihn in einem lateiniſchen Epos beſungen. Dies Gedicht iſt dem Virgil nachgeahmt, und heißt die Paolineide. Ich kaufte es mir eines Tags im Hafen von Neapel, wo es mir bei einem

Straßenbuchhändler in die Hände fiel, aber obwol mich das wunderliche Feſt des Heiligen genug für ihn intereſſirt hatte, brachte ich es doch nicht über mich das Gedicht auszuleſen. So viel wollen wir uns merken, daß der merkwürdige Mann im Jahr 351 in der heutigen Gascogne geboren war, daß ſein Vater, Präfect von Gallien, ſich noch zum Heidentum bekannte, und daß auch der Sohn darin aufwuchs. In Bordò zum Chriſtentum übergetreten, wurde Paulinus bald ſein eifrigſter Anhänger. Er hatte das Conſulat erlangt, und war zum Verwalter der Provinz Campanien ernannt worden. Hier verlegte er ſeinen Sitz von der Hauptſtadt Capua nach Nola, aus keinem andern Grund, als weil dort der heil. Biſchof Felix begraben lag, und durch ſeine Wunder alle Welt herbeizog. Er entſagte hier dem weltlichen Leben; ſeine innern Neigungen und ſeine unglücklichen Erfahrungen trieben ihn zum geiſtlichen Stande; war er doch einſt des Brudermordes öffentlich angeklagt geweſen, und nur durch die Dazwiſchenkunft ſeines Lehrers Felix von der fürchterlichen Anklage gereinigt worden. Paulinus wurde Geiſtlicher, ſein Genie als Dichter und gelehrter Kirchenſchriftſteller brachte ihm Anſehen, ſein heiliger Lebenswandel eine gränzenloſe Verehrung. Er wurde der Nachfolger des heil. Felix auf dem Biſchofſtul zu Nola. Als er nun im Jahr 431 geſtorben war, begrub man ihn in der Kathedrale; ſpäter kam ſein Körper nach Benevent, und endlich in die Kirche des heil. Bartholomäus in Rom.

Was nun den Paulinus im Gemüte des Volks lebendig erhält, ſind weder ſein Genie noch ſeine Wunder,

ſondern es iſt eine gute That, die von ihm berichtet wird. Als er nämlich Biſchof war, wurde der einzige Sohn einer Nolaniſchen Wittwe von den Vandalen in die Sklaverei nach Afrika hinweggeführt. Paulinus machte ſich in chriſtlicher Selbſtaufopferung auf die Reiſe, den Sohn zu löſen, und an ſeiner Stelle das Joch der Knechtſchaft zu tragen. Nach vollbrachtem Werk kehrte er aus Libyen heim; die Nolaner aber zogen ihm aus der Stadt feſtlich entgegen, holten ihn ein und führten ihn mit Muſik und Tänzen und ſeltſamen Feierlichkeiten auf ſeinen Biſchofsſitz zurück. Das war geſchehen am 26. Juni eines ungewiſſen Jahrs; das Andenken dieſes Tags wird nun alljährlich in Nola gefeiert, und verſammelt eine unglaubliche Menſchenmenge, welche von den weitentlegenſten Gegenden Campaniens heranzieht, an dem ſeltſamſten Volksfeſte teil zu nehmen.

Ich begab mich alſo am frühen Morgen auf die Nolaniſche Eiſenbahn. Die Fahrpreiſe waren auf ein Minimum herabgeſetzt, der Zudrang groß, alle Straßen mit Wagen jeder Art bedeckt, welche auf dem Landweg nach Nola eilten. Eine und eine Viertelſtunde lang fuhr der Zug durch das blühende, weinrebenumgürtete Land, deſſen unerſchöpfliche Fülle ein ewiges Feſt der Natur ſcheint. In Nola angelangt, ſah ich denn ſchon vor den Toren eine unabſehbare Menſchenflut ſich gegen die Stadt ergießen. Ein Krammarkt war am Eingang aufgeſchlagen, die alte Stadtmauer und ein daran ſtoßender Turm beklebt mit rieſengroßen Bildern; da gab's im Turm ſelber die gran Foca marina zu ſehen, und Trompeter wie Ausſchreier machten über dieſen Seehund einen unſäg-

lichen Lärm von Trompetenstößen und Anpreisungen. Zugleich erscholl aus einem gegenüberstehenden Hause eine wüste Musik, und das alles übertönende Geschrei von Schauspielern, die auf einem Brett stehend zu ihren Künsten einluden. Nicht zu sagen ist die bunte Menge von Waaren, welche in den Buden ausgerufen werden, noch der Lärm der in die Stadt Strömenden, noch die Grellheit der Farben, die sich hier in Tüchern und Kleidern und in den zahllosen Fähnchen zusammenfanden, welche in den Händen geschwungen wurden.

Kaum war ich in die wimmelnde Stadt eingetreten, als mich eine nie gesehene Erscheinung verwirrte. Eine rauschende Musik drang aus einer Seitenstraße, ein sonderbares Ungetüm kam angewandelt, dessen Anblick mich auf einmal aus Campanien geradezu nach Indien oder Japan versetzte. Ich sah einen hohen, grell mit Gold, Silber und Rot überkleideten Turm von Lastträgern herbeitragen; er war fünf Stockwerke hoch, aus Säulen aufgebaut, mit Frontispizen, Friesen, Nischen, Bogen, unzähligen Figuren geschmückt, zu beiden Seiten mit bunten Fähnchen besteckt, mit Goldpapier, mit roten Decken, mit jeglichen Farben überzogen. Die Säulen waren metallglänzend rot, die Nischen goldgrundig mit den ausschweifendsten Arabesken verziert; die Figuren Genien, Engel, Heilige, Ritter in den unsäglichsten Costümen dargestellt; sie standen stockwerksweise über einander, hielten Füllhörner in den Händen, oder Blumenbüsche, Guirlanden oder Fahnen. Alles rauschte, knitterte, flatterte in der Luft, da der Turm selber auf den Schultern von etwa dreißig Lastträgern hin- und her-

ſchwankte. Es ſaßen aber in dem unterſten Stockwerk blumenbekränzte Mädchen, mitten inne ein Chor von Muſikanten, auf Trompeten, Pauken, Triangeln, Zinken eine ſinnverwirrende Muſik erhebend.

So bewegte ſich dieſer Turm langſam weiter, über die Häuſer der Straße wegragend, und oben auf der Spitze einen ſonnenſtralenden Heiligen gen Himmel haltend; und nun hörte ich auch von einer andern Seite her ſchallende Muſik, und ſah über den Häuſern weg hie und da noch einen, und wieder einen und immer wieder mehrere ſolcher Wandeltürme hervorragen.

Mein Gott, fragte ich einen neben mir ſtehenden Mann, was iſt denn dieſes? Der Mann antwortete mir in einer ganz unverſtändlichen Sprache, von der ich nichts begriff als die Worte guglia di San Paolino. „Ihr müßt wiſſen", bemerkte hierauf ein Neapolitaner, welcher ſich zu mir wandte, „daß dies die Feſtobelisken für den Heiligen ſind; denn als er aus der Barbarei nach Nola zurückkehrte, gingen ihm die Bürger dieſer Stadt tanzend entgegen, und trugen eben ſolche Obelisken vor ſich her. Da könnt Ihr auch die andern ſehen, ſie ziehen alle nach der Kathedrale, um zu tanzen."

Wir eilten nun auf den Platz vor der Kathedrale, denn dort ſollten alle jene Obelisken aufgeſtellt werden. Es kamen ihrer neun von verſchiedenen Seiten herangezogen. Sie mochten alle von der nämlichen Größe ſein, bis auf den einen Turm, den größten von allen, der ſich 102 Palm hoch erhob, und dieſer gehörte der Körperſchaft der Landbauern an. Jedes bedeutende Gewerk (arte) ſtellt nämlich einen ſolchen Obelisk für

das Feſt her. Man arbeitet daran vier bis ſechs Monate. Die Koſten dazu werden von den Gewerken aufgebracht, und belaufen ſich für jeden Turm auf etwa 96 neapolitaniſche Ducaten.

Als ich nun dieſe ſonderbaren Erſcheinungen in der Nähe betrachtete, fiel mir erſt auf, daß ſie die architektoniſchen Abbilder jener barocken und bizarren Obelisken ſeien, welche auf einzelnen Plätzen Neapels ſtehen, und durch ihre ausſchweifende, gränzenlos-phantaſtiſche Sculptur und Architektur von der Richtung neapolitaniſcher Phantaſie ein ſo auffallendes Zeugniß geben. Man erinnere ſich nur an den Obelisken des heil. Gennaro, an den von San Domenico, Werke aus dem 17. und 18. Jahrhundert, deren Geſchmack wahrlich tibetaniſch genannt werden dürfte.

Ein jeder der Obelisken hat ſeinen Standort in einer Straße neben dem Haus eines angeſehenen Gewerkmeiſters. Man zimmert dort das wunderliche Weſen unter einem mit Leinwand überzogenen hohen Verſchlag auf, welcher die Arbeiter und das Werk vor der Witterung ſchützt. Aus Maſtbäumen und Querſtangen macht man das erſte Gerippe; man ſetzt Stockwerk auf Stockwerk, dann überkleidet man das Ganze mit Papiertapeten, doch nur an der Fronte und den Seiten, denn die vierte hintere Seite iſt nur mit Myrtenäſten, grünen Zweigen und einem Wald von Fähnchen überdeckt. Die Nebenſeiten zeigen auf der bunten Papierverkleidung ſchwebende Genien, welche Guirlanden halten. Auf das kunſtreichſte wird nun die Vorderſeite dargeſtellt, und Maler wie Architekten ſind dabei reichlich be-

ſchäftigt. Jedes Stockwerk hat korinthiſche Säulen zwiſchen ihren Niſchen, darüber einen Fries. Man füllt die Niſchen mit Figuren aus; in die des unterſten Stockwerks ſtellt man lebende Figuren: Mädchen oder Knaben, welche kurze Röcke und goldpapierne Helme tragen. In der mittleren Niſche ſteht jedesmal das Hauptbild; auf dem Obelisken der Landbauern oder Schnitter war es eine koloſſale Judith in prachtvollem Gewand, das Haupt des Holofernes in der Hand erhebend. In andern Obelisken waren es Figuren von Heiligen und Schutzpatronen. Nun folgen über dem Mittelbild und an den Seiten jedes Stockwerks Figuren mit den verſchiedenartigſten Emblemen: Engel welche Fahnen ſchwingen, andere welche Harfen tragen, Genien mit Blumenkränzen und Füllhörnern. In der Mittelniſche des oberſten Stockwerks ſteht ein Engel, der ein Weihrauchfaß ſchwingt; dann folgt die goldene Kuppel, die das Ganze krönt, oder eine lilienartige Ausſchweifung, über der ſich das oberſte Heiligenbild abſchließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heil. Georg mit dem Malteſerkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerke jeder Obelisk angehöre, ſagt ein Attribut, das von dem Frieſe der Mittelniſche herabhängt; am Obelisken der Schnitter ſah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleiſchern hing ein Stück Fleiſch vom Fries herab; die Gärtner hatten einen Kürbiß; die Schneider eine weiße Weſte; die Schuſter einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käſe; die Weinhändler eine Flaſche herausgehängt. Nun

ging jedem Obelisken noch ein Emblementräger vorauf: bei den Gärtnern war es ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten ſah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen verſilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir ſchienen dieſe Figuren dem St. Peter und dem St. Paul ähnlich zu ſein.

Die Obelisken zogen nun, ein jeder mit dem Muſikchor im unterſten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauſchenden Klänge, die unabſehbar wogende Menſchenmenge in den bunteſten Coſtümen, mit den zahlloſen Fähnchen von Gold- und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balcone der Häuſer, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des campaniſchen Himmels — dies war ein ſo ſonderbares, grelles, ſchreiendes Schauſpiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückverſetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei ſehr kleine, in deren Unterſtock bekränzte Kinder ſaßen, dann folgte ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe ſaß, eine Granatblume in der Hand. Hinter dieſem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mitſammt einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente, und auf das vollendetſte ausgerüſtet. Auf dem Bugſpriet ſtand ein junger Menſch in mauriſcher Tracht, vergnüglich eine Cigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heil. Paulinus ſelber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das ſeltſamſte Schauſpiel; denn der ungeheure Turm begann zur ſchallenden Muſik zu tanzen. Vor

den Trägern her ſchritt einer mit dem Stab, und indem er den Tact angab, bewegten ſich die Träger im tanzenden Rhythmus hin und her. Der Koloß ſchwankte, er ſchien fallen zu wollen; die Figuren bewegten ſich, die Fahnen rauſchten. Einen Turm auf lebendiger Menſchen Schultern alſo balanciren zu ſehen, war mir eine ganz unerhörte Erſcheinung. Und ſo ſtellte ſich jeder Obelisk tanzend vor dem Dome dar, dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale ſtehen, und ſobald er dort Poſto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa ſchloſſen ſich im Kreiſe ſo zuſammen, daß ein jeder ſeine Arme auf die Schultern ſeiner Nebentänzer legte; während ſie nun in dieſer Stellung im Kreiſe ſich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziöſeſten Touren auf. Sie hoben einen Dritten auf ihre Arme, und indem ſie mit ihm tanzten, tanzte dieſer ſelbſt in liegender Stellung mit den Gliedern. Zuletzt ward er matter und matter, bis er vom Taumel hingenommen das Haupt ſinken ließ — er war todt. Indeß umtanzte der ganze Kreis im lebhafteſten Tact dieſe Gruppe; nach kurzer Zeit richtete ſich der Todte wieder auf, und lachend ſein Haupt erhebend, ſchlug er mit den Fingern Caſtagnetten in der Luft. Mir fiel der Cultus des Adonis ein; aber niemand hat mir über dieſen myſtiſchen Tanz eine Aufklärung zu geben vermocht. Vor jedem Obelisken tanzte man ihn, doch auch in wechſelnder Weiſe, denn ich ſah in der Mitte des

reifes athletiſche Künſte ausführen, da jener dritte Tänzer ſogar auf dem Kopfe ſeines Trägers balancirte, und in den gewagteſten Bewegungen ſich ſehen ließ. Auch das große Kriegsſchiff ließ ſich den Tanz nicht nehmen. Oft ſchallte die Muſik von vier Obelisken zugleich, und vereint mit dem Geſchrei der Tauſende und der Tauſende gab ſie ein Conzert, das nicht auszuſprechen iſt. —

All dies geſchah draußen vor der Kathedrale, während drinnen der Biſchof von Nola in unerſchütterter Seelenruhe die chriſtliche Meſſe las, und die Gläubigen ungeſtört auf den Knien lagen.

Nachdem der Tanz der Obelisken und die Meſſe des Biſchofs beendigt waren, ſchloß die religiöſe Ceremonie mit einer Proceſſion der Geiſtlichkeit und der Mönchsorden. Ich machte die Bemerkung, daß ich nirgend in italieniſchen Ländern ſo ſtattliche und ſo in Geſundheit blühende Mönche geſehen hatte als hier. Es macht dies wol der Himmel Campaniens, die Fülle und Heiterkeit der Natur, endlich die Freiheit des Genuſſes, welche ſich neapolitaniſche Mönche herausnehmen. Die Proceſſion hielt ihren Umzug durch die ganze Stadt und hinter ihr her folgten auch die Obelisken; ein unaufhörliches Schießen und Knallen von Handbomben verbreitete ſich im Augenblick über alle Straßen.

Es war nun die Mittagsſtunde gekommen; die religiöſen Functionen waren beendigt, das Volk ging ſeinem Vergnügen nach. Ganz betäubt von dem infernalen Spectakel und von dem Gedränge ermattet, fand ich mich in einer Trattoria, die von Landleuten bereits

erfüllt war. Ueberall liebt man hier das Grelle und das Bunte; ſelbſt die Wände dieſer Schenke waren bunt bemalt und die Ziegel farbig ausgeſtrichen. Ich ſah unglaublich große Schüſſeln voll von Maccaroni, unglaubliche Maſſen von gebratenem Lammfleiſch auftragen und verſchwinden. Der rotdunkle Wein wurde aus zweihenkligen Vaſen von Terra-Cotta getrunken. Nicht wie in Ober- und Mittelitalien trinkt man hier den Wein aus gläſernen Gefäßen, ſondern wie in uralten Zeiten aus Krügen. Lebhaft mußte ich hier der Terra-Cotten Campaniens gedenken, und mich daran erinnern, daß der Boden Nola's dieſer herrlichen Gefäße voll iſt. Nun mundete mir der Wein doppelt gut, da ich ihn aus einem Kruge trank, der wenigſtens in ſeiner Form noch den alten Vaſen ähnelte, und ſelbſt unter den pompejaniſchen Gebrauchsvaſen, die im Muſeum von Neapel aufbewahrt werden, hatte ich eben dieſe Gefäße mit zwei Henkeln und der in Kleeblattform gebildeten Mündung betrachtet. Die jetzt in Campanien allgemein gebrauchten Trinkkrüge ſind weiß überlaſirt; ihre Topfmalerei hat freilich nichts von dem griechiſchen Stil an ſich.

Nachmittags trieb die faſt unerträgliche Hitze in die Caffés. „Nobile Caffé" heißt in campaniſchen Städten jedes einigermaßen anſtändige Caffeehaus. Ich ſuchte das alleredelſte auf; es war zum Erſticken angefüllt; Bauern, die ritornelli ſangen, Improviſatori, Herrn, Damen in beſten Feſtkleidern, alles ſaß, ſtand, ging durcheinander. Eis ward in großen Scheiben gegeſſen, von vortrefflicher Zubereitung. Niemals hatte ich ſo ſehr empfunden, welch ein köſtliches Labſal ein Stück

Sorbetto ſei als hier, denn die ſchwüle Hitze war erſtickend; und ſo währte es nicht lange Zeit, daß ich in dieſem Menſchengewühl in einen halben Schlaf verſank, von den wunderlichſten Vorſtellungen heimgeſucht, von Marcellus und Hannibal, dem ſterbenden Auguſt, der Livia und Tiberius, von den Bachantinnen pompejaniſcher Fresken, von nolaniſchen Vaſen, und durch meinen Kopf tanzten die ſeltſamen Obelisken und der heil. Paulin. Draußen wogte das endloſe Geſchrei der Menge. Wenn es ſo recht wie ein Element anſchwillt, läßt ſich dabei ſchlafen wie beim Wellenrauſchen des Meeres.

Die Stadt, welche ich durchwandelte, hat nichts merkwürdiges, aber ſie iſt freundlich und ſauber, und zu allen Zeiten lacht das üppige Grün der Gärten herein. Im Altertum war ſie nicht unbeträchtlicher als Pompeji, welches damals mit Nola im lebhafteſten Verkehre ſtand, weil alle drei blühende Städte Campaniens, Nola, Nuceria und Acerra, in Pompeji, am Ausfluß des Sarno, ihren gemeinſchaftlichen Hafenplatz hatten. Das Meer, welches jetzt weit hinter Pompeji ſich zurückgezogen hat, bedeckte einſt einen großen Teil dieſer herrlichen Ebene.

Ich war aus der Stadt gegangen, um zu dem Kloſter Sant' Angelo hinaufzuſteigen, einem herrlich gelegenen Franciscanerconvent mit luftigen Hallen in einem Hain von Fruchtbäumen. Auf der Landſtraße erreichte ich eine ſchon vom Feſt heimkehrende Familie. Es war eine Matrone mit ihren Enkeln, wol achtzigjährig und von einer wahrhaft claſſiſchen Schönheit, groß von Körper, ja von tragiſchen Maßen der Geſtalt, gekleidet in

ein langes weitfaltiges Gewand von carmoiſinfarbner Seide mit einem breiten Saum von Goldbrokat, die Taille hoch nach griechiſcher Weiſe; über dem Gewand trug ſie ein gleich rotes goldgeſticktes Jäckchen, um das greiſe Haar ein Stirnband nach der Weiſe von Pompeji. Wie dieſe ſtattliche Geſtalt nun dahinſchritt, ſchien ſie einem antiken Fürſtenweib, einer Königsmutter zu gleichen; und wahrlich ſie hätte in den Perſern des Aeſchylus als die Atoſſa, des Dareios erhabene Gemalin, und die Mutter des Xerxes wol figuriren können. Ich hatte mich an dieſe Geſellſchaft angeſchloſſen, und obwol eine der Enkelinnen der Alten von hoher Schönheit war, vergaß ich dennoch über dieſer Matrone alle Freude an der blühenden Jugend. Denn kaum konnte ich den Blick von dieſer imponirenden Geſtalt wegwenden. Die Enkelinnen waren nicht ſo reich gekleidet, ſie trugen bunte bauſchärmelige Röcke und das Kopftuch dieſer Gegenden. Man nennt es hier Mucador; es wird nicht ganz um den Kopf gewunden, ſondern nur leicht um den Hinterkopf geſchlungen, ſo daß die Haarflechten um die Schläfe ſichtbar blieben. In eben dieſer Weiſe ſieht man auf Fresken von Pompeji Frauen das Kopftuch tragen. Leider verſtand ich faſt gar nichts von dem Dialekt, welchen dieſe Landleute redeten; ſie luden mich in ihr Haus zu Gaſt; es liege, ſo ſagten ſie, nur wenige Millien von Nola entfernt. Gern hätte ich in das Hausweſen dieſer Familie hineingeblickt, aber ich ſchlug ihre Einladung aus, weil der Tag ſich neigte und mich Sant' Angelo und die Ausſicht in die Ebene von Nola reizte.

Es iſt ein herrlicher Blick in dieſen unermeßlichen

Fruchtgarten, den man von jenem Kloſter aus genießt. Links erblickt man den Monte Somma, der ſeinen Zwillingsbruder, den Veſuv, verdeckt, rechts die Berge von Maddaloue, über dem Kloſter hinauf die verfallene Burg Cicala, welche maleriſch einen Hügel krönt. Zwiſchen dieſen Bergen nun liegt die Campagna von Nola, ein Wald von Pappeln, Ulmen, Fruchtbäumen, um welche die Rebe ihre Guirlanden windet. Zwiſchen den Bäumen wächſt der herrlichſte Segen von Mais und Weizen in Fülle, und allerorten prangt die Citrone und die Granate. In dieſem endloſen Park liegt die Stadt begraben, in ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenlicht verſunken. Wol iſt dies ein Land, wo ſolche Feſte entſtehen müſſen; die ſchwelgeriſche Natur iſt ein ununterbrochener Schöpfungsjubel.

Ich verließ Nola am Abend. Es ſollte noch ein Pferderennen gegeben werden, und Nachts Illumination mit Lichtern und bunten Ampeln das Auge ergötzen. Als ich nun am Spätabend auf dem Kai Santa Lucia in Neapel im Fenſter lag, ſah ich zahlloſes Fuhrwerk mit Rückkehrenden über die Chiaja eilen; die Maulthiere mit Bändern und Blumen geſchmückt, die Menſchen ihre Fähnchen ſchwenkend, Wagen, Thiere, Menſchen vom Staub des Wegs weiß gepudert; und ſo jagten ſie jubelnd und jauchzend auf der Chiaja hin, um auch noch den Corſo in der Stadt mitzunehmen.

6.

Wer je von Salerno aus längs dem Meere nach Amalfi gewandert iſt, wird wol mit Entzücken dieſes Strandes gedenken. Nichts ſchöneres mehr wird er in neapolitaniſchen Landen gefunden haben. Von allen Wanderſtraßen aber, die ich in Italien gezogen bin, hat mir dieſe den reizendſten Eindruck zurückgelaſſen.

Sie führt immerfort hoch am Geſtade entlang, da der Weg ſpiralförmig am Ufer hinläuft. Man hat alſo zur Rechten über ſich die bräunlichen Bergkuppen, die grünen mit Ortſchaften bedeckten Täler, die ſich zwiſchen ihnen herniederſenken, unter ſich das blaue Meer, und immerdar den Blick über die See auf Päſtum und die Berge Calabriens bis zum Cap Licoſa, wo ſich die Küſte, nach dem Golf von Policaſtro umbiegend, dem Auge entzieht.

Der erſte Ort auf dieſer Straße und nahe bei Salerno iſt Vietri. Die Lage dieſes Städtchens erinnerte mich an Tivoli. Eine tiefe und grandioſe Schlucht zieht ſich dort hinunter, vom Waſſer durchbrauſt, welches vielerlei Mühlen treibt. Auf dem Rande der Schlucht aber ſteht Vietri, braun und bizarr, mit gekuppelten Kirchen und Capellen. Tief unten liegt an dem weißeſten Strande die Marine von Vietri mit ihren Segelkähnen. Faſt ein jeder dieſer Orte, die hoch auf dem Ufer ſtehen, hat ſeinen kleinen Hafen. Da gab es die ſtillſten Fiſcherſcenen, die ſich beſſer in der Natur ausnahmen als auf der Leinwand, und blickt man von

den Klippen auf die ſmaragdgrünen Wellen hinunter, ſo ſcheinen die Barken auf ihnen wie in ätherklarer Luft zu ſchweben.

Nun regt aber der Anblick ſo vieler Türme am Meer und ſo mancher Burg auf den Felſenkronen beſtändig die Vorſtellung an, daß man jener Zeit gedenken muß, wo die Normannen hier ihr merkwürdiges Reich ſtifteten, welches in der Geſchichte der Cultur ſo große Epoche machte, und wie ins Abendland, ſo auch weit in das Morgenland hinein gewirkt hat.

Es waren damals wunderliche Zuſtände in Süditalien; wüſte Herrſchaft von Griechen und Langobarden, ewige Streifzüge der Araber, und glänzende Republiken, wie Amalfi, Gaeta und Neapel. In jenem ſchönen Salerno, das ſich nun ſo friedlich am Meer erhebt, herrſchte damals der Langobardenfürſt Guaimar; eben lagerte eine Flotte der Saracenen vor der Stadt, und die Moslems ſtürmten die Mauern. Es waren aber die Salernitaner verweichlicht, wie die Sybariten und Byzantiner, und die ſchlecht bewehrte Stadt drohte zu fallen. Nun fügte es ſich, daß zu dieſer Zeit vierzig Pilger, Normannen, auf amalfitaniſchen Schiffen vom heiligen Grab zurück und nach Salerno gekommen waren. Sie forderten Waffen, ſtürmten aus dem Tor und ſtürzten ſich unter die Moslems; ihnen nach die beſchämten Salernitaner; nach einem großen Blutbad hoben die Saracenen die Belagerung auf. Guaimar belohnte die Pilger fürſtlich, und nachdem dieſe nach der Normandie zurückgekehrt waren, entzündeten ſie die Phantaſie ihrer Landsleute durch Erzählungen von jenen

ſeligen Küſten von Salerno, von dem ewigen Frühling des Landes, den ſüßen Früchten und den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten. Alſo machten ſich jene abenteuernde Normannen zuerſt unter Dragut nach dem Süden auf. Es war der Anfang des eilften Jahrhunderts. Dies Geſchlecht war glücklicher als Napoleoniden und Muratiſten.

Sismondi erzählt, daß ſich ſeit jenen Tagen in der isländiſchen Sprache, der alt-ſcandinaviſchen Mundart, noch das Wort figiakasta erhalten habe, d. h. nach Feigen Luſt haben, eine bildliche Redeweiſe für den Begriff einer heftigen Sehnſucht überhaupt.

Aber nun ſind wir vor Cetara am Ufer angelangt, einem wonneſamen unbeſchreiblich reizenden Ort, ja einer elyſiſchen Frucht-Oaſe in rauhfelſigen Bergmaſſen. Mir fiel die mauriſch pittoreske Bauart dieſes Städtchens gleich auf. Die Häuſer ſind klein und einſtöckig, mit Logen und Verandas verſehen, welche Weinreben umſchlingen. Ihre Dächer ſind alle gewölbt und ſchwarz übertüncht. Die bizarre Architektur der kleinen Kirchen hebt ſich phantaſtiſch aus dem dunkeln Laub der Orangenbäume. Es war eine ſo fremde Erſcheinung, daß man wol wähnen mochte bei Kairewan zu ſein, mitten in einer uneuropäiſchen Cultur. Alles lachte von Sonnenglanz, Goldfrüchten und fremden Blüten, die weißen, kleinen Häuſer mit ihren Verandas waren alle in das üppigſte Grün wie eingeſponnen. Nirgend Unreinlichkeit, alles ſauber und zierlich wie die Orangen, die Johannisbrodbäume und Maulbeeren, und fremd wie der blütenbedeckte, ſtachlichte Cactus und die hohen Aloeſtauden.

Dies ſchöne Cetara war der erſte Ort an dieſer Küſte wo ſich die Saracenen niederließen, ſich anbauten und weiter bis nach Amalfi hinauf über Majori und Minori bis nach Scala und Ravello Colonien gründeten.

Denn ſchon vor der Eroberung Siciliens ſtreiften die Saracenen an dieſem Strande. Die wüſten Kämpfe der Griechen mit den Städten, und dieſer mit den Langobarden Süditaliens, zogen ſie herein. Die Stadt Neapel ſelbſt machte damit den Anfang im Jahr 836, da ſich ihr Conſul Andreas an die Moslem um Hülfe wandte, um Neapel dem Fürſten Sicard von Benevent zu entziehen. So ſchloß die damals blühende Republik ein Bündniß mit den Saracenen, ungeachtet der Bannſtralen der Päpſte und der Drohungen des griechiſchen wie des römiſchen Kaiſers. Dies merkwürdige Bündniß dauerte ein halbes Jahrhundert, und die Chriſten erzählten, daß damals der Hafen von Neapel ausſah wie ein ſaraceniſcher Port. Als nun nach Sicards Tod im Jahr 839 die Langobardenherrſchaft in Benevent und Salerno auseinanderfiel, und dort Radelchis, hier aber Siconulf ſich befehdeten, rief jeder dieſer feindlichen Fürſten einen Saracenenſchwarm zu ſich. Siconulf nahm in Dienſt den Moslem Apolofar mit einem Heerhaufen Saracenen von Kreta. Und dieſe Araber ſah man frank und frei in Salerno einhergehen; ſie bauten ſich förmlich in der Umgegend an.

Wie aber Siconulf und Radelchis im Jahr 851 ſich friedlich in Benevent und Salerno geteilt hatten, ſetzten ſie in den Friedenspact ausdrücklich die Beſtimmung: die

Moslems nicht mehr auf der Küſte zwiſchen Amalfi und Salerno zu dulden. Es blieben jedoch viele Saracenen zurück, welche ſich hatten taufen laſſen. Sie haben jenen Orten für die Dauer ein mauriſches Gepräge aufgedrückt. Andere kamen von Sicilien herüber, als im Verlauf des neunten Jahrhunderts ganz Calabrien muſelmanniſch zu werden drohte, in Bari ein eigener Sultan herrſchte, Tarent in ihre Hände gefallen war und ſie ſelbſt Rom bedrohten, wo ſie die Kirchen Sanct Peter und Sanct Paul überfielen und plünderten, während Neapel ihnen fortdauernd Freundſchaft hielt, trotz dem Kaiſer Ludwig II.

Sie ſiedelten ſich in Cetara von neuem an im Jahr 880; im ſelben Jahr gab ihnen die Republik Neapel ein Stück Land am Sebetos; unter dem Veſuv ſetzten ſie ſich feſt, in den claſſiſchen Gegenden Pompeji's, endlich auch am Garigliano, von wo aus ſie ganz Campanien durchſtreiften. Auch in der Nähe von Päſtum ſtifteten ſie ihre Colonie in Agropolis.

Sie ſchwanden aus dieſen Gegenden nicht einmal zur Zeit der Normannenherrſchaft. Viele waren Chriſten geworden, andere blieben im Dienſt Ruggieri's, und ſo brachten ſie in das ſchöne Land Salerno orientaliſche Sitten und Cultur. Der Name Cetara ſelbſt ſcheint arabiſch, und klingt nach der Guitarre.

Die Sonne brannte ſchon heiß auf den nackten Felſen, an denen wir rüſtig weiter ſchritten, und noch war es weit bis Amalfi. Von hier ab wird die Küſte immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel ſteigen ſchroff empor; ihre braune Farbe im brennenden Sonnenlicht,

welches nun das Meer zu unſern Füßen immer tiefer erblauen ließ, lag im ſchönſten Gegenſatz zu Himmel und See. Auf einzelnen Bergſpitzen ſtehen ſchwärzliche Ruinen alter Caſtelle aus der Normannenzeit. Sie beſchirmten einſt die nun friedlichen Ortſchaften, welche unter den Berghängen liegen. Dort ſtehen nun überraſchend herrlich Majori und Minori. Es ſind die ſchönſten Punkte dieſes Ufers, Städtchen gleich jenem mauriſchen Cetara, in märchenhafter Stille, in Gärten verſteckt und an die Berge angelehnt.

Die Gegend von Minori und Majori iſt das reizvollſte was die Ufer der Golfe von Salerno, Amalfi und Sorrent zu bieten haben, und, auf die Gefahr der Ketzerei beſchuldigt zu werden, will ich es dreiſt behaupten, daß ihre Lage die von Sorrento weit übertrifft. Es ſind paradieſiſche Idyllen von der zaubervollſten Ruhe, klein und lieblich, ſchattig, kühl, ſonnig und träumeriſch aus der Welt verloren. Nirgend ſah ich Gegenden oder Orte von ſolcher Grazie. Da liegt zuerſt Majori, welches Sicard von Salerno im neunten Jahrhundert erbaute; ein reizender Strand, ſchneeweiß und feinſandig, faßt ſeine Marine ein. Oben hängen Gärten von den terraſirten Bergen; und lockend ſtehen dort die zierlichen weißen Häuſer, von denen ein jedes eine Villa zu ſein ſcheint. Hoch oben erhebt ſich maleriſch ein altes Schloß. Die ſtillſten Wege und Straßen verlieren ſich in den Berg hinein, von dem ein munteres Waſſer herunterſtrömt. Die zauberiſche Einſamkeit befängt das Gemüt, und wol jedem Wanderer ſteigt die Sehnſucht auf hier zu leben, oder doch einen

Sommer zuzubringen; nun gar dem Nordländer wird ganz und gar „Figiakasta“ zu Mut.

Wir fanden uns denn auch in einer zierlichen, bunt gemalten Schenke am Meer, ſitzend bei den Weinbechern, und ſaftigſte dunkle Feigen und gelbrote Orangen vor uns aufgeſchichtet. Die Sonne flimmerte draußen warm, Luft, Stille, das Atmen des Meers und die Fülle des duftigen Laubes machte ſchlaftrunken.

So fanden wir uns auch drüben in dem nahen Minori wieder halb eingeſchlafen in einem Kaffeehauſe. Die Häuſer ſcheinen hier alle ſo klein und niedlich wie die pompejaniſchen. Jenes Stübchen aber war ſo eng, daß nicht vier Menſchen darin bequem Platz hatten. Am Schenktiſch ſtand der Wirt mit einem Fliegenwedel in der Hand, und wedelte uns Luft zu und die Fliegen ab, und ſchwatzte allerlei Geſchichten im Dialekt jener Gegenden, beſonders von den Maccaroni, welche hier wie am ganzen Ufer von Amalfi fabricirt werden und das ganze Königreich Neapel verſorgen.

Wir ſtiegen nun in der Nachmittagsſonnenglut die Felſen von Minori aufwärts, bogen um einen Ufervorſprung und ſahen vor uns Atrani, welches durch einen gigantiſchen Felſen von Amalfi getrennt wird.

Die Lage von Atrani iſt durch ihre Großartigkeit überraſchend. Auf dem höchſten Ufer, deſſen Felſen ſich wolkenhoch auftürmen, emporgebaut, zieht es ſich in Pyramidenform bergan. Die pittoreske Bauart der Häuſer mit Loggien macht den ſonderbaren Anblick noch fremder, und herrlich wirkt die weiße Farbe der Mauern auf dem ſchwärzlichen Grunde der Felſen. Dieſe teilen

ſich zur Seite des Orts in zwei gigantiſche Maſſen, durch welche ſich eine tiefgrüne Talung ſenkt. Auf deren oberſtem Rande ſieht man den Ort Pontone ſtehen, ein Proſpect von unbeſchreiblicher Großartigkeit. Die Felſen krönen Türme und Caſtelle; und hoch oben grünt in den Felſenſpalten die Zwergpäonie. Es liegen rings auf den ſteilſten Höhen andere Orte, ſchwer erreichbar und nur mit Mühe zu erklettern, in der wildeſten Felſeneinſamkeit, doch ſelbſt auf dieſer Höhe noch umgrünt von üppigem Weinwuchs und ſchattigen Caſtanienhainen. Hoch über Atrani ſtehen Pontone, Minuto, Scala und Ravello.

Unter dieſen Orten iſt nun Ravello ausgezeichnet als eine ſaraceniſche Reminiſcenz. Der Ort liegt hoch und wunderbar ſchön auf der Höhe der Felſen über Atrani. Man ſteigt von hier auf einem ſchwierigen Pfade, durch bedeckte Galerien und über Felsgeſtein einen ungemein romantiſchen Weg empor, immer zwiſchen Weingärten, Johannisbrodbäumen und Caſtanien. Der Blick auf das Meer wird, je höher man klimmt, deſto entzückender. Ueber braune mit Türmen gekrönte Felſen blickt man auf die blaue See hinunter, welche in wonnevoller Klarheit zwiſchen den bizarren Bergkuppen von Pontone hereinzuquellen ſcheint. Unter den Füßen hängen grüne Bergſenkungen, bedeckt mit Wohnungen glücklicher Menſchen, die nun kein Saracene mehr aufſtört.

Wir kamen an den verlaſſenen Convent der Clariſſinen, und ſahen hier zuerſt den mauriſchen Bogenſtil. Dann ſtiegen wir nach Villa Cembrono hinüber, einem in Oleandern und Roſen vergrabenen Landhauſe

eines reichen Neapolitaners, welches hoch auf dem Plateau eines Felſens ſteht und ins Meer hinunterſieht. Dieſe Vigna iſt unvergleichlich, und vor allem ſetzte mich die grandioſe Pergola, die Rebenlaube, in Erſtaunen, welche von dem Hauſe quer durch den Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in üppiges Rebenlaub gehüllt, und voll von ſchwellenden Trauben; in dem zierlich gehaltenen Garten flammte ringsum die köſtlichſte Blütenpracht ungezählter Gewächſe des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Rande des Felſens erhebt ſich ein Belvedere, von erſchrecklichen Marmorfiguren eingefaßt, die aber aus der Ferne geſehen von guter Wirkung waren. Von hier aus ſieht man nun die ſehnſuchtsvollen Meeresfernen, die traumhaft verſchwommenen Küſten Calabriens mit ihren ſilbernen Bergſpitzen, die mächtig ragende Punta die Conca und das ſchöne Cap d'Orſo bei Magiori. Alle dieſe Berge ſind durch die ſchönſten Schwingungen der Formen ausgezeichnet, und von einer ernſten, bronzenen Plaſtik. Ja, dies iſt eine Ausſicht, die man gern mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier iſt ſehen und ſchweigen beſſer, als reden. Schaut man aus dieſem Armida-Garten voller Roſen und Hortenſien in jenes ſireniſche Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu ſein ſcheint, dann ſehnt man ſich zu fliegen. Ich glaube Dädalus und Ikarus ſaßen einſt in ſeliger Abendruhe auf ſolchem Felſenvorſprung über dem kretenſiſchen Meer; da erfaßte ſie die Sehnſucht zu fliegen, und ſie ſtanden auf und machten ſich Schwanenflügel.

Wir ſtiegen weiter aufwärts nach dem Kloſter San

Antonio. Auch dies iſt ganz moresk, mit kleinen Zierſäulen in gebrochenen Bogen; ſeine Lage iſt paradieſiſch. Nun aber traten wir in das alte Ravello ein, und erſtaunten, plötzlich mitten in dieſer abgelegenen Felſenwildniß eine mauriſche Stadt vor uns zu haben, welche an Türmen und Häuſern mit ihren phantaſtiſchen Arabesken ganz arabiſch anzuſehen war. Sie iſt aus ſchwarzem Tuff gebaut, liegt ganz einſam in der grünen Bergöde und iſt wunderbar ſtill, verlaſſen und todt. Hier iſt die Welt wahrlich verſchwunden, man ſieht nichts als Bäume und Felſen umher, und tief unten in träumeriſcher Ferne bisweilen das blitzende Meer. Hohe und ſchwarze Türme ſtehen in Gärten, bizarre Architecturen in moreskem Stil mit halbzerſtörten Arabesken über den Fenſtern und den graziöſen, kleinen Säulen in den Bögen.

Am Markt ſteht neben der Kirche ein altes mauriſches Haus, ebenfalls aus ſchwarzem Tuff gebaut, und phantaſtiſch mit Arabesken geſchmückt. Zwei wunderlich gebildete Säulen ſchließen die Ecken. Das Dach beſteht aus einer Reihe gewölbter Aufſätze nebeneinander. Das Volk nennt dieſes fremdartige Gebäude il teatro moresco. Ohne Zweifel war es einer der Paläſte der alten Signoren Ravello's. Denn dieſe jetzt öde und verkommene Stadt war ehemals eine blühende Colonie Amalfi's, und zählte 36000 Einwohner. Reiche Familien verpflanzten allen Luxus hierher, welchen die Verbindung Amalfi's mit dem Orient und die fortdauernde unmittelbare Berührung mit den Saracenen Siciliens erzeugen mußte. Beſonders mächtig waren die Familien Afflitto, Rogadno, Caſtaldo und vor allen andern die Ruffuli.

Dieſe Herrn bauten ſich prächtige moreske Paläſte in den ſchönſten Gärten, mit Fiſchweihern und ſpringenden Fontänen, ſtreng nach dem Stil der Araber, und arabiſche Baumeiſter ſelber führten die Anlagen aus. Denn man weiß daß Ravello in beſtändigem Verkehr mit den Saracenen blieb, daß Saracenen ſelber hier wohnten, und bis auf Manfreds Zeit Araber hier in Garniſon lagen. So geſchah es daß dieſer Ort einer der erſten in Süditalien war, welcher rein mauriſche Architectur in ſich aufnahm, und daß er heute einer der wenigen iſt, welche deren Ueberreſte erhalten haben.

Ich fand in dieſem kleinen Ravello faſt ebenſo viel moreske Architectur als in Palermo ſelber, wo die Schlöſſer Cuba und Ziſa bis auf die Umfaſſungsmauern geſchwunden ſind. Da iſt nun gleich der Palaſt Ruffulo eine wahre Fundgrube ſaraceniſchen Bauſtils jener Zeit und Gegenden. Er liegt in einem Garten, und gehört wie dieſer ſeit drei Jahren dem Engländer Hrn. Francis Nevile Reed, der ihn erſt aus dem Schutt hat ausgraben laſſen. Dieſer ſchöne Palaſt iſt eine kleine Alhambra, ein prächtiges Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Etagen, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle ſind mit Arabesken reich verziert, und haben ganz den ſiciliſch-arabiſchen Charakter. Sie müſſen von einer feenhaften Pracht geweſen ſein. Neben dem Palaſt ſteht noch eine reizende Rotonde in moreskem Geſchmack mitten im Garten, und die Reſte von Mauern, wie ein viereckiger Turm, welcher ebenſo grotesk ausgeſchmückt iſt, Bogen und halbverſunkene Hallen laſſen auf andere Anlagen von Bä-

ern, Gärten und Höfen ſchließen, die ein wolgeſchloſſenes nd zugleich caſtellartiges Ganze müſſen gebildet haben. Man kann ſich hieraus eine Vorſtellung von dem unrmeßlichen Reichtum machen, der in den Familien Rallo's zu jener Zeit aufgehäuft lag. Und welch ein rientaliſch üppiges Leben mag man hier geführt haben!

Wie nun alle dieſe Landſchaften Neapels herabekommen ſind, lehren ſolche Ueberreſte alter Herrlichkeit n den verarmten Städten. Zweimal aber blühten jene on der Natur überſchwänglich geſegneten Küſten: im riechiſchen Altertum, wovon das nahe Päſtum das reende Zeugniß gibt, und in dem republicaniſchen Mittelalter, als Neapel, Gaeta, Amalfi, Sorrentum mit ihren Flotten die Meere bedeckten, lange bevor ſich der republicaniſche Geiſt, der letzte Reſt altgriechiſcher und römiſcher Städteverfaſſungen nach Norditalien zog, und Genua, Piſa und Venedig eine Rolle ſpielten. Das rſtemal verödeten die Römer die Blüte Süditaliens, as zweitemal ſank ſie unter der Fremdherrſchaft der Normannen, und tiefer und tiefer bis zum heutigen Elend. Es fehlt noch an einer gründlichen Geſchichte ener ſüditalieniſchen Republiken vom ſiebenten Jahrhundert bis auf Ruggieri von Sicilien. Die Archive von Neapel ſind voll von Material, aber die ägyptiſche Finſterniß bedeckt ſie.

Ich ſah unterdeſſen ein wunderbares Lichtphänomen über dem Meer, als ich im Garten des Palaſts Ruffuli ſtand. Die Sonne ging eben unter. Die Berge von Päſtum und von Salerno erblaßten ſchon zu einer tiefgrünen Sammetfarbe; hoch über Päſtum aber ſchwebte

ein rieſiges, weißes Gewölk auf, welches den vollen Glutbrand der Abendröte empfing. Es glich einer über die Himmel wachſenden Feuerroſe, und ſo warf es ſein Licht über das Meer, den ganzen Golf von Salerno entzündend, bis es ſich nach und nach vergoldete, dann mit blaßgrünen Farbeſtreifen durchzog, in's Viole, Gelbliche, Graue hinüberſpielte und endlich erſtarb. Dies unbeſchreibliche Wolkenphänomen ließ mich nicht von der Stelle, und ſchon dunkelte der Abend.

Ich könnte noch mancherlei Dinge von Ravello erzählen, zumal von dem alten Dom, den Niccolo Ruffoli im eilften Jahrhundert erbaute, wo eine ſeltſam moſaicirte Kanzel und alte Bronzethüren zu ſehen ſind, und wo in einer Ampolla das Blut des San Pantoleo ebenſo gut flüſſig wird wie jenes des San Gennaro, aber es ſei genug, denn man muß weder zu viel ſehen noch zu viel erzählen.

Palermo.

1. Die arabiſche Periode.

war das erſte europäiſche Land, welches die
n überfielen, nachdem die arabiſche Herrſchaft
die Nordküſten Afrikas ausgebreitet hatte. Seit
enten Jahrhundert wurde die Inſel von ihnen
en; ſie kamen von Aſien, dann von Afrika, von
und von Spanien, planlos herumſchwärmende
. Aber erſt im Jahr 827 faßten ſie den be-
Plan der Eroberung.
ele Amari hat in ſeiner Geſchichte der Muſel-
in Sicilien mit umſichtiger Kritik die Thatſachen
iſchen Invaſion aus allen vorhandenen Quellen
der hergeſtellt. Dieſe ſind bei den Italienern
nik des Johann Diaconus von Neapel (850),
ymus Salernitanus (gegen das Ende des zehn-
hunderts); bei den Byzantinern der Chrono-
onſtantin Porphyrogenitus und deſſen Nachfol-
den Arabern Ibn-el-Athîr, Nowairi und Ibn
. Es war in Sicilien, welches unter der by-
)en Herrſchaft ſchwer zu leiden hatte, eine mi-

litäriſche Revolution ausgebrochen; der General Euſemius hatte ſich mit den Truppen erhoben, die Inſel von Konſtantinopel loszureißen. Aber die nichtſicilianiſchen Truppen ſchlugen ſich wieder zu Byzanz, und zwangen den Rebellen ſich nach Afrika in die Arme der Aghlabiten zu werfen. So wurde der Sicilianer aus Haß gegen das Joch von Byzanz wie aus perſönlicher Rachluſt zum Verräter an ſeiner Religion und ſeinem Vaterlande.

Er machte in Kairewan Ziâdet-Allah den Vorſchlag ein Heer nach der Inſel zu ſenden, welche mit Hülfe der empörten Sicilianer leicht zu erobern ſei. Er ſelber begehrte für ſich den kaiſerlichen Titel. Die Stimmen in Kairewan waren geteilt, da viele die Unternehmung für zu gewagt hielten. Doch Aſed-ben-Forâd, der 70jährige Kadi der Stadt, berühmt und gefeiert als Rechtsgelehrter, beſtimmte den Herrſcher zur Unternehmung, und übernahm ſelbſt den Oberbefehl. Araber, Berbern, flüchtige ſpaniſche Saracenen, Perſer und die Blüte Afrikas, ſegelten am 13. Juni 827 auf 70 bis 100 Barken aus dem Hafen von Suſa aus, nicht ſtärker als 700 Pferde und 10000 Fußſoldaten. Sie landeten am 17. Juni bei Mazzara. Den General Palata ſchlugen ſie in einer blutigen Schlacht, während welcher Aſed, wie einſt Mohamed und Ali, in verzücktem Gebete lag, das Capitel des Korans Ja-Sin betend. Bald darauf marſchirten die Saracenen gegen Syrakus; ſie ſchlugen ihr Lager in gewiſſen Hölen um die Stadt her auf, wie der arabiſche Geſchichtſchreiber ſagt, das heißt in den berühmten Latomien. Ein Jahr lagen ſie vor

Syrakus, aber die Griechen hielten ſich tapfer, ermutigt auch durch die Hülfe, die der Doge von Venedig, Giuſtiniano Partecipazio, zugeſagt hatte. Die Saracenen wurden durch die Peſt decimirt, wie alle Heere, die einſt vor Syrakus lagen, zumal die der Carthager und der Athener. Auch Aſed-ben-Forât ſtarb an der Krankheit im Jahr 828.

Das ſaraceniſche Heer wählte Mohamed-ibn-el-Gewâri zum Anführer, zog aber endlich entmutigt ab, und in kaum beſſerer Verfaſſung als einſt Nikias von Syrakus abgezogen war, auch in derſelben Richtung, aber mit minderer Energie verfolgt.

Gleichwol ſetzten ſie ſich, von Eufemius geführt, in Minoa feſt, und durch neue Zuzüge verſtärkt, eroberten ſie Agrigent. Panormus fiel im Jahr 831. Von den Mohamedanern Bulirma genannt, erhielt dieſe Stadt ſeither den Namen Palermo. Hier ſchlug Ibrahim-ibn-Abdallah-ibn-el-Aglab, erſter Wali, d. h. Statthalter von Sicilien, ſeine Reſidenz auf. Unter ſeinem Nachfolger geriet auch Caſtro Giovanni, das alte Enna, in die Hände der Saracenen. Noch aber widerſtanden Syrakus und Taormina, bis die erſtere nach heldenmütigem Widerſtande fiel. Was uns von dieſer Belagerung erzählt wird, erinnert an den Heroismus der alten Syrakuſaner zur Zeit des Nikias und Marcellus. Alle Speiſe war aufgezehrt worden, man friſtete ſein Leben mit zerſtampften Knochen und mit dem Fleiſch der Leichen; man hoffte immer auf Entſatz durch den Kaiſer Baſilius, der ſeinen Flottenadmiral Adrian der Stadt zur Hülfe geſchickt hatte.

Wie groß noch damals die Ehrfurcht vor dem alten Syrakus war, zeigt eine merkwürdige Sage: Während Adrian im Peloponnes an der Küſte von Elis unthätig zögerte, kamen eines Tags Hirten zu ihm und meldeten, die Dämonen in den Sümpfen hätten ihnen angezeigt, daß am morgenden Tage Syrakus fallen werde. Die Hirten führten den General ſelbſt an den bezeichneten Ort, und wirklich ließen ſich Stimmen hören, welche den Untergang der alten Hellenenſtadt verkündeten. Und ſo geſchah es, daß Syrakus zur angeſagten Zeit fiel, am 21. Mai 878. Die Saracenen drangen in die Stadt, mordeten die Einwohner mit grauſamer Wut, plünderten die Häuſer und verbrannten ſie. Aus der unermeßlichen Beute kann geſchloſſen werden, daß Syrakus auch in der byzantiniſchen Epoche durch Handel wieder aufgeblüht war.

Wir haben aus dieſer Zeit ein ſchätzbares Document, den Brief des Mönchs Theodoſius an den Archidiaconus Leo, worin er die Belagerung und ſeine und des Erzbiſchofs Gefangennahme beſchreibt. Nachdem die Stadt gefallen und der größte Teil der Einwohner getödtet war, ſchleppten die Saracenen den Schreiber des Briefs und den Erzbiſchof nach Palermo vor den Groß-Emir. Sobald die Heiden mit ihrer Beute in Palermo erſchienen, eilte man ihnen mit Siegesgeſang entgegen; es ſchien alles Volk des Islam, ſo ſagt der Mönch, zuſammengeſtrömt vom Aufgang der Sonne und vom Untergang, vom Norden und vom Meer. Die Gefangenen wurden vor den Emir geführt, der auf dem Boden ſaß und in ſeiner tyranniſchen Gewalt ſich ſehr behagte.

Der Moslem machte dem Erzbiſchof Vorwürfe, daß die Chriſten Mohamed ſchmäheten, und dieſer antwortete ihm mit der Entſchloſſenheit eines Märtirers. Beide Geiſtliche wurden in den Kerker geworfen, aus welchem eben dieſer Brief geſchrieben iſt.

Am 1. Auguſt 901 ergab ſich auch Taormina, und ſeither war ganz Sicilien der Herrſchaft des Halbmonds unterworfen.

Als die Inſel unter die Saracenen gefallen war, empfing ſie mohamedaniſche Geſetze, arabiſche Sprache, arabiſche Sitte. Von Sicilien, welches Rom bereits vier Päpſte gegeben hatte (Agathon im Jahr 679, Leo II. 682, Sergius 687 und Stephan III. im Jahr 768), drohte das Chriſtentum verſchwinden zu wollen; indeß die Araber traten nicht fanatiſch auf, obwol ſie ſich hie und da bemühten, die Sicilianer mohamedaniſch zu machen. Abulfeda erzählt, Achmed, Gouverneur der Inſel (im Jahr 959), habe dreißig edle Sicilianer mit ſich nach Afrika geführt und ſie gezwungen zum Islam überzutreten. Viele Kirchen und Klöſter zerfielen, viele Gemeinden gingen ein, andere erkauften ſich durch Tribut Duldung und behaupteten mitten in der arabiſchen Herrſchaft ſtandhaft das Chriſtentum. Als die Normannen nach Sicilien kamen, leiſteten ihnen die Chriſten im Val Demone und im Val di Mazzara thätige Hülfe; in Palermo gab es ſogar einen griechiſchen Biſchof Nikodemus, der in der Kirche des heil. Ciriacus ſein Amt verrichtete.

Die Herrſchaft der Araber war übrigens nach der Natur dieſes Volkes unruhig und viel bewegt, und wie

nach außen durch Kriege mit den Griechen von Byzanz und von Calabrien stürmisch, so innerlich durch Factionen verworren, endlich durch wiederholte Aufstände der sicilianischen Städte, wie Syrakus, Agrigent, Himera, Lentini, Taormina gefährdet. So lange nun die Aghlabiten von Kairewan herrschten, wurde die Insel von ihren Walis regiert, als aber jene Dynastie durch die Fatimiden im Anfang des zehnten Jahrhunderts unterging und das Kalifat von Tunis mit dem von Aegypten vereinigt ward, wurde auch Sicilien eine ägyptische Provinz. Dies geschah nicht ohne blutige Kämpfe der früheren und der neuen Besitzer dieser schönen Insel.

Die Herrschaft der Fatimiden war die glücklichste Periode Siciliens unter dem Joch der Mohamedaner. Die Insel wurde zu einem eigenen, von Aegypten abhängigen Emirat erhoben, welches seinen Sitz in Palermo nahm. Hassan ben Ali war dort der erste fatimidische Emir im Jahre 948 und schon um 969 wurde Sicilien als in seinem Hause erbliches Emirat. Seine Weisheit wird ebenso gerühmt wie seine Kraft: er unterdrückte alle innern Parteien und gab dem Lande Ruhe, so daß er nicht allein dort sicher herrschte, sondern auch Calabrien und Italien bis nach Rom hinauf schreckte. Vergebens [illegible] der griechische Kaiser Constantin [illegible] in einer Unternehmung: sein Heer ward geschlagen, eine Flotte vernichtet. Auch Hassan's Nachfolger Abul Kasem Ali ängstigte Italien mit Streifzügen, und kaum entging der Kaiser Otto II. dem Tod oder der Gefangenschaft von ihren Händen. Von der Beute, welche die Araber fortdauernd nach Sicilien

ſchleppten, wurden die Städte reich, und immer neue Schaaren kamen von Afrika herüber, die Inſel zu bevölkern. Gleich dem mauriſchen Spanien begann ſie aufzublühen.

Glücklich war auch Juſſuff's Regierung (990—998), und die Giafar's im Anfange des eilften Jahrhunderts, ferner die Herrſchaft Al Achal's, ſeines Nachfolgers. Etwa achtzig Jahre dauerte dieſer geordnete Zuſtand, bis die Verwirrungen in Afrika auch Sicilien ergriffen, und endlich in viele kleine Sectenherrſchaften zerſpalteten, wodurch der Untergang des arabiſchen Inſelreiches herbeigeführt wurde.

Haſſan Samſan Eddaula war der letzte Emir von ganz Sicilien. Gegen ihn hatte ſich der eigene Bruder Abu Kaab erhoben und ihn im Jahr 1036 nach Aegypten verjagt. In einzelnen Städten hatten ſich arabiſche Despoten aufgeworfen, und andere Emire von Afrika benützten die Verwirrung um ſich zu Herrſchern zu machen. Dies war der günſtige Zeitpunkt, die Araber zu verdrängen. Der Kaiſer Michael der Paphlagonier ſandte alſo den tapfern Georg Maniaces mit einem Heer nach Sicilien. Aber nicht dieſem gelang die Eroberung, ſondern den Normannen, und erſt im Jahr 1072.

Wir ſehen übrigens, daß der Charakter der arabiſchen Herrſchaft in Sicilien ein weit anderer war, als jener des mauriſchen Reichs von Spanien. Beide Länder, die geſegnetſten von Südeuropa, waren von afrikaniſchen Arabern erobert worden, aber unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen. Die Mauren in Spanien zerſtörten

ein mächtiges, chriſtliches Reich, welches ein wolgeordnetes Regierungs- und Verwaltungsſyſtem beſaß. Sie mußten deshalb ein gleiches an die Stelle ſetzen. Ihre Herrſchaft war aus dem Kalifat der Ommajaden hervorgegangen, ſie ſtellte ſich den Abaſſiden in Aſien als das rechtmäßige und orthodoxe Kalifat entgegen; ihr wiederum trat das Chriſtentum mit einer heroiſchen Ritterlichkeit gegenüber, und zwang ſie durch dieſen Gegenſatz zu einer verdoppelten Energie. Endlich war Spanien ein großes und reiches Land.

Anders war die Stellung der Araber in Sicilien. Sie zerſtörten dort keine große, einheimiſche Macht, ſie verdrängten nur die elenden und barbariſch gewordenen Griechen von Byzanz; die Unterjochung wurde ihnen leicht, und was ſie eroberten, waren herabgekommene Städte. Ferner war ihre Herrſchaft aus einer Secte oder Provincialdynaſtie hervorgegangen, entbehrte alſo aller derjenigen Kraft, welche ein großer Urſprung verleiht. Das Chriſtentum endlich trat in keinen Gegenſatz zu ihr, denn es fiel ſogleich zuſammen, weil der Umfang Siciliens zu klein war, die Berge der Inſel keine Stellung gaben, wie die Pyrenäen.

Während demnach die Mauren in Spanien zu einer ganz Europa verdunkelnden Herrlichkeit emporblühten, während ſie ihr neues Reich durch ſchöne Denkmäler der Baukunſt und durch eine große wiſſenſchaftliche Cultur zu einer europäiſchen Epoche erheben und ſich ſelbſt 700 Jahre lang behaupten konnten, kamen die Araber Siciliens in 300jähriger Dauer ihres Reichs eigentlich nicht über den tumultuariſchen Zuſtand einer flüchtigen

Occupation hinaus. Trotz der heutigen Sicilianer, die auf die Periode ihrer arabiſchen Unterjochung mit einem gewiſſen romantiſchen Behagen zurückblicken, darf man behaupten, daß jenes Reich des Großemirs von Sicilien den afrikaniſchen Raubſtaaten nicht unähnlich geweſen ſei.

Die Saracenen waren indeß nicht rohe Barbaren. Sie nahmen allen Anteil an der gemeinſchaftlichen Cultur des Orients, die ſich mit einer reißenden Schnelligkeit entwickelt hatte. Die Poeſie, die Künſte, die Wiſſenſchaften, welche im Morgenlande gepflegt wurden, verpflanzten ſie auf den altdoriſchen Boden Siciliens. Die heutige Literaturgeſchichte der Inſel hat auch ſicilianiſche Araber in den Katalog ihrer Schriftſteller aufgenommen, wie ihn Amari zuſammenſtellt. Aber wir würden mit Freuden alle dieſe Verſekünſtler mit ihren pomphaften Namen für die eine arabiſche Geſchichte Siciliens des Ibn Kattâ dahingeben, die verloren ging, und für ſolchen Erſatz ſelbſt auf den Divan des Ibn Hamdis von Syrakus verzichten.

Wichtiger jedoch und das einzig übriggebliebene Denkmal vom Leben der Araber in Sicilien iſt ihre Baukunſt geweſen. Kairewan, von wo ſie herüberkamen, war ſchon berühmt wegen ſeiner von Akbah im ſiebenten Jahrhundert gegründeten Moſchee, und wird als Hauptſitz des Kalifats jener Gegenden an glänzenden Gebäuden reich geweſen ſein. Von dort brachten die Araber Sinn und Geſchmack für ſchöne Architectur nach Sicilien; aber ſie errichteten auf der Inſel keine ſo großen Bauwerke, wie die Mauren in Spanien. Wir wiſſen von keiner prächtigen Moſchee, und ſelbſt von dem Alkaſſar der Emire

von Palermo, dem ſpätern Normannen- und Schwabenſchloſſe, läßt ſich nicht mehr mit Gewißheit ſagen, wie viel den arabiſchen Herrſchern davon zuzuſchreiben ſei. Palermo war vor allen andern Städten durch Luxus und Reichtum blühend und ein ganz orientaliſcher, üppiger Herrſcherſitz geworden; dort und in andern Städten bauten die Araber ihre Kaufhallen und ihre Gartenſchlöſſer, von der entzückenden Natur dazu eingeladen, welcher zu einer orientaliſchen Märchenwelt nichts mangelt, weder die wunderbare Schönheit des Himmels und des Meers, noch die ſchwelgeriſche Pracht der Vegetation.

In der Blütezeit der arabiſchen Herrſchaft unter der Regierung Haſſan ben Ali's und Kaſem's, von denen ausdrücklich geſagt wird, daß ſie viele Städte und Schlöſſer bauten, mußte ſich die Inſel mit mauriſchen Architecturen erfüllen. Kein Gegenſatz konnte größer ſein, als dieſer des graziöſen und phantaſtiſchen Stils des Orients zu dem ernſten und majeſtätiſchen Charakter der doriſchen Tempel Siciliens.

Der Bauſtil der Mauren drang auch in die folgenden Perioden ein, er dauerte wie ihre Schrift und Sprache im Gebrauch ſelbſt der Normannen und Schwaben, welche vielfach die arabiſchen Formen beibehielten. Indem die Architectur der Saracenen ſich mit der byzantiniſch-romaniſchen verſchmolz, erzeugte ſich der gemiſchte Stil, den man den arabiſch-normänniſchen nennt. An ihm allein oder an dem bleibenden Einfluß des arabiſchen Charakters kann man erkennen, wie viele und prächtige Gebäude die Araber in Sicilien müſſen auf-

geführt haben. Aber alle jene Schlöſſer der Emire, über deren Pracht der Normannenfürſt Roger in Erſtaunen geriet, hat die Zeit zerſtört, und von den arabiſchen Architecturen zweier Jahrhunderte ſteht heute wenig mehr aufrecht, als die Cuba und die Ziſa, zwei Luſtſchlöſſer bei Palermo, die ſich mit Sicherheit als Saracenenbauten erkennen laſſen, wenn ſie auch ſpätere Reſtaurationen und ſelbſt teilweiſe Erweiterungen erfuhren.

Beide Schlöſſer liegen außerhalb der Porta nuova auf dem Weg nach Monreale. Die Cuba (das Wort heißt Bogen oder Wölbung) dient ſchon ſeit Jahren zu einer Reitercaſerne und iſt ſehr in Ruinen gegangen, ſo daß von der innern Anlage wenig übrig blieb. Das Aeußere iſt ein regelmäßiges Viereck von wolgefügten Quadern in ſchönen Verhältniſſen gebaut, durch Bogen und Fenſter gegliedert, die zum Teil blind nach arabiſcher Weiſe nur zum Ornamente dienen. Auf der Kranzſpitze des Gebäudes ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, die nicht mehr entziffert werden kann. Das Innere iſt vollkommen wüſt, und zum Teil ſchon in ſpäterer Zeit umgeſtaltet; nur in dem Mittelraum, der einſt von einer Kuppel überwölbt geweſen, ſieht man noch maleriſche Ueberreſte von Bogenwölbungen und prächtige Arabesken in Stuk.

Bocaccio verlegte in dieſen herrlichen Palaſt die Scene ſeiner fünften Novelle des ſechsten Tags, und der Geſchichtſchreiber Fazello ſchildert ſeine Pracht. Er entnahm die Beſchreibung der Cuba aus älteren Schriftſtellern, denn ſchon im ſechzehnten Jahrhundert war das Schloß verfallen. „Mit dem Palaſt“, ſo ſagt er, „hing

außerhalb der Stadtmauern gegen Weſten ein Pomarium von ungefähr 2000 Schritten Umfang zuſammen, Park genannt, das heißt königlicher Cirkus. Hier prangten die lieblichſten Gärten von allerlei Bäumen, und immerdar von Waſſern benetzt. Hier und dort gab es Gebüſche, die von Lorbeer und Myrte dufteten. Drinnen erſtreckte ſich vom Eingang bis zum Ausgang ein ſehr langer Porticus mit vielen offenen runden Pavillons zur Ergötzung des Königs, von denen einer noch heute unverſehrt geblieben iſt. In der Mitte befand ſich ein großer Fiſchteich, aus antiken großen Quaderſteinen von bewundernswürdiger Dicke aufgebaut, worin lebendige Fiſche eingeſchloſſen waren. Er iſt bis heute unzerſtört, nur fehlen die Fiſche und das Waſſer. Darüber erhob ſich, wie auch noch heute, der prachtvolle Luſtpalaſt der Könige mit ſaraceniſcher Schrift auf dem Gipfel, für die ich bis jetzt keinen Erklärer habe finden können. Auf der einen Seite dieſes Gartens wurden wilde Thiere faſt jeder Gattung zur Luſt und Ergötzung des Palaſts gehalten. Aber all' das iſt heute zerfallen, und von Wein- und Gemüſegärten der Privatleute eingenommen. Nur läßt ſich der Umfang des Pomariums genau erkennen, weil der größte Teil der Mauern beinahe unverſehrt geblieben iſt. Wie ehemals nennen die Palermitaner auch heute dieſen Ort auf ſaraceniſch Cuba."

Wie zur Zeit Fazello's beſteht alſo auch jetzt noch der Palaſt in ſeinen Grundbeſtandteilen, und im Garten laſſen ſich noch die Umfangsmauer und die Reſte des Fiſchteichs erkennen. Aber dies iſt alles, was von der Cuba ſich erhielt.

Die Ziſa war ein noch größeres und prächtigeres Luſtſchloß der ſaraceniſchen Emire. Eine ſpaniſche Familie, Sandoval, welche in den Beſitz des Gebäudes kam, hat es durch Umbauten vielfach verändert, aber dadurch eben vor dem gänzlichen Verfall geſchützt, ſo daß ſich von ſeiner urſprünglichen Anlage mehr erhalten hat als in der Cuba. Auch hier iſt der Stil derſelbe: ein großer Würfel von einfachen, ſchönen Verhältniſſen, aus Kalkſteinquadern aufgeführt, und durch Geſimſe, Bogen und Fenſter in drei Teile gegliedert.

Wilhelm der Böſe hatte die Ziſa reſtauriren und wahrſcheinlich erweitern laſſen, denn die Angabe des Romuald von Salerno, dieſer König habe einen Palaſt Liſa gebaut, kann ſich nur auf einen Umbau der Ziſa beziehen. „Zu dieſer Zeit", ſagt Romuald, „ließ der König Wilhelm bei Palermo einen hohen Palaſt mit bewundernswürdiger Kunſt erbauen; er nannte ihn Liſa, umgab ihn mit ſchönen Gärten und lieblichem Grün, und machte ihn durch verſchiedene Waſſerleitungen und Fiſchteiche äußerſt ergötzlich." Die Ziſa war indeß arabiſchen Urſprungs, obwol ſie durch den König Wilhelm viele Veränderungen erfuhr.

Ihr Inneres iſt ganz moderniſirt, es enthält viele Säle und Gemächer, die nichts mehr von ſaraceniſchem Charakter zeigen. Nur die Vorhalle hat noch zum Teil die altertümliche Weiſe bewahrt. Hier zeigen ſich Niſchen und von Säulen getragene Bogen in der Wand, in deren einem ein Springbrunnen über Marmorſtufen fließt, von Moos und Schlingpflanzen ſchön umgrünt. Der ſaraceniſche Bogen über dem Quell iſt durch Or-

namente von ineinander gezogenen und durchknoteten Spitzbogen phantaſtiſch geſchmückt. Bunte Frescomalereien und Moſaiken, Palmen und Olivenzweige, Bogenſchützen und Pfauen, ſind Zuſätze der Normannen. Ebenſo iſt die kufiſche Inſchrift, die an der Wand hinläuft, normanniſchen Urſprungs, wie der Orientaliſt Morſo in ſeinem Palermo Antico und de Sacy es nachgewieſen haben, und nur die nicht mehr leſerliche Schrift auf dem Gipfel des Palaſts rührt von den Arabern her.

Die Quelle floß aus der Vorhalle in einen prächtigen Fiſchteich, der noch im Jahr 1626 erhalten war und von dem bologneſiſchen Mönch Leandro Alberti in ſeiner Beſchreibung Italiens und der umliegenden Inſeln geſchildert wird. Er lag nahe vor dem großen Portal und war ein Viereck von 50 Fuß in der Länge, umgeben von netzförmigem Gemäuer. In der Mitte ſtand ein ſchönes viereckiges Gebäude, in welches man über einer kleinen Brücke von Stein gelangte; in dieſem Luſthaus befand ſich ein kleiner Saal von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, im Kreuz gewölbt, mit zwei Fenſtern, aus denen man die Fiſche im Waſſer ſchwimmen ſah. Von dort, ſo ſagt Alberti, kam man in ein ſchönes Frauen-Gemach mit drei Fenſtern, in deren Mitte je eine kleine Säule vom feinſten Marmor zwei Bogen trug. Das Gemach deckte ein herrliches mauriſches Gewölbe, und der Fußboden war aus Marmor ſchön zuſammengeſetzt.

Mehrere Treppen führten zu den Obergeſchoſſen des Palaſtes, wo viele gewölbte Säle mit arabiſchen Bogenfenſtern und Säulen, und innen ein offener Raum mit

avillons lag. Der ganze Bau war mit Zinnen ver-
hen. Die Pracht der Säle, ihrer von Moſaik glän-
nden Wände, die Arbeit der in buntem Marmor und
orphyr ausgelegten Fußböden, muß ſchön und reich
weſen ſein. Aber ſchon Alberti fand die Ziſa ſo ſehr
rfallen, daß er ſich bitter darüber beklagt: „in Wahr-
it, ich glaube, daß kein edles Herz dieſe Gebäude,
ie ſie nun teils zerſtört ſind und teils den Einſturz
:ohen, ohne ſchweres Herzeleid anſehen kann.“ Welche
hwelgeriſche Gartenluſt muß dort zur Zeit der Emire,
:r Normannen und Friedrichs geherrſcht haben, unter
ieſem ſeligen Himmel, in dieſen roſigen Nächten, in
ner wahrhaft paradieſiſchen Natur, die bis an's Meer
ab an den Fuß der Berge ihre blüten- und goldfrucht-
deckten Gärten rings verbreitet!

Ich habe wol nie einen ſo hinreißenden Anblick ge-
offen, als den von dem platten Dach dieſes Saracenen-
hloſſes auf das ſchöne Rundgemälde von Palermo,
ine Ebene, ſeine Küſten und Berge. Es iſt eine Schön-
eit, die alles übertrifft was man ſich vorſtellen mag,
nd die ausſchweifendſte Phantaſie reicht nicht an die
auber dieſer Feenwelt. Es iſt hier alles in einem
äßigen Namen überſchaulich zuſammengefaßt; denn um
ie ganze Conca d'Oro, die goldene Muſchel von Pa-
rmo, ſtehen dieſe flimmernden Berge, braun und ernſt,
ſtlich gefaltet, wie von doriſchem Meißel ausgeſchlagen;
n ihren bronzenen Füßen grüne Orangenhaine und
uſthäuſer in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte
Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein,
überbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hin-

gelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenſeits aber das funkelnde Cap Zaffarana mit ſeinen Türmen und ſchön ausgeſchnittenen Vorſprüngen, und ſilberweiße Bergſpitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blickend, ein feiner, ätheriſcher Duftſchleier über der ganzen ſtillen Natur wonnig verbreitet. Es iſt Land, Licht, Luft und Meer des Orients, und blickt man von der Ziſa in die Gärten hinunter, ſo möchte man wähnen, es ſollten nun daraus hervorkommen ſchöne, arabiſche Mädchen mit Mandolinenſchall und langbärtige Emire im roten Kaftan, mit gelben Schuhen. Beſſer als unſer Geſchlecht haben ſie wol den Genuß verſtanden. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis.

Der chriſtliche Religionseifer, beſonders in der ſpätern Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft, mag die Luſtſchlöſſer der Saracenen grundſätzlich dem Verfall überlaſſen haben. Aber von den Normannenfürſten wiſſen wir, daß ſie von der Schönheit der ſaraceniſchen Paläſte und Gartenanlagen angelockt in ihrem Geſchmack weiter bauten. Schon Roger baute ſich ſolche Luſtſchlöſſer in ſaraceniſchem Charakter, die Favara, Mimnermus und andere ergötzliche Orte, wie Ugo Falcando, der Zeitgenoſſe der letzten Normannenfürſten, erzählt. Beſonders waren es ſchöne Fontänen und Fiſchteiche, welche man nach morgenländiſcher Art anlegte, und ausdrücklich wird auch von Friedrich II., dem Freunde des Orients, angeführt, daß er mehrere koſtbare Fiſchteiche geſchaffen habe. Der große Waſſerreichtum Palermo's, das ſeit alten Zeiten durch viele Aquäducte verſorgt wird, machte ſolche An-

agen leicht. Wie ſehr ſie beliebt waren, zeigt uns ſchon die genaue Beſchreibung von dem Fiſchteich der Ziſa, welche Leonardo Alberti macht, und auch der Jude Benjamin von Tudela erzählt in ſeinem kurzen Bericht über Palermo mehr von dem Fiſchteich Albehira als von jeder andern Merkwürdigkeit der Stadt. Er reiſte im Jahr 1172, zur Zeit Wilhelms des Guten, nach Sicilien, um dort die jüdiſchen Gemeinden kennen zu lernen. Seine Beſchreibung der Albehira iſt dieſe: „Drinnen in der Stadt ſprudelt die größeſte von allen Quellen; ſie iſt von einer Mauer umgeben, und bildet einen Fiſchteich, den die Araber Albehira nennen; verſchiedene Arten lebendiger Fiſche ſind darin eingeſchloſſen. Auf dem Teich fahren königliche Barken, die von Gold und Silber oder Malerei glänzen. In ihnen fährt der König mit ſeinen Damen oft zur Luſt umher. In den königlichen Gärten liegt auch ein großes Schloß, deſſen Wände mit Gold und Silber bedeckt ſind, während der Fußboden aus den verſchiedenſten Marmorarten zuſammengeſetzt iſt, und muſiviſche Figuren von allen Dingen der Welt enthält. Es giebt nirgendwo Gebäude, die den Paläſten dieſer Stadt gleich kämen.“

Man weiß nicht, wo die Albehira lag. Morſo ſucht zu beweiſen, daß Benjamin das ſogenannte Mar-Dolce gemeint habe. So heißen nämlich heute die Trümmer des im ſaraceniſchen Charakter gebauten Schloſſes Favara, welche außerhalb der Stadt ſeitwärts von dem maleriſchen Kloſter di Geſu und unter der Grotte liegen, die durch ihre Knochenfoſſile berühmt iſt. Man nennt dies zertrümmerte Schloß Mar-Dolce, weil ſich

ihm gegenüber ein altes Waſſerbecken befindet. Aber auf arabiſch hieß es Caſr Djafar. Die Trümmer laſſen genau den Stil der Ziſa und Cuba erkennen.

Es giebt noch ein viertes ſaraceniſches Luſtſchloß außerhalb Palermo, Ainſenin, vom Volk Torre del diavolo genannt. Seine Ruinen liegen in dem ungemein maleriſchen Tal der Guadagna, das vom Oretos durchfloſſen und vom Berg Griſone überragt wird.

Dies ſind die letzten Denkmäler ſaraceniſcher Bauten, welche in Palermo noch heute die Epoche der Araber im Gedächtniß erhalten. Mit der ſpaniſchen Herrſchaft verſchwand der graziöſe Bauſtil der Saracenen; auch hörten ihre letzten lebendigen Traditionen ſchon mit Friedrich II. auf, als er im Jahr 1220 alle noch in Sicilien wohnenden Saracenen nach Nocera in Apulien gebracht hatte. Denn während ſeiner Abweſenheit hatten ſich die Araber in den Bergen verſchanzt und unter der Führung ihres Häuptlings Mirabet ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen verſucht. Seit dieſer Zeit verſchwand ihre Sprache und ihre Sitte aus dem Leben des ſicilianiſchen Volks, und eine andere Nationalität, die ſpaniſche, machte ſich auf der Inſel geltend. Die Spuren des Islam wurden vertilgt.

Erſt mit dem vorigen Jahrhundert, wo nach der Entdeckung Pompeji's überall in Italien die Liebe zu den Antiquitäten wieder erwachte, hat man ſich auch dem ſaraceniſchen Altertum Siciliens mit Eifer zugewandt. Die Inſchriften in Kirchen und Paläſten führten auf das Studium der arabiſchen Sprache, ein Lehrſtul wurde für ſie in Palermo geſtiftet. Doch geſchah

s nicht ohne einen lächerlichen Betrug, welcher be-
es, wie völlig die Kunde des Arabiſchen auf der Inſel
rſchwunden war, wo auch die chriſtlichen Könige ara-
ch zu ſprechen gewußt hatten. Der Malteſer Giuſeppe
lla, welcher nach Palermo gekommen war, hatte ſich
s Anſehen eines großen Arabiſten gegeben und dort
en Codex gefälſcht, der vielerlei Correſpondenzen der
aber Siciliens enthalten ſollte. Der Betrüger brachte
gelehrte Welt Europa's durch ſeine Entdeckungen in
wegung, bis er entlarvt und vom Katheder in's Ge-
gniß geführt wurde.

Unterdeſſen hatten ſich auch Sicilianer dem Studium
Arabiſchen zugewendet, wie Airoldi, Roſario di
gorio und Morſo, beſonders der letztere, welcher
la's Nachfolger auf dem Katheder wurde und in
bindung mit den großen Orientaliſten Tychſen, Sil-
e de Sacy, Hammer und Frähn für die Erklärung
kufiſchen Inſchriften in Palermo thätig geweſen iſt.
kliche Reſultate für die Geſchichte der ſicilianiſchen
ber gingen daraus hervor, wie Gregorio's Rerum
icarum, quae ad historiam siculam spectant, am-
collectio. Panormi 1790, und Martorana's No-
storiche dei saraceni siciliani. Palermo 1833;
ich hat die mohamedaniſche Geſchichte und Literatur
Inſel ihren ausgezeichneten Bearbeiter an Michele
ri gefunden, von deſſen Geſchichte der Muſelmannen
Sicilien die zwei erſten Bände erſchienen ſind.

Mit der Pflege des arabiſchen Altertums erwachte
eich auch die Liebe für den ſaraceniſch-normanniſchen
. Wie dieſer gegenwärtig wieder auf das lebhafteſte

in die Erinnerung des Volks gekommen iſt, erkennt man ſchon im Toledo Palermo's an vielen Verkaufsläden, welche ſich im arabiſchen Geſchmack graziös eingerichtet haben, und an manchen Luſtbauten der Großen. Der Geſchmack ſicilianiſcher Paläſte und Villen iſt wegen ſeiner ausſchweifenden Bizarrerie mit Recht in aller Welt verrufen geweſen. Während die edelſten Muſter von Prachtbauten vor Augen ſtanden, während vor den Toren Palermo's die Cuba und die Ziſa, in der Stadt ſelbſt mancher normanniſche oder ſpätere Bau, wie der Palaſt des Tribunals, die Architecten belehren konnte, daß ſich großartige Maſſen mit Einfachheit und Anmut der Gliederung und der Ornamente wol vereinigen, haben ſie es vorgezogen die Paläſte mit barockem Unſinn auszuſtatten, wie der Prinz Pallagonia in ſeiner Villa, oder haben ſie ſelbſt das Chineſiſche aufgenommen, wie in der Villa Favorita.

In neuerer Zeit iſt man zu dem arabiſch-normanniſchen Stil zurückgekehrt, und hier macht vor allem die Villa Serra di Falco's Epoche, ein ſchönes Schloß unweit der Ziſa, welches der um das Studium der ſicilianiſchen Altertümer verdiente Herzog neu umgebaut hat. Der herrliche Garten deſſelben verſetzt wahrhaft in die Zeiten Al Haſſan's zurück.

In der Stadt ſelbſt baut gegenwärtig der Marcheſe Foccella einen ſchönen Palaſt in demſelben arabiſch-normanniſchen Charakter aus. Freilich iſt er von Spielerei nicht frei, wie alle dieſe nachgeahmten Bauten eines untergegangenen Stils, von denen wir in Stuttgart bei der Wilhelma ein Beiſpiel haben. Er ſteht auf

dem reizenden Platz Tereſa unmittelbar am Griechentor, das ihn durchbricht. Große Summen ſind bereits dazu verwendet und der Bau iſt der Vollendung nahe. Die Außenſeite iſt im Charakter der Ziſa gegliedert, von Bogenfenſtern mit buntem Glaſe durchbrochen, welche durch kleine gewundene Säulen getrennt werden. Die Säle im Innern ſind reich und mannichfach, beſonders überraſchend der arabiſche Saal in der Mitte, deſſen Wände in bunten Arabesken und hellen Farben von Rot, Blau, Gold, Schwarz und Weiß verziert und mit dem edelſten Geſtein incruſtirt ſind. Nach arabiſcher Weiſe ſind ſie durchbrochen und mit kleinen Doppelſäulen gegliedert; die gewölbte Decke glänzt von buntem, phantaſtiſchem Schmuck; der Fußboden iſt aus den köſtlichſten Steinarten zuſammengeſetzt, welche zugleich eine Anſchauung des geologiſchen Reichtums der Inſel geben, da nur ſicilianiſche Steine dazu verwendet ſind. Es fehlt nicht in der Mitte die plätſchernde Fontäne, um die Illuſion einer arabiſchen Alhambra vollſtändig zu machen. Andere Gemächer ſeines Palaſts hat der reiche Marcheſe in römiſchem und pompejaniſchem Sinn eingerichtet und den patriotiſchen Beweis gegeben, daß ſicilianiſche Künſtler auch in der Frescomalerei Gutes zu leiſten vermögen, denn alle dieſe Nachahmungen alter Wandmalerei ſind Werke ſicilianiſcher Maler.

2. Die normanniſche Periode.

Zwei weit von einander entlegene Inſelländer, England und Sicilien, hatte ein und daſſelbe ſtreitbare, glückliche aber ſchnell verblühende Geſchlecht der Normannen zu einer und derſelben Zeit erobert. Wie hier, ſo dort hatte es in Folge der Eroberung beiden Inſeln den Feudalismus eingepflanzt, ſie mit Baronien und Majoraten angefüllt, die noch heute dauern, und eine ariſtokratiſche Conſtitution geſchaffen, welche ſich in England mächtig entwickeln, in Sicilien zwar verfallen, aber doch nicht ganz verſchwinden ſollte.

Dieſe innere Verwandtſchaft zwiſchen England und Sicilien iſt ſehr merkwürdig, und dürfte ſie nicht manche hiſtoriſche Beziehungen beider ſeit der franzöſiſchen Revolution erklären, von denen ich nur die durch die Engländer dictirte ſicilianiſche Conſtitution von 1812 bemerken will?

Die Herrſchaft der ſicilianiſchen Normannen war von kurzer Dauer und von ſchneller Blüte. Sie umfaßt ein Jahrhundert. Ein ordnender Verſtand, Conſequenz, Kühnheit und Wildheit, weit um ſich greifende Politik, Großartigkeit in Plänen und Unternehmungen zeichnete dieſe Dynaſtie aus, bis ſie der ſaraceniſchen Ueppigkeit, dem Klima und der zügelloſen Parteiwut erlag. Wir wollen die Periode dieſer Herrſchaft hier überblicken.

Im Jahr 1038 war Georg Maniaces von dem griechiſchen Kaiſer zur Vertreibung der Saracenen nach Sicilien abgeſchickt worden. Er bat Guaimar, den

Herzog von Salerno, ihm die kleine Normannenſchaar, welche ſeit einiger Zeit in ſeinen Dienſten ſtand, mitzugeben. Guaimar gab ihm 300 Normannen unter dem Befehle Wilhelms des Eiſenarms, Drogo's und Humfrieds. Nun ſtürzten ſich Griechen und Normannen auf die Inſel und entriſſen den uneinigen Arabern im Fluge Meſſina, Syrakus und viele andere Städte. Die Teilung der Beute entzweite ſie, denn der habſüchtige Grieche verdrängte die Normannen und beleidigte ſie ſchimpflich. Sie verließen das Lager und ſegelten nach Italien. Dort wollten ſie ſich ſchadlos halten. Sie überfielen Melfi und einige andere Städte Apuliens, wo ſie ſich feſtſetzten. So begann die Gründung ihrer ſelbſtändigen Macht. Kaum war dies geſchehen, als die Griechen Sicilien verließen, um die Normannen aus Apulien zu verjagen; doch ſie richteten nichts aus, und verloren alle eroberten Städte der Inſel wieder an die Araber.

Es vergingen einige Jahre ohne große Ereigniſſe. In Apulien hatten die Normannen feſten Fuß gefaßt. Wilhelm war dort Graf geworden, Drogo hatte ſein Reich geerbt, Humfried endlich nach deſſen Tode den beſiegten Papſt Leo IX. gezwungen, ihn mit Apulien rechtskräftig zu belehnen. Friſche Zuzüge aus der Normandie waren angekommen, unter ihnen Robert Guiscard, der ſich nach Humfrieds Tod im Jahr 1056 zum Herzog von Apulien und Calabrien ausrufen ließ. Später kam auch ſein jüngſter Bruder Robert, in Sicilien ſein Glück zu verſuchen.

Die tapfern Brüder hatten im Jahr 1060 bereits

Reggio erobert und von hier aus die Küſte der ſchönen Inſel unmittelbar vor Augen. In einer Nacht ſetzte Roger mit nur 60 Begleitern nach Meſſina hinüber, den Zuſtand des Landes zu erkundſchaften; tollkühn ſchlug er ſich mit den herausſtürmenden Saracenen am Ufer herum, dann ſprang er wieder ins Schiff und ſegelte nach Reggio zurück. Bald darauf rief ihn das Glück von ſelbſt, nun alles Ernſtes an die Unternehmung ſich zu wagen. Es erſchien vor ihm Bencumen, Emir von Syrakus, den ſein Bruder Belcamed vertrieben hatte, gab ihm Kunde von der heilloſen Zerrüttung Siciliens und forderte ihn aus Rachluſt auf, hinüberzukommen und den Arabern das ſchöne Beſitztum zu entreißen.

Das Unternehmen war gleichwol nicht leicht; die Saracenen leiſteten tapfern Widerſtand, und ſelbſt von Afrika kamen friſche Heere, ſich Roger entgegenzuwerfen, als er nach einem blutigen Kampf Meſſina erobert hatte. Sein Bruder Robert vereinigte ſich dort mit ihm; bei Caſtro Giovanni ſchlugen ſie das Hauptheer der Saracenen, und ohne weitere Erfolge kehrten ſie wieder nach Calabrien zurück, neue Kräfte zu neuen Anfällen zu ſammeln. Unterdeß hatte Almoëz, der Kalif von Aegypten, eine Flotte nach Sicilien geſandt, doch ſie ſcheiterte bei der Inſel Pantellaria. Das Glück begünſtigte die kühnen Abenteurer, aber die Eiferſucht hätte ſie bald in's Verderben geſtürzt. Robert Guiscard begann die wachſenden Erfolge ſeines Bruders mit Neid anzuſehen; Roger hatte für ſich die Hälfte von Calabrien und ganz Sicilien verlangt, jener ihm das nicht zugeſtehen wollen. Und ſo griffen dieſe trotzigen Helden

zu den Waffen und entbrannten, ungeachtet der Griechen und Saracenen und der Unſicherheit ihrer jungen Herrſchaft, in wildem Kampf gegen einander. Robert fiel in die Hände ſeines Bruders; aber dieſer beugte ſich dem Ungeſtüm des außerordentlichen Menſchen, und gab nach. Verſöhnt wandten ſich die Brüder mit vereinter Kraft gegen Sicilien.

Mehrmals erſchienen die Normannen vor Palermo; aber durch die Angelegenheiten Calabriens immer wieder abgerufen, konnten ſie an keine ſyſtematiſche Belagerung denken. Erſt im Jahr 1071 ſchritten ſie dazu und belagerten Palermo von drei Seiten. Die Stadt war damals vielleicht volkreicher, als jede andere Italiens, und ohne Zweifel blühender, ein ſchöner Sitz orientaliſcher Lebensfülle und erſtaunlich reich. Die Araber wehrten ſich verzweifelt, und lange machten ſie jede Anſtrengung der Feinde zu nichte. Die Sage erzählt ſogar, daß ſie, um ihre Furchtloſigkeit zu zeigen, nicht einmal die Tore Palermo's ſchloſſen, und daß eines Tags ein Normannenheld zu Roß mit gefälltem Speer die ganze feindliche Stadt zu durchrennen wagte. Endlich drang Robert von der ſüdlichen Seite ein, und Roger brach das weſtliche Tor auf. Die Saracenen hatten ſich in die innere Stadt zurückgezogen und capitulirten hier; ſie übergaben ſich und Palermo dem glücklichen Sieger auf die Bedingung der Lebensſchonung und der Freiheit ihres Cultus.

Zwanzig Jahre ſpäter zogen die Chriſten in dem eroberten Jeruſalem wie beſtialiſche Horden mordend ein, aber die Normannen, ſo gewaltige Kreuzfahrer,

verſchonten das mohamedaniſche Palermo. Ohne Blutvergießen, ohne Plünderung beſetzten ſie die herrliche Stadt als fröhliche Sieger, die den Feind aus dem reizenden Luſtgarten verjagt haben, um an ſeiner Stelle aller Herrlichkeit zu genießen. Hier findet ſich noch kein Zeichen von jenem fanatiſchen Todeshaß des Chriſtentums gegen den Islam. Ungefährdet ließ man Cultus und Sitte der Mohamedaner; das bisher verfallene Chriſtentum richtete ſich von ſelbſt und unblutig wieder auf und drängte nun den Islam zurück. Er verloſch mit der Zeit in den Städten; er lebte am längſten in dem Innern der Inſel, wo ſich alles hartnäckig Saraceniſche in die Berge rettete und faſt 150 Jahre lang behauptete.

Die Normannen waren aus politiſchen Gründen gegen die Araber Siciliens tolerant, und nirgend haben ſich Chriſtentum und Islam ſo gut miteinander vertragen. Die Eroberer waren an Zahl gering, ſie verſchwanden faſt in der ſaraceniſchen Bevölkerung, die deshalb durch Milde mußte gewonnen werden. Arabiſche Künſte und Wiſſenſchaften wurden aufgenommen, in arabiſchem Stile wurde gebaut, eine arabiſche Färbung nahm ſelbſt der chriſtliche Hof an, der ſich mit ſaraceniſchen Leibwachen und Eunuchen umgab und in ſaraceniſchen ſeidenen Gewändern einherging. Als Mohamed-Ibn-Djobair von Valencia gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts das blühende Sicilien bereiſte, pries er den König Wilhelm um ſeine Liebe zum Islam. Der König, ſo berichtet der Reiſende, lieſt und ſchreibt arabiſch; ſein Harem beſteht aus muſelmänniſchen Damen. Seine

Pagen und Eunuchen ſind heimliche Muſelmänner. Die Frauen Palermo's fand der Reiſende ſchön, üppig und ganz ſaraceniſch gekleidet, und wenn er ſie an feſtlichen Tagen in den Kirchen ſah, in goldgelber Seide, mit eleganten Mantillen, in farbigen Schleiern, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen, geſchminkt und balſam-duftend wie Frauen des Orients, ſo erinnerte er ſich der Verſe des Poeten:

„Fürwahr, wenn man eines ſchönen Tags in die Moſchee tritt, ſo findet man dort Gazellen und Antilopen."

Die arabiſche Sprache wurde erlernt und im Gebrauch beibehalten, ſelbſt in Diplomen, ſelbſt in Inſchriften auf chriſtlichen Kirchen, wo man noch heute auf Moſaiken und Säulen die Schriftzüge des Koran findet, die nicht Araber, ſondern Chriſten, Biſchöfe, Könige, Erbauer der Kirchen dort angewendet haben.

Die Normannen fanden in Sicilien folgende Sprachen vor: die griechiſche der alten Hellenen und der Byzantiner, die lateiniſche von den Römern her, im Volksmunde aber die Lingua Volgare, die bald zur italieniſchen Schriftſprache ward; endlich die hebräiſche und die arabiſche Sprache. Alle dieſe Mundarten waren im Gebrauch des Volks; daher findet man ſie alle vier in Diplomen angewendet, in der erſten normanniſchen Zeit am häufigſten die griechiſche mit gleichzeitiger Ueberſetzung in's Arabiſche.

Mit dem Falle Palermo's ging es an die Teilung der Inſel. Robert Guiscard nahm für ſich die ſchöne Hauptſtadt und halb Sicilien, Roger die andere Hälfte,

ihr tapferer Neffe Serlo erhielt große Baronien; Tancred, ein anderer Neffe, wurde Graf von Syrakus. Robert nannte ſich Herzog von Sicilien, Roger Graf, und reichlich wurden nun Erzbistümer und Feudalherrſchaften gegründet. Aber noch war die Inſel nicht ganz unterworfen, denn erſt im Jahr 1088 ergab ſich Syrakus, 1091 Agrigent, dann erſt Caſtro Giovanni und zuletzt Noto und Butera.

Nun blieben bis zum Jahr 1127 die Herzogtümer Apulien und Sicilien in genannter Verwaltung, bis dort der Zweig Robert Guiscard's ausging und des Grafen Roger Sohn auch das Land jenſeits des Faro erbte. Dies war Roger II., der größeſte Mann aus dem Normannengeſchlecht. Sein tapferer Vater, welcher Sicilien erobert hatte, war im Jahr 1101 geſtorben, und nachdem der ältere Sohn Simon fünf Jahre lang Graf geweſen, folgte ihm Roger noch minderjährig, unter der Leitung ſeiner Mutter Adelaſia und des Admirals Georgius Antiochenus. Roger erhob das Normannenreich zum höchſten Glanz, und alle diejenige Kraft und Geiſtesgröße, welche ein emporgekommenes Herrſcherhaus auszuzeichnen pflegen, vereinigten ſich in ſeiner gewaltigen Natur. Er erbte 1127 das Herzogtum Apulien. Dies ſchreckte den Papſt, den deutſchen und den griechiſchen Kaiſer; aber gegen ſie alle und gegen die Fürſten von Salerno, von Capua, von Neapel, von Avellino und ſo viele andere kämpfte Roger nicht allein mit Glück, ſondern er zwang auch den Papſt ihn mit Apulien zu belehnen, und er ſetzte ſich endlich die Königskrone auf. Er durfte das nicht ohne die Zuſtimmung

des Parlaments, der Barone und der hohen Geiſtlichkeit, wie ſich überhaupt aus dem Verhältniß der normanniſchen Eroberer zu dem ſchon vorhandenen und dem neuen Adel mit Notwendigkeit eine gewiſſe Adelsconſtitution ergeben mußte. Das Parlament kam in Salerno zuſammen und gab dem Fürſten die Krone, doch wurde er in der Kathedrale von Palermo gekrönt, am Weihnachtstag des Jahres 1130. So entſtand das Königreich beider Sicilien.

Roger richtete nun ſeine Monarchie ein; den Baronen gegenüber mußte er ihr Glanz, Würde und Sicherheit geben. Daher ſchuf er die ſieben Kronämter, den Connetabel und Großadmiral, den Großkanzler, Großrichter und Oberkämmerer, den Protonotar und den Großmarſchall, und bildete aus ihnen ſein Cabinet. Er umgab ſich mit einem orientaliſchen Ceremoniel und ließ ſeinen Palaſt von Eunuchen und ſaraceniſchen Garden bewachen, auf die er zählen konnte. Seine ganze Regierung war Kampf und Krieg. Er bändigte alle ſeine innern und äußern Feinde; den griechiſchen Kaiſer, welcher ſeine Rechte auf Sicilien nicht aufgeben konnte, ſchreckte er vor Conſtantinopel ſelbſt; er nahm Korinth, Athen und Theben. Von dort führte er viele in der Seidenweberei geſchickte Chineſen nach Palermo, und ſo kam dieſe Kunſt überhaupt nach dem Weſten. In Roger's Fabriken wurde auch das berühmte Pallium gefertigt, welches ſpäter die deutſchen Kaiſer bei ihrer Krönung trugen. Roger eroberte Malta; 150 Schiffe ſchickte er gegen Afrika aus, und beſtrafte daſſelbe Reich Kairewan, welches einſt Sicilien unterjocht hatte. Wun-

derbar ſchnell hatte ſich die normanniſche Kraft unter ihm entfaltet. Er ſtarb am 26. Februar 1154 in einem Alter von 59 Jahren. Ihn zeichneten große Eigenſchaften aus, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, ein bezwingender Verſtand. Von Körper war er ſchön, von Manieren gewandt und höfiſcher Sitte zugethan. Gegen die Araber bewies er ſich duldſam; ihre Kunſt und Wiſſenſchaft ehrte er. Unter andern nahm er auch Edris Edſcherif, welcher aus Afrika vertrieben worden war, freundlich an ſeinem Hofe auf, und dieſer gelehrte Araber machte für ihn einen ſilbernen Erdglobus, auf welchem alle bekannten Länder verzeichnet und arabiſch benannt waren. Das Werk wog 800 Mark. Zugleich verfaßte Edris dazu eine Geographie, die allgemein das Buch Roger's genannt wurde; ein Auszug davon iſt unter dem Titel Geographie von Nubien (Geographia Nubiese) bekannt und mehrmals in Rom, in Paris, im Jahr 1790 noch in Palermo herausgegeben worden.

Roger's Deviſe auf ſeiner Schwertklinge ſpricht ganz ſeinen Geiſt aus: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I., welcher um ſeiner ſchlechten Eigenſchaften willen den Namen der Böſe erhalten hat. Er war der einzig überlebende von Roger's Söhnen, da vor ihm ſeine Brüder Roger, Anfuſo, Tancred und Heinrich geſtorben waren. Der ſchnelle Verfall eines ſo männlich ſtarken und ſo zahlreichen Geſchlechts iſt ſehr auffallend; denn es ſchmolz in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitenſprößling zuſammen;

und auch die Macht Siciliens ſank ſogleich von der Höhe, auf welche ſie Roger geſtellt hatte. Es zeigte ſich, daß ſie nur auf der perſönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte. Schon unter Wilhelms des Böſen Regierung finden ſich in Sicilien Zuſtände, welche an die ſaraceniſchen Emirate erinnern, die Günſtlingsherrſchaft eines Emporkömmlings Majone von Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anſchlag auf die Krone machte; Verſchwörungen, Palaſtrevolten, Aufſtände des Adels, gränzenloſe Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm ſtarb nach harten Schickſalen, nicht unberühmt durch Kriege, im Jahr 1166, 45 Jahr alt.

Mit ſeinem Sohn, Wilhelm II. oder dem Guten, der als eilfjähriges Kind den Tron beſtieg, endigte ſchon die gerade Linie des Normannengeſchlechts. Die erſten Jahre der Regierung dieſes Königs waren durch Streit um die Vormundſchaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen ſo tumultuariſch, wie es die Herrſchaft ſeines Vaters geweſen war. Die Normannen konnten ihr ſchönes Reich erobern, aber dauernd behaupten konnten ſie es nicht. Sie gingen unter, nachdem das ſüdliche Klima und der orientaliſche Luxus ihre nordiſche Kraft gebrochen hatten, und ſie ſcheiterten endlich an dem Feudalismus, oder der unzähmbaren Wildheit des Adels. Auf dem vulcaniſchen Boden Neapels und Siciliens hat überhaupt keine Dynaſtie lang gedauert: ihrer jede war fremd, auf abenteuerliche Weiſe zum Beſitz des Landes gelangt, und jede endete kläglich, meiſt durch Verrat. Wilhelm II. war übrigens ſeinem Vater ungleich, darum führt er auch den Beinamen „der Gute“,

den ihm wol die dankbare Geistlichkeit beigeleg
Wenn der böse Wilhelm wie ein Saracene leb
üppige Gartenschlösser baute, so stiftete der Gute
und Klöster. Viele Denkmäler kirchlicher Archite
der Normannenzeit gehören ihm an, zumal der
rühmte Dom von Monreale und die Kathed
Palermo. Er starb im jungen Alter von nu
ren, am 1. November 1189.

Das Geschlecht Roger's war mit ihm a
bis auf einen Bastard, Tancred, Grafen vo
natürlichen Sohn Roger's, des erstgeboren
verstorbenen Sohns von König Roger, und
dieses Königs Tochter Constanza, welche
Heinrich VI. vermält war. Rechtmäßig
Erbe beider Sicilien an den Kaiser; ab
Partei unter den Sicilianern wandte
und berief ihn auf den Thron. Der
kam aus Calabrien und ließ sich im
Palermo krönen. Dieser tapfere Basta
lichkeit mit dem nachmaligen Könige M
war er fein gebildet, ein Dichter und
gezeichnet in mathematischer und ast
schaft, welche die Araber damals be
Manfred war er edel und unglücksli
den er um sein väterliches Reich
Heinrich zu führen hatte, ging er
vor; es fiel sogar Constanza, des
seine Hände; aber er behandelte
lauterste und schenkte ihr hochherz
Es schien als wollte der edle

Tancred wieder aufblühen, denn er ſelbſt hatte zwei öhne, Roger und Wilhelm. Den Erſtgebornen, einen rrlichen Jüngling, hatte er mit Irene, des griechiſchen iſers Iſaak Angelus Tochter, vermält und ihn bereits nen laſſen; da ſtarb Roger plötzlich im Jahr 1193. ies Leid nahm ſich Tancred ſo zu Herzen, daß er n Sohn am 20. Februar 1194 nachſtarb. Es blie- n nun als Erben ſein letzter minderjähriger Sohn ilhelm übrig, welcher in Palermo gekrönt ward, und i Töchter, Alteria, Conſtanza und Madonia. Die rmundſchaft führte die Witwe Tancred's, Sibylla.

Unter dieſen Umſtänden war es dem Kaiſer Heinrich ht, Sicilien zu erobern. Die Truppen Sibylla's rden geſchlagen, Meſſina, Catania und Syrakus fie- ı in des Kaiſers Hand, die Barone traten auf ſeine ite. Die unglückliche Sibylla hatte ſich mit ihren ndern auf die feſte Burg Calatabellota gerettet, und artete hier in Angſt die Ereigniſſe. Am 30. No- mber 1194 war Heinrich in Palermo eingezogen, das ı feſtlich empfing, mit Paukenſchall und Jubelliedern s neue ſchwäbiſche Herrſchergeſchlecht begrüßend. Hier- f unterhandelte Sibylla, da ſie ſich treulos verlaſſen j. Der junge Prinz Wilhelm, welchem der Kaiſer = Grafſchaft Lecce und das Fürſtentum Tarent feierlich geſprochen hatte, erſchien vor Heinrich und legte trau- ı die Krone zu ſeinen Füßen nieder. Arglos waren = Unglücklichen in die Falle gegangen, denn kaum tte ſich Heinrich krönen laſſen, als er auf das liſtig ausgeſprengte Gerücht einer Verſchwörung gegen die hänger des Normannenhauſes und die unſelige Familie

seine barbarische Rache eidvergessen wüten ließ. Viele Barone und Geistliche wurden gemartert und hingerichtet, Sibylla mit ihren Kindern in den Kerker geworfen, der letzte Normanne, Wilhelm, geblendet; dann wurde Sibylla mit ihren Töchtern in das Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, wo sie lange Zeit in der Gefangenschaft lebten. Man weiß nicht, wie Wilhelm endete, eine Sage erzählt, er sei dem Kerker entflohen und habe dann als Eremit zu Sanct Jacob bei Chiavenna noch lange gelebt.

So tragisch endete das heroische Normannengeschlecht, welchem das Glück einst die schönsten Länder der Welt geschenkt hatte. Sein ergreifender Sturz wird um so bedeutungsvoller, weil ihm der Untergang des Hohenstaufengeschlechts so bald folgte. Die Nemesis vollzog dasselbe Schicksal auch an ihm. Wie es die Herrschaft Siciliens mit Blut und Gräueln angetreten hatte, lud es das blutige Verhängniß auf sich, und erntete eigentlich nur was es gesäet hatte. Wenn wir dem Bericht Glauben schenken dürfen, so wurde an demselben Tag, am 26. December 1194, an dem der grausame Kaiser Heinrich seine Hand in das Blut tauchte, Friedrich II. geboren. Heinrich selbst starb schon drei Jahre darauf in Messina im Alter von nur zweiunddreißig Jahren, und nun blicken wir gleich auf das trauervolle Ende der Hohenstaufen, um das Walten des Verhängnisses in der Aehnlichkeit ihres Geschicks mit dem der Normannen zu bewundern. Manfred, Bastard wie vor ihm Tancred, tapfer und hochgesinnt wie er, war verraten worden und in der Schlacht von Benevent gefallen; sein Weib He-

lena hatte ſich mit ihren vier Kindern auf die Burg Luceria gerettet, wie einſt Sibylla mit ihren vier Kindern nach Calatabellota geflohen war; wie dieſe ſah ſich auch Helena von aller Welt verlaſſen, wie dieſe ward auch ſie mit ihren Kindern gefangen geſetzt. Sie ſtarb vor Gram im Kerker; ihre Tochter Beatrix lebte achtzehn Jahre lang im Caſtell dell' Ovo in Neapel, ihre drei kleinen Söhne Heinrich, Friedrich und Anſelino wurden geblendet und lebten mehr als dreißig Jahre in der Gefangenſchaft, Conradin endlich ſtarb auf dem Blutgerüſt.

Und wieder erweckte aus all' dieſem Blut daſſelbe richtende Verhängniß den Rächer auch über das Haus Anjou in der ſicilianiſchen Veſper. Hier iſt wahrlich Ebbe und Flut tragiſcher Schickſale.

Die Hohenſtaufen fanden übrigens die Inſel in einer ſchönen Blüte; von Natur ein Paradies, war ſie unter der Normannenherrſchaft durch Induſtrie und Handel reich geworden. Kein Feind hatte während ihrer Periode die Städte heimgeſucht, aber von den Küſten des Orients und Afrika's war eine Fülle von Koſtbarkeiten herübergebracht worden. Als Heinrich VI. ſeinen Einzug in Palermo hielt, ergötzte er ſich an der Pracht der feenhaft ſchönen Stadt, und im Palaſt der Normannenkönige fand er einen großen Schatz von Gold, Juwelen und ſeidenen Gewändern, welchen er einſchiffen ließ. Arnold, Abt von Lübeck, ſagt: „Der Kaiſer Heinrich zog in die Aula des todten Tancred ein und fand dort Lagerſtelle, Seſſel und Tiſche von Silber, und Gefäße von dem lauterſten Gold. Er fand auch verborgene Schätze

und alles köstliche Gestein
dien, so daß er 150 Saum
her, kostbarem Edelgestein u
lud, und ruhmreich in sein

Bei dieser Gelegenheit
gearbeitete mit arabischen
[illegible] Roger's I. n
Jahr 1424 auf Befehl d
den andern Reichskleinodi
wurde und für das Pallad
gehen hat.

[illegible]

Ugo Falcando, der unter Wilhelm dem Böſen lange in Palermo gelebt hatte und dann nach der Normandie zurückgegangen war. Als die Dynaſtie Roger's ſich dem Ende zuneigte, ſchrieb er einen Brief an Petrus, Schatzmeiſter der Kirche von Palermo, worin er über das Sicilien bedrohende Unheil klagte und zugleich einen Begriff von der Schönheit Palermo's gab. Sein Brief atmet einen fanatiſchen Haß gegen die Deutſchen. Nachdem der Normanne an Meſſina und Catania glühende Apoſtrophen gerichtet hat, ſich den Barbaren zu widerſetzen, wendet er ſich auch an Syrakus und ruft aus: „Den Barbaren wird zu Dienſt gezwungen werden jener alte Adel der Korinther, welche einſt das Vaterland verließen und nach Sicilien hinübergingen, und welche eine für die Erbauung einer Stadt paſſende Stelle ſuchend, endlich auf dem ſchönſten Ufer Siciliens zwiſchen ungleichen Häfen deine Mauern am ſicherſten aufbauten. Was hilft dir nun die alte Blüte deiner Philoſophen, und daß du den Mund der Dichter mit der prophetiſchen Quelle genetzt haſt! Was hilft es dir, daß du das Joch des Dionys und ſeines Gleichen abgeſchüttelt haſt. Beſſer war es für dich, die Wut ſikuliſcher Despoten zu dulden, als die Tyrannei eines barbariſchen und gräulichen Volks zu ertragen. Wehe über dich, hehre Quelle von gefeiertem Namen, o Arethuſa, welche zu dieſem Elend herabſank, daß du, welche einſt die Geſänge der Dichter modulirte, nun die Trunkenheit der Deutſchen mäßigen und ihrer Scheußlichkeit dienſtbar ſein mußt." Falcando's Brief iſt ein wichtiges Document

für den Zuſtand Palermo's unter den Normannen; der Verfaſſer ruft darin einmal aus: „Wer kann die herrlichen Gebäude dieſer berühmten Stadt genug bewundern? Wer die Fülle der Quellen, welche überall ſtrömen? Wer den Liebreiz der allezeit grünen Bäume? Wer die Waſſerleitungen, die reichlich für den Bedarf der Bewäſſerung ſorgen?“

Aber ſchon vor Falcando hatte Ibn-Haukal aus Bagdad in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Palermo in einem geographiſchen Werke beſchrieben (Description de Palerme au milieu du Xe siècle de l'ère vulgaire, par Ebn-Haucal. traduite par Michel Amari. Paris 1845). Dieſe Schrift iſt zwar nicht von großer Bedeutung, aber doch merkwürdig genug. Der Verfaſſer teilt das arabiſche Palermo in fünf Quartiere. Im Al-Kaſſar (der Paläopolis des Polybius) bewunderte er die große Feſttagsmoſchee, die ehemalige Kathedrale der Chriſten, worin man ihm eine Capelle zeigte, in welcher der Sarg des Ariſtoteles in der Luft ſchwebte. Zu ihm, ſo ſagt er, beteten ehedem die Chriſten um Regen.

In der Stadt Khaleſſah war die Reſidenz des Emirs. In Sakalibah (nach Amari das Viertel der Sclavonier) befand ſich der Hafen. Das vierte Quartier war das der Moſcheen Ibn-Saktab. Im Süden der Stadt endlich lag das Quartier El-Jadit, die heutige Albergaria.

Er ſpricht von den vielen Kaufleuten und ihren Boutiken, namentlich denen der Fleiſcher. Er führt die Bereitung des Papyrus an. Am meiſten hält er ſich jedoch bei den Fontänen auf, worunter er die Fawara nennt.

Die Reiſe des Mohamed-Ibn-Djobair habe ich bereits bemerkt; auch ſie enthält ſehenswerte Schilderungen der Stadt aus der normanniſchen Zeit. Er vergleicht ſie und namentlich die Altſtadt (Al-Kaſſar) wegen ihrer ſchönen Paläſte und Türme mit Cordova. „Die Stadt iſt ſtaunenswürdig", ruft er aus, „gebaut im Stil von Cordova, und ganz aus gehauenem Stein errichtet, von der Gattung, die man El-Kiddan nennt. Die Paläſte des Königs ſind um ſie her aufgerichtet und hängen darum, wie das Halsband, welches den ſchönen Hals eines jungen Mädchens umſchlingt."

Dieſe beiden Araber, und die Berichte des Juden Benjamin von Tudela werden alſo durch die kleine Schrift des Normannen Falcando ergänzt. Er beſchreibt die meiſten Gebäude des damaligen Palermo ausführlich, und zugleich lernen wir, daß ſich noch die arabiſche Einteilung der Stadt und viele arabiſche Benennungen von Plätzen, Straßen und Toren lebendig erhalten hatten. Aus allem aber, was er von den Bauten jener Zeit ſagt, läßt ſich erſehen, daß Palermo damals in ſeinem höchſten Glanze ſich befand. Wenigſtens war, was die Schönheit und den Reichtum der Architectur betrifft, die normanniſche Periode die herrlichſte Siciliens, und alles was uns heute in Palermo Bedeutendes entgegentritt, ſind Denkmäler der Normannen; denn die Schwaben, ſelbſt nicht einmal der Kaiſer Friedrich, fügten irgend Erhebliches hinzu. Ihre Verhältniſſe nach außen zogen ſie von Palermo ab, während die Normannenfürſten dort ihre dauernde Reſidenz aufgeſchlagen

und der Stadt darum auch den Glanz einer neugeſchaffenen, mächtigen Monarchie gegeben hatten.

Vor dieſe Baudenkmale Palermo's aus der Normannenzeit will ich meine Leſer nun führen.

Den Anfang mache hier, wie billig, der königliche Palaſt. Dies merkwürdige Schloß, welches auf den Deutſchen ſo viele Anziehungskraft ausübt, weil einſt der größeſte deutſche Kaiſer dort ſeine traurige und doch liederreiche, ſangvolle Jugend verlebte, und welches der Italiener mit Recht als die Wiege ſeiner nationalen Poeſie betrachtet, beherrſcht auf dem Ende der Straße Caſſaro, wo ſie ſich auf die Piazza reale mündet, das ganze Palermo. Man hält es für das älteſte Gebäude der Stadt, denn nicht allein von den Saracenen ſoll es herrühren, ſondern hier ſollen bereits Carthager, Römer und Gothen ihren Herrſcherſitz aufgeſchlagen haben. Unbezweifelt war es der Palaſt der arabiſchen Emire und darum Caſſaro genannt. Dieſer Name wurde auf die ganze alte Stadt ausgedehnt und hat ſich noch heute in der Hauptſtraße erhalten. Dem Saracenen Abelkam ſchreibt man den Bau des Schloſſes zu; Roger I. und ſeine Nachfolger erweiterten ihn; und hier lebte Friedrich, hier reſidirte Manfred und alle folgenden Herrſcher Siciliens, welche dem Gebäude durch Zuſätze ſeine heutige unregelmäßige Form gegeben haben, ſo daß es ein Mittelweſen zwiſchen Feſtung und Palaſt geworden iſt.

Wir haben von Falcando die Beſchreibung dieſes Schloſſes, und wiſſen nun, wie es zur Zeit Wilhelms des Böſen ausſah. „Schöne Quadern“, ſo ſagt er, „mit großem Fleiß und großer Kunſt bearbeitet, bilden

das herrliche Gebäude, weite Mauern umſchließen es rings von außen, und drinnen glänzt der Palaſt auf das prächtigſte von Gold und Geſtein. Zwei Türme ſtehen an ſeinem einen und andern Ende, die Piſana, beſtimmt die königlichen Schätze zu hüten und die Greca, welche den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert ein Bau, der durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Ornamente ſich auszeichnet, und Joaria heißt; hier pflegt der König die Stunden der Muße zuzubringen. Im ganzen übrigen Palaſt ſind der Ordnung nach die Gemächer verteilt, wo die Frauen, die Jungfrauen und die Eunuchen wohnen. Auch gibt es hie und da kleine, ſehr prächtige Paläſte, wo der König entweder mit ſeinen Vertrauten über Staatsſachen insgeheim ſich unterredet, oder die Barone einführt, um über öffentliche und wichtige Reichsangelegenheiten ſich zu beraten."

Von den damaligen Baulichkeiten iſt faſt jede Spur verwiſcht, bis auf den Turm der Santa Ninfa, welcher der älteſte Teil des Schloſſes ſein ſoll, und bis auf die berühmte Capella Palatina. Auf der Spitze des Turms ſteht heute die Sternwarte, von welcher Piazzi am 1. Juni 1801 die Ceres entdeckte, die alſo mit vollem Recht den Namen der Schutzgöttin Siciliens empfangen hat.

Der Hof hat drei moderne Loggien über einander, die um alle vier Seiten laufen. In der erſten liegt die berühmte Capella Palatina, eins der herrlichſten Denkmäler der normanniſchen Periode. Der König Roger hat dieſe Baſilika im Jahr 1132 erbauen laſſen und dem heil. Petrus geweiht. Eingebaut in das Schloß,

bietet ſie keine eigentliche Façade dar. Ein Porticus von acht Säulen aus ägyptiſchem Granit zieht ſich an der Eingangstüre hin und läßt auf dem obern Teile der Wand moderne Moſaiken ſehen, welche Scenen aus dem alten Teſtament darſtellen, und ſich auf Roger's Krönung beziehen. Am Eingange berichtet eine Inſchrift in lateiniſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache, daß Roger eine ausgezeichnete Sonnenuhr im Palaſt habe aufſtellen laſſen. Die arabiſche Schrift drückt ſich ſo aus: „Ergangen iſt der Befehl der königlichen Majeſtät, der Herrlichkeit Roger's, des Erhabenen, deſſen Tage Gott verewige und deſſen Zeichen er beſtätige, daß dies Inſtrument entſtehe zur Beachtung der Stunden. In der Metropole Siciliens (von Gott) behütet im 536ſten Jahre (der Hedſchra)."

Ganz fremdartig, phantaſtiſch und ſchauerlich, ja mit nichts zu vergleichen, was man in der Art im übrigen Italien ſehen mag, ſtellt ſich nun dieſe vom Sonnenlicht nur ſparſam erleuchtete Baſilika dar, auf deren mit Marmor, oder mit Goldgrund bedeckten Wänden die Moſaikfiguren bald in Dämmerdunkel verſchwimmen, bald im Streiflicht der Sonnenſtrahlen hell hervorblitzen. Als ich in die Kirche eintrat, wurde eben eine Todtenmeſſe für den verſtorbenen König geleſen. Ein prächtiger, mit ſchwarzem Sammet bedeckter Katafalk ſtand in der Mitte der Capelle aufgerichtet, eine goldene Krone lag auf ihm, und brennende Kerzen ſtanden in der Runde, während die Prieſter ſangen und die Kirche mit Weihrauchwolken erfüllten. Dies Schauſpiel mitten in der geheimnißvollen Pracht der Moſaiken, und der

fremdartigen arabiſchen Ornamente konnte wol ganz und gar in die alten Zeiten des Königs Roger zurückverſetzen.

Die ſchöne Capelle hat die Form einer Baſilika mit einer Tribune und Kuppel über dem Chor. Zehn korinthiſche Säulen, welche Spitzbogen tragen, teilen ſie in drei Schiffe. Der Fußboden iſt mit ſchönem, farbigem Stein ausgelegt. Unterhalb ſind die Wände bis zur Höhe von 12 Palm ebenfalls mit buntem Marmor geſchmückt, oberhalb allenthalben, wohin nur das Auge fällt, mit Moſaikmalerei bedeckt, welche Scenen aus dem alten und neuen Teſtament darſtellt, und zwar ſo, daß die Wände des Schiffs Vorſtellungen aus dem alten Teſtament, die Tribune und ihre Seiten ſolche aus dem Leben Chriſti und der Apoſtel enthalten. Auf dem Triumphbogen ſieht man die Verkündigung, in der Tribune ſelbſt die grandioſe Halbfigur Chriſti, welche die Hand zum Segen erhebt. Die Figuren haben griechiſche oder lateiniſche Inſchriften. Dieſe Moſaiken ſchreiben ſich nicht von Roger I., ſondern von Wilhelm I. her, wenn man einer Nachricht des Romuald von Salerno Glauben ſchenken darf, welcher ſagt: „Wilhelm ließ die Capelle des heil. Petrus im Palaſt mit muſiviſcher Malerei malen und ihre Wände mit mancherlei köſtlichem Marmor bekleiden.“ Indeß ſchon der Erbauer der Capelle wird die Moſaiken begonnen haben.

Es ſcheint, als hätte ſich in Sicilien und in Unteritalien eine eigene griechiſche Schule der Moſaikmalerei ſeit alten Zeiten erhalten und dem byzantiniſchen Stil eine lebendigere Richtung gegeben. Die ſicilianiſchen

Moſaiken haben einen auffallend ſanften Charakter in der Farbe, und weder in der Zeichnung noch im Ausdruck jene Härte oder ſchreckende Strenge der byzantiniſchen Art; freilich entſprangen ſie ſchon einer ſpäteren Zeit. Während ſich die Venezianer Moſaiciſten aus Conſtantinopel holten, um San Marco auszuſchmücken, fanden die Normannen, als ſie ihre Kirchen bauten, eine Moſaikſchule in Sicilien vor. Sie mochte ihre Urſprünge noch von der Zeit der Hellenen herleiten, wo die Moſaikmalerei in der alexandriniſchen Periode blühte, wie es das große Prachtſchiff des Hieron von Syrakus bewies, auf deſſen Boden die ganze Ilias in Moſaik abgebildet war. Zu keiner Zeit ſcheint ſich dieſe Technik ganz verloren zu haben. Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt übertrafen die Sicilianer in Moſaikarbeiten die Künſtler von Rom, ſo daß Symmachus an einen gewiſſen Antiochus in Sicilien ſchrieb, ihn um ein Modell für römiſche Moſaiciſten zu bitten. Seine Worte lauten: „Es iſt die Eleganz deines Genies und die Feinheit deiner Erfindung ſehr zu ſchätzen, denn du haſt eine neue muſiviſche Gattung, die früher nicht verſucht worden, erfunden; die wird auch unſer Ungeſchick zur Auszier der Gemächer anzuwenden verſuchen, wenn wir entweder auf Tafeln oder Platten ein Muſter der von dir erdachten Arbeit werden entnommen haben."

Auch zur Zeit der Saracenen ging die Moſaikmalerei in Sicilien nicht unter; vor ihnen hatte ſie durch dauernde Verbindung mit Byzanz, welchem Sicilien gehörte, Pflege und Nahrung erhalten, nachher gebrauchten ſie auch die Araber, weil ſie gewohnt waren, ihre Wohnungen mu-

ſtviſch auszuſchmücken, wenn auch nicht mit Figuren, ſo doch mit Arabesken. Wol mögen die Moſaikarbeiten im Dom von Salerno, die von Palermo und von Monreale Werke einer heimiſch-unteritaliſchen Schule ſein. Von König Roger ſelbſt wird berichtet, daß er im Palaſt eine bedeutende Moſaikfabrik anlegte.

Herrlich glänzt auch das Dach der Capelle vom Schmuck des goldigen und mit Arabesken bunt verzierten Getäfels, und verdoppelt den Eindruck myſteriöſer Pracht und märchenhaften Zaubers. Im Jahr 1798 entdeckte man an dieſem Dach eine große arabiſche Inſchrift, die in zwanzig gothiſchen Roſetten mit kufiſchen Charakteren eingeſchrieben iſt, und ſo viel man ſie entziffert hat, Ausdrücke überſchwänglichen Lobes und Segenswünſche enthält, wol in Bezug auf den Erbauer der Capelle und das prächtige Werk überhaupt. Da dieſe Inſchrift, wie alle andern arabiſchen in den Kirchen Palermo's, chriſtlichen Urſprungs iſt, ſo befremdet es, Sprache und Schrift des Korans in ſo naiver Weiſe in chriſtlichen Kirchen angewendet zu finden, und dies zur Zeit, da der Fanatismus der Kreuzzüge eben ſeinen Höhenpunkt erreicht hatte. Daß keine dieſer arabiſchen Inſchriften dem Koran entnommen iſt, verſteht ſich von ſelbſt; aber wo immer arabiſche Schrift angewendet wurde, hat der Gedankenausdruck etwas Mohamedaniſches. Die arabiſche Schrift war damals nicht minder edel und hochgehalten als die griechiſche, und der Orient dem Abendland an Luxus wie an Intelligenz weit überlegen. Die Kenntniß eines großen Teiles der griechiſchen Literatur hatte dem Occident die arabiſche Schrift übermittelt.

Der ſtolze Gedanke, einen Teil des großen arabiſchen Völkergeſchlechts unterworfen zu haben, mochte nicht minder als das Wolgefallen an dem Fremdländiſchen, oder die politiſche Klugheit den officiellen Gebrauch des Arabiſchen unterſtützen. Die orientaliſchen Schriftcharaktere haben etwas Rätſelhaftes, Myſtiſches, und indem ſie ſelber ſchon geometriſche Arabeskenfiguren ſind, paſſen ſie vortrefflich auf die Wände und Säulen dieſer ſicilianiſchen Baſiliken, welche Chriſtentum und Orient ſo mit einander vermitteln, wie die Kirchen Roms das Chriſtliche und Antike in einander vereinigt haben.

Im Archiv der Capelle des Palaſtes werden viele Diplome in griechiſcher, lateiniſcher und arabiſcher Schrift aus der normanniſchen Zeit aufbewahrt, ſo wie eine koſtbare Caſſette, die von kufiſchen Schriftzeichen umgeben iſt.

Wir verlaſſen die altertümliche Kirche, um zu der folgenden Loggia des Palaſtes hinaufzugehen. Dort gibt es viele reich decorirte Säle und Gemächer, an welche ſich die Geſchichte der Herrſcher Siciliens knüpft; darunter der Saal des Parlaments, der Thronſaal und der Audienzſaal. In dem letzten ſteht jetzt nur noch einer von den zwei berühmten Widdern von Bronze, die ehemals ein Tor von Syrakus ſchmückten, der andere verunglückte in einer Feuersbrunſt. Der Saal der Vicekönige iſt durch die Porträts all dieſer Regenten vom Jahr 1488 bis auf unſere Zeit ausgezeichnet.

Mehr als dieſe modernen Prunkſäle reizt das zierliche, mit Moſaiken bedeckte Gemach Roger's. Man ſieht dort Kämpfe von Centauren, Vögel und eine Jagd ab-

gebildet, in sehr altertümlicher Weise. Warum dies Gemach die Stanza di Ruggieri heißt, läßt sich freilich nicht sagen; die Mosaiken sind ohne Zweifel Werke des zwölften Jahrhunderts, aber die ursprüngliche Gestalt aller dieser Gemächer hat die größeste Umwandlung erlitten. Vergebens forscht man nach den Gemächern Friedrichs II., wiewol um der Ehre des Mannes willen eins nach ihm benannt wird. Und welcher Name zierte dies merkwürdige Schloß mehr als der Friedrichs? Viele Fürsten aus den entlegensten Ländern, Saracenen, Normannen, Schwaben, Spanier, Anjous, Bourbonen haben von diesem Palast aus geherrscht und diese Räume mit Lust und Elend erfüllt; doch treten alle andern Erinnerungen hinter dem Gedanken zurück, daß in diesen Mauern der größeste Kaiser Deutschlands seine Jugend verlebte.

3. Der Dom von Monreale.

Viele Einflüsse wirkten zusammen, um in Sicilien eine so prächtige Kirchenarchitectur zu entfalten und eigentümlich auszubilden: im allgemeinen der Geist eines Zeitalters, wo das Christentum dem Islam in enthusiastischer Begeisterung zum Kampf auf Leben und Tod entgegengetreten war; im besondern der Gegensatz, in welchem sich das neue Herrschergeschlecht der Normannen zur Religion Mohameds gestellt sah. Hier war nach einem rühmlichen Triumf über die Saracenen die christliche Kirche neu aufzurichten und ihre Hoheit zur Er-

ſcheinung zu bringen. Prächtige Dome, Wunderwerke einer begeiſterten und doch vom Orient ſelbſt angehauchten Kunſt entſtanden nun an vielen Orten, als eben ſo viele Denkmäler des großen Sieges über Mohameds Religion.

Unter ganz gleichen geſchichtlichen Bedingungen hatte Sicilien ſeine erſte große Architecturperiode erlebt. Die Hellenen hatten in der Schlacht bei Himera die afrikaniſchen Carthager, welche Sicilien überſchwemmt, vernichtet, in Siegestrunkenheit hatten ſie die befreite Inſel mit den Prachtbauten ihrer Tempel bedeckt. Die Götter von Hellas, Zeus, Apollo, Ceres und Venus hatten den Moloch Afrika's überwunden; ja in einer höchſt merkwürdigen Weiſe war von den Griechen jener Gegenſatz ihrer gebildeten Religion und Cultur zu der des Orients ausgeſprochen worden, denn eine der Friedensbedingungen, welche Gelon von Syrakus den Puniern vorſchrieb, war die, daß ſie die Menſchenopfer für immer abſchaffen ſollten.

Nach mehr als anderthalb Jahrtauſenden wiederholte ſich in Sicilien dieſelbe Erſcheinung in der zweiten großen Architecturperiode dieſer Inſel — eine wunderbare Conſequenz der Geſchichte, wie ſie kein zweites Land aufweiſen kann, und zugleich der Beweis, wie menſchliche Cultur nach ewigen Geſetzen ſich abwandelt, im Weſen dieſelbe, in den Formen mannichfach, und ſchön durch immer neuen Ausdruck der Zeiten und ihrer leitenden Gedanken. Wie in der erſten Periode die Hellenen die ſchönen Tempel von Segeſta, Selinus, Agrigent, Syrakus erbauten, errichteten nun die Normannen, nach-

em ſie Sicilien von den andern Puniern Afrika's be-
reit hatten, die herrlichen Kathedralen von Monreale,
Palermo, Cefalu, Meſſina. Damals hatte der Strom
er Cultur die Richtung mehr nach dem Süden der
Inſel genommen, während der Norden nur teilweiſe
erührt ward; jetzt aber breitete er ſich über den Nor-
en aus, während der Süden und Südoſten zur Unbe-
eutſamkeit herabgekommen war.

Neben das doriſche Säulenhaus ſtellte ſich der
riſtliche Dom, neben die ernſte ſteinerne Pracht
es Junotempels von Agrigent die von Gold ſchim-
ernde Kirche der Maria von Monreale, als Denk-
äler zweier denkwürdiger Phaſen der Menſchheit. Beide
ließen uns wunderbare Tiefen des Menſchengeiſtes
uf, der beide male eine herrliche Jugendblüte hier offen-
art hat. Beide ergreifen darum wie alles urſprüng-
ich Geniale und geſchichtlich Notwendige, iſt auch die
Stimmung, in welche ſie verſetzen, grundverſchieden.
Wer kann ſeine Empfindung ausſprechen, wenn er auf
em braunen Trümmergeſtein ſicilianiſcher Oede vor
inem jener erhabenen Tempel von Agrigent in Be-
rachtung verloren iſt? Man möchte da meinen, nichts
Vollendetes, nichts Schönes könne über dieſe harmoni-
chen Formen hinaus der Menſch mehr erfinden; tritt
an aber in eine der normanniſchen Baſiliken, in
ieſe dunkelſchönen, ſchimmernden Kirchenſchiffe, deren
Bogen und Wände von zahlreichen Moſaikbildern leuchten,
o fühlt man ſich auch hier, das Antike vergeſſend, in
ner neuen Sphäre der Harmonie und der Schönheit.

Der religiöſe Sinn, dem jene normanniſche Archi-

tectur entſprang, die ich die eigentliche vom Orient mitbeſtimmte Architectur der Kreuzzüge nennen möchte, war bei den Normannen ſchon an ſich tief, weil ſie das nordiſche Gemüt nach dem Süden mitbrachten. Dazu kamen andere Verhältniſſe. Ihrer Eroberung mußte die römiſche Kirche, Byzanz gegenüber, welches Sicilien als ſein Eigentum anſprach, ein heiliges Recht und eine höhere Weihe geben. Der Papſt hatte die normanniſchen Grafen zu ſeinen apoſtoliſchen Legaten ernannt, er hatte dem König Roger geiſtliche Inſignien als Zeichen ſeiner von der Kirche beſtätigten Herrſchaft verliehen. Die Könige ſelbſt ſchrieben ihre Krone nicht der Gunſt des Papſtes zu, ſondern der Gnade Chriſti; auf Moſaikbildern in mancher Kirche ſieht man daher Roger oder Wilhelm dargeſtellt, wie Chriſtus ſelber ihnen die Krone aufs Haupt ſetzt. Von Gottes Gnaden nannten ſich dieſe Abenteurer Könige. Ihre Herrſchaft mußte ſich alſo auch in dem Eifer ausſprechen, womit ſie das Chriſtentum in Sicilien wieder aufrichteten. Malaterra, der Geſchichtſchreiber der beiden Roger, ſagt von dem Eroberer Siciliens: „Als der Graf Roger ſah, daß durch die Gunſt Gottes ganz Sicilien ſeiner Herrſchaft huldigte, wollte er gegen eine ſo große Wolthat nicht undankbar ſein; er begann, ſich Gott zu weihen, gerechtes Urteil lieb zu haben, der Wahrheit nachzutrachten, die Kirche oft zu beſuchen, mit Devotion den heiligen Hymnen beizuwohnen, den Zehnten aller ſeiner Einkünfte den Kirchen zu geben, der Wittwen und Waiſen und der Trauernden gerechter Tröſter. Hier und dort in ganz Sicilien ſtellte er die Kirchen her.“

Uebrigens hatte die Frömmigkeit jener Zeit der Kreuzzüge an dem kirchlichen Eifer nicht mehr Anteil, als die politiſche Berechnung; das neue nur durch Eroberung auf den ſchönſten Tron Europa's gekommene Fürſtenhaus bedurfte des Papſtes und der Geiſtlichkeit, um ſich zu erhalten. Ohne ihre Freundſchaft waren die Normannen verloren, wie nach ihnen die Hohenſtaufen im Kampf gegen die Kirche Neapel und Sicilien einbüßten, und ſelbſt zu Grunde gingen. Zu dieſen Einflüſſen geſellte ſich das natürliche Beſtreben eines ſiegreichen Fürſtengeſchlechts, ſeine Herrſchaft durch Denkmäler unſterblich zu machen, und ſo mußte die kirchliche Architectur in Sicilien einen hohen und ſchnellen Aufſchwung nehmen. Alles was auf dem Feſtlande gebaut worden war, wollte man verdunkeln, ganz mit Gold wollte man die Kirchen überkleiden, ſelbſt jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, deſſen orthodoxem Kaiſer man das ſchöne Reich entriſſen hatte. Roger baute in unglaublich kurzer Zeit, man ſagt in einem Jahr, den Dom von Cefalu, zugleich die Kirche von Meſſina und die Capelle im Palaſt. Die Blüte der Künſte war ſo eilig, wie die Herrſchaft der Normannen ſelbſt es war.

Alle jene Bauten übertraf der fromme Wilhelm II., der letzte legitime Herrſcher aus dem Normannenhauſe; er ſetzte in dem Dom von Monreale ſeinem Geſchlecht das ſchönſte Denkmal, welches zugleich eins der merkwürdigſten Monumente mittelalterlicher Architectur überhaupt iſt. In ſechs Jahren von 1170 — 1176 wurde das Werk vollendet; der Ruf ſeiner Schönheit ging flugs durch alle Länder. Schon im Jahr 1182 erhob der

Papſt Lucius III. Monreale zum Erzbistum, und in ſeiner Bulle ſagte er vom König Wilhelm: „In kurzer Zeit hat er dem Herrn einen bewunderswürdigen Tempel gebaut, ihn mit feſten Caſtellen und mit Einkünften erweitert, ihn mit Büchern, heiligen Gewändern und Silber und Gold geſchmückt, endlich hat er eine Schaar von Mönchen des Ordens von La Cava dort eingeführt und den Ort ſelbſt durch Gebäude und andere Dinge ſo ſehr erhoben, daß nie ſeit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König errichtet ward, und daß ſelbſt der Bericht von dem, was dort geſchaffen worden iſt, zur Bewunderung hinreißt.“

Die Kirche von Monreale hat etwas Fremdartiges. Das Chriſtentum ſcheint hier in der Nähe Afrika's, unter aromatiſchen, ſchönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloe und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine andere, ſüdlichere und phantaſtiſche Bildung angenommen zu haben.

Die Architectur des berühmten Doms iſt das Muſter des normanniſch-ſicilianiſchen Kirchenſtils überhaupt. Sie ſetzte ſich aus dreifachen Beſtandteilen zuſammen, ſie iſt byzantiniſch-griechiſch, lateiniſch und arabiſch. Die Normannen, welche vom Abendland herüberkamen, wo die römiſche Baſilikenform noch herrſchend war, fanden in Sicilien ſowol die byzantiniſchen Traditionen als die ſaraceniſchen Formen vor. Seit Jahrhunderten war die Inſel im Beſitz der Byzantiner geweſen; griechiſch war die Sprache und der Cultus der Sicilianer, griechiſch daher auch ihre kirchliche Bauweiſe. Sie charakteriſirt ſich durch die quadratiſche Grundform, durch das Vor-

herrſchen der Kuppel, durch das erhöhte Sanctuarium, welches in ein dreifaches Oval, das Sinnbild der drei göttlichen Perſonen ausgeht; denn der Chor-Niſche ſtehen zu beiden Seiten die niedrigeren Halbkuppel-Niſchen, links die Protheſis für die Opfervorrichtung, rechts das Diakonikon, für die Diakonen und ihre Leſungen beſtimmt. Mit Moſaikbildern ſchmückten auch die Byzantiner die Kuppeln, die Bogen und Wände ihrer Heiligtümer.

Dieſe Formen nahmen die Normannen auf; von den Saracenen, die 250 Jahre lang Sicilien beherrſcht hatten, nahmen ſie den Spitzbogen und die Arabesken für das maleriſche Detail der Ausſchmückung.

Endlich behielten ſie auch den lateiniſchen Kirchenſtil, den in Italien üblichen Typus der römiſchen Baſilika bei, das heißt eines durch Säulenſtellungen geteilten Langſchiffs mit dem hergebrachten Sparrendach. Sie ſetzten dies lateiniſche Schiff vor das Sanctuarium, und indem ſie nicht nach der Weiſe vieler alten Baſiliken einen Architrav auf die Säulen legten, ſondern ihnen Spitzbogen zu tragen gaben, vereinigten ſie alſo jene drei Formen der Architectur und erzeugten den eigentümlich zuſammengeſetzten Bauſtil, der in ganz Sicilien angewendet wurde und in ſeinen Einzelheiten in die gothiſche Architectur des Abendlandes allmälich hinüberging, ja das Gothiſche mitbeſtimmte.

Man mag hierfür das Werk Serra di Falco's über Monreale und andere ſiciliſch-normanniſche Kirchen, Hittdorfs und Zanths moderne Architectur Siciliens, Lelli's und del Giudice's Beſchreibung von Monreale zu Rate ziehen.

Der Dom von Monreale, der jene drei Grundbeſtandteile vollkommen deutlich verbindet, hat eine Länge von 372,6 Palm; ſeine Breite beträgt im Proſpect 174 Palm, die Höhe der Türme 154 Palm. Eine kunſtvoll gearbeitete Bronzethüre feſſelt an der Façade die Aufmerkſamkeit. Mehrfache Bogen, nur wenig gebrochen, in reicher Arabeskenarbeit umziehen ſie und ruhen auf Pilaſtern, die wiederum mit Moſaiken und marmornem Bildwerk geſchmückt ſind. Eine lateiniſche Inſchrift vom Jahr 1186 nennt als den Verfertiger der Thüre den Bronzegießer Bonannus von Piſa, denſelben, der auch die Thüre für das Portal des Doms von Piſa gegoſſen hatte. Die Reliefs ſtellen in 42 Feldern Scenen aus dem alten und neuen Teſtament dar. Ihr künſtleriſcher Wert kommt dem der byzantiniſchen Moſaiken gleich. Die Figuren ſind ſteif und gezwungen, aber anziehend durch kindliche Naivetät. Merkwürdig ſind die Inſchriften in der Lingua Volgare jener Zeit, womit die Figuren verſehen ſind; ſie ſtimmen mit der Sprache der gleichzeitigen ſicilianiſchen Dichter überein. Auf der Langſeite der Kirche ſieht man eine zweite Bronzethüre, ein Werk des Bariſanus von Trani.

Edel, hoch und herrlich iſt das Innere des Doms, freilich nicht von jener Erhabenheit der gothiſchen Dome, in deren weitaufſtrebenden Räumen die Seele wie vor dem Unendlichen in Schweigen ſich verliert, auch nicht von jener Rieſengröße des Sanct Peter, wo die triumfirende Pracht des Papſttums die Sinne bewältigt, noch von jener düſtern Majeſtät byzantiniſcher Baſiliken; hier iſt nur mäßige, doch gefällige Größe, freie wol-

ende Räumlichkeit, ein würdiger Ernſt, der mit dem himmer anmuthiger Kunſt umkleidet wird. Die ge-igen Spitzbogen, welche auf je neun korinthiſchen ulen von orientaliſchem Granit ruhen, geben dem ittelſchiff graziöſe Bewegung und öffnen den Raum ht und wolthuend in die beiden Seitenſchiffe. Die acht des mit köſtlichem Geſtein figurenreich ausgezierten ßbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das bige Tafelwerk des Dachs, und nun überall an den gen und den Wänden der Schiffe die Moſaiken und abesken, dieſer ganze mit Bildern auf Goldgrund ge-te Raum bringt eine ſeltſam ſchöne Erſcheinung her-. Für den Gott des Nordens würde ein ſo bunt-ziertes Tempelhaus wenig paſſen, für den des Südens int es ſehr geeignet. Man muß aus der flimmernden bſchaft Monreale's in dieſen Tempel treten; ja bis-len will hier der Eindruck des Kirchlichen verſchwinden, n möchte ſich in einem großen Palaſt glauben, deſſen inde von Perlen und Edelgeſteinen funkeln.

Im Mittelſchiff beginnen die Moſaiken ſchon mit den nen Architraven, welche auf dem Säulencapitäl auf-;en. Die ganze Wand über den Säulen iſt der Länge h durch ein Geſims in zwei Hälften getrennt. Auf untern teilen wieder ſenkrechte muſiviſche Leiſten von r Spitze des Bogens zur andern Felder ab, welche bildlichen Darſtellungen auf Goldgrund geſchmückt). In der obern Hälfte befinden ſich die im Spitz-en auslaufenden offenen Fenſterräume, zwiſchen denen herum Moſaiken angebracht ſind. Gegen das Dach prangt ein breiter, mit Arabesken verzierter Fries,

mit welchem Kreiſe abwechſeln, in denen halbe Engelfiguren umſchloſſen ſind. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Niſchen, die Seiten des Sanctuariums, die Schiffe, überall treten ihm Moſaiken entgegen, bald Handlungen der heiligen Geſchichte, bald vereinzelte Figuren, vom Gott Vater und den Engeln herab bis auf die griechiſchen und lateiniſchen Heiligen, und über das ganze maleriſche Reich des alten und neuen Teſtaments ſich erſtreckend. Hier iſt der ganze Sagenkreis der meſſaiſchen und der chriſtlichen Religion auf den Wänden eines Doms abgebildet. Selbſt die beiden feindlichen Hälften der Kirche ſind hier vereinigt, und es erſcheint als höchſt bedeutungsvoll, griechiſche und römiſche Heilige in Einem Tempel zu ſehen.

Hier macht weniger der ungeheure Aufwand mühſamſter Kunſt als die Vorſtellung des religiöſen und künſtleriſchen Gedankens erſtaunen, der das geſammte chriſtliche Religionsſyſtem erfaſſen, das unendlich Vielfache concentriren und darſtellen konnte. Solcher univerſellen Auffaſſung der geiſtigen Menſchengeſchichte iſt unſere Kunſt gar nicht mehr fähig, und alle ähnlichen Erſcheinungen, welche unſere Gegenwart in vereinzelter Weiſe durch die Freskomalerei verſucht, ſind als kalte Verſtandesallegorien geiſtig unwirkſam. Dieſe Moſaiken, Giotto's Skulpturen am Campanile von Florenz, welche die Geſchichte menſchlicher Cultur darſtellen, und das Dante'ſche Gedicht darf man als die zuſammengehörigen Denkmäler jener Periode, wo die chriſtliche Idee die umfaſſendſten Bildungen der Kunſt hervorrief, in ihrer innern Geiſtesverwandtſchaft zuſammenſtellen. Man vergeſſe aber nicht,

daß der Moſaikencyclus von Monreale um hundert Jahre Giotto und Dante vorauf geht, und wenn man weiß, daß die göttliche Komödie noch bis auf Michel Angelo herab ihren Einfluß auf die Kunſt geltend gemacht hat und die Maler zu ihren cycliſch-epiſchen Freskobildern anregte, ſo muß man um ſo mehr erſtaunen, daß ſchon ſo früh in jenen Moſaiken das Syſtem des Chriſtentums in großartiger Einheit aufgefaßt werden konnte.

Wir wiſſen nicht, wem ein ſolcher Gedanke entſprang. Da auch in den andern und ältern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit derſelbe Ideengang in den muſiviſchen Darſtellungen wenn auch in kleinerem Maaße vorherrſcht, ſo mögen hier byzantiniſche Traditionen zum Grunde liegen. Wer dieſe Arbeiten leitete iſt unbekannt. Wenn drei Jahre auf die muſiviſche Ausſchmückung des Doms verwendet wurden, müſſen, nach der Berechnung Serra di Falco's, 150 Moſaikbildner dabei fortdauernd thätig geweſen ſein. Kaum möchte man ſich eine mühſamere Arbeit vorſtellen dürfen.

Das Syſtem der Verteilung iſt dieſes. Indem ſich alle bildliche Darſtellung und jede heilige Handlung oder Geſtalt auf Chriſtus bezieht, deſſen gigantiſche Figur in der Tribune als der göttliche Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Kosmos abgebildet iſt, beginnt der Cyclus mit der Schöpfung und erſtreckt ſich bis zum Kampfe Jacobs mit dem Engel. Dem alten Teſtament iſt das Mittelſchiff eingeräumt. Auf das Sanctuarium und die Flügel verteilt ſich die Geſchichte des Lebens Chriſti und ſetzt ſich in die beiden Seitenſchiffe fort; doch werden auch hier Patriarchen und Propheten hereingezogen, wenn

ſie auf Chriſtus deuten, und endlich wird die kaum überſehbare Mythologie der Märtyrer und Heiligen ausgebreitet. Petrus und Paulus haben als die oberſten Kirchenfürſten ihre Stelle in den Niſchen, dem Chriſtus zu den Seiten; rechts ſitzt Petrus auf der Kathedra, die linke Hand auf ein Buch geſtützt, die Rechte ſegnend erhoben. Ueber ihm und ſeitwärts ſind Scenen aus ſeiner Lebensgeſchichte abgebildet. In gleicher Weiſe ſieht man links Sanct Paulus auf ſeinem Stule ſitzen, und über ihm ſeine Enthauptung dargeſtellt. In der Mitte der Tribune ſtralt das rieſige Bruſtbild des Erlöſers; ein griechiſches Kreuz ragt in einer Glorie hinter ſeinem Haupt hervor, von deſſen Scheitel lange Locken bis auf die Schultern herabfallen. Mächtig und voll iſt auch ſein Bart. Er hebt die Rechte wie lehrend auf und hält in der Linken ein Buch. Die griechiſche Verſalinſchrift nennt ihn Jeſus Chriſtus Pantokrator. Der Eindruck dieſes rieſigen Antlitzes iſt von übernatürlicher Gewalt und finſterer Hoheit, in byzantiniſchem Geiſt. Byzantiniſche Chriſtusköpfe haben etwas Dämoniſches, wie die Antlitze der ägyptiſchen Götter, wie überhaupt das byzantiniſche Weſen in der Empfindung des Göttlichen an's Ethniſche ſtreift. Dieſer Typus führt uns in ein Ideenreich, welches uns heutigen Menſchen bei weitem ferner liegt, als die Antike. Es iſt ein fürchterlich Abſtractes, eine alles Menſchliche, alle Phantaſie, allen Zufall, alle freie Lebensregung ausſchließende Notwendigkeit. Von ſolchem Chriſtusantlitz geht wie von einem Meduſenhaupt ein Hauch der Verſteinerung aus. Ich kann ſolche Bilder nicht betrachten, ohne in ihrem ſchrecklich erhabenen Ge-

ſicht die chriſtliche Kirchengeſchichte wie in einem prophetiſchen Spiegel zu leſen: die fanatiſche Askeſe, das Mönchstum, den Judenhaß, die Ketzerverfolgungen, die dogmatiſchen Kämpfe, die Allmacht der Päpſte. Nichts in der That vermag ſo ſehr die negative wie die poſitive Gewalt der chriſtlichen Religion ſymboliſch zur Anſchauung zu bringen. Für die Entwicklung der chriſtlichen Kunſt im Fortſchritt der Jahrhunderte iſt wieder nichts bedeutender, als der Vergleich eines ſolchen Chriſtusantlitzes mit dem Chriſtuskopfe Rafaels oder Tizians; die beiden äußerſten Gränzen der Anſchauung des Religiöſen ſind hier ausgeſprochen.

Ich übergehe andere Moſaiken, wie die der Jungfrau mit dem Kinde in der Mitte der Niſche und der Scenen aus Chriſti Leben. Im allgemeinen bemerkt man, daß alle Wirkung der Darſtellungen im Sanctuarium in's Pathetiſche, Uebermenſchliche, Vereinſamte, in das Höchſte der religiöſen Empfindung gehe, daher der Ausdruck übernatürlich ſein muß. Dagegen ſteigt die Vorſtellungsweiſe in den Scenen des alten Teſtaments wieder herab, und hier entfaltet ſich ein menſchlich heiteres Leben, ein neues Genre und auch die Pflanzen- und Thierwelt wird mit hineingezogen. Wir ſtehen auf dem Boden der Natur und der Menſchengeſchichte. Manche dieſer Bilder ſind ſehr naiv. Man ſieht z. B. das Opfer Iſaaks in großer Derbheit vorgeſtellt; Iſaak liegt auf dem Holzſtoß, Abraham hat ihn am Kopf gepackt und erhebt ein Meſſer, welches die halbe Länge des Knaben mißt, hinter ihm kommen zwei Männer mit Knitteln; unter ihm weidet ein geſatteltes Pferd, über ihm ſchwebt der Engel.

Die Zeichnung iſt oft ſehr mangelhaft, namentlich die der Thiere ungeſchickt; die Kamele, denen Rebecca zu trinken gibt, ſehen höchſt komiſch aus. Im Ganzen aber ſind die Moſaiken von einer wolthuenden Erſcheinung; in ihrem Farbenton ſind ſie ſehr gedämpft.

Am 11. November 1811 war der ſchöne Tempel von Monreale in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Ein Chorknabe hatte an einen Schrank eine brennende Kerze geſtellt, dort befindliche Zeuge hatten Feuer gefaßt; der kleine Heroſtrat hatte das Feuer zu erſticken geſucht, den Schrank verſchloſſen und aus Furcht vor Strafe ſich ſtill davon gemacht. Um die Mittagszeit ſah man aus den Thüren und Fenſtern des Doms dicken Rauch hervorquellen; das Volk ſtürzte in die Kirche und fand den Chor in lichten Flammen ſtehen. Nach vier Stunden wurde das Feuer gelöſcht; aber der Schaden war groß; beide Orgeln zerſchmolzen, das Sparrenwerk des Dachs war verzehrt; die herabfallenden Balken hatten auch die Grabmäler Wilhelms I. und Wilhelms II. zertrümmert, und ein großer Teil der Moſaiken war gänzlich vernichtet worden. Seit dem Jahr 1816 hat man die verwüſteten Teile wieder hergeſtellt, und glücklicherweiſe waren die Tribunen und die Schiffe von den Flammen nicht ergriffen worden.

Die Grabmäler der beiden Wilhelm und ihrer Familie, welche damals zerbrochen wurden, ſtehen auf dem rechten Flügel des Chors. Wilhelm der Böſe ruht in einem Sarkophag von Porphyr; auch ſeine Gemalin Margarethe und ſeine drei Söhne Roger, Herzog von Apulien (geſtorben 1164), Heinrich, Prinz von Capua

(geſtorben 1179) und Wilhelm der Gute ſind hier beſtattet, ſo daß von dem ſiciliſchen Herrſchergeſchlecht der Normannen hier nur Roger I., Simon und Tancred fehlen. Wilhelm der Gute, der Erbauer des ſchönen Doms, deſſen Figur zweimal in Moſaik dargeſtellt iſt, über dem königlichen Thronſitz, wo ihn Chriſtus krönt, und über dem biſchöflichen Sitze, wo er der Madonna das Abbild des Tempels überreicht, liegt in einem geſchmackvollen Sarkophag von weißem Marmor, welchen Arabesken auf Goldgrund ſehr graziös verzieren. Dieſes Grabmal wurde ihm erſt im Jahr 1575 von dem Erzbiſchof Ludovico de Torres errichtet: denn der fromme König hatte befohlen, ſeine Gebeine in einer ſchlichten Kiſte von gemauertem Ziegelſtein neben dem prächtigen Sarkophag ſeines Vaters beizuſetzen. So geſchah es auch, und Jahrhunderte lang hatte Wilhelm II. kein anderes Grabmal.

In einer Seitencapelle des Doms umſchließt ein Altar die Eingeweide Ludwigs des Heiligen von Frankreich, deſſen Leichnam von Tunis herübergebracht wurde, um nach Frankreich geſchafft zu werden.

Der König Wilhelm hatte ſich mit dem Bau des Doms nicht begnügt, er hatte auch ein prächtiges Kloſter ihm angeſchloſſen. Benedictiner des Ordens von La Cava in Apulien hatte er dort hineingeſetzt, und es gehörte zu ſeinen Erholungen, mit den frommen Vätern in dem ſchönen Kloſter zu verkehren und ſich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale ſich anſiedelte. Das Kloſter iſt jetzt verfallen, ein neues neben ſeinen Trümmern aufgebaut, ein prachtvolles Be-

nedictinerhaus, welches von Marmor ſtrotzt wie alle Klöſter dieſes gelehrten und vornehmen Ordens in Italien, die eher Paläſte für Fürſten als Wohnungen für Mönche ſcheinen.

Das alte Kloſter muß eins der ſtattlichſten Gebäude geweſen ſein, und an Pracht San Martino weit übertroffen haben. Es ſtand neben dem Dom und beherrſcht die Ebene von Palermo. Aus dem Garten neben den alten Gemäuer genießt man der entzückenden Ausſicht über dies Paradies von Meer und Land. Wilhelm hatte das Gebäude mit Mauern und Türmen befeſtigt, von denen nur noch Trümmer übrig geblieben ſind. Das Kloſter ſelbſt iſt zerfallen bis auf einige Mauerreſte, die noch die normanniſche Architectur erkennen laſſen, und bis auf den Kreuzgang, der ſeines gleichen nicht finden mag. Es iſt ein großes Viereck, das eine Arcade umgibt; 216 phantaſtiſch gebildete Säulen, je zwei verbunden, tragen die muſiviſch ausgelegten Spitzbogen; an den Ecken hat man jedesmal vier ſolcher Säulen vereinigt, und mit beſonderm Fleiß ſind ihre Capitäler gearbeitet. Ueberraſchend und graziös iſt die Erſcheinung dieſer zahlloſen ſchlanken, kleinen Säulen, deren Schäfte alle verſchieden behandelt, teils gewunden, teils gerade ſind, bald geriefelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen Linien, bald mit ſpiraliſchen, und wiederum mit muſiviſchem Schmuck ausgeziert ſind. Die Kunſt hat ſich hier den anmuthigſten Wechſel der Decoration zum Geſetz gemacht und ſich eine reizende Willkür geſtattet; alles iſt hier naiv, zierlich und kindlich, bunt, flimmernd und phantaſtiſch. Die Kleinheit der Formen geſtattet dies

wol, denn das Kleine ſpielt. Dieſe Arcaden ſind der vollkommenſte äſthetiſche Gegenſatz zu den doriſchen Säulenſtellungen, und ſchwerlich könnte man architectoniſche Formen in größerem Contraſte denken. Der unendliche Reichtum des Schönen und der Form überhaupt, die wunderbare Fülle der Ausdrucksweiſen, in welchen ſich die menſchliche Poeſie auszuſprechen vermag, von der Tragödie bis zum Märchen wird hier offenbar.

Die größte Aufmerkſamkeit verdienen die Capitäler jener Säulen. Auch hier herrſcht daſſelbe Geſetz ſpielender Willkür, denn nicht eins iſt dem andern gleich, ſondern der Künſtler ſcheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen in heiterer Luſt nachzuahmen. Aus korinthiſchen Akanthusblättern, die in verſchiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entſteigt das phantaſtiſche Gebilde gleich einer Blume von Thier-, Pflanzen- oder Menſchengeſtalten zuſammengefaßt, welche als eine kleine Geſchichte jedesmal ſich entfalten. Hier ſind es wirkliche Figuren, die als Karyatiden zugleich den Abakus tragen, dort ſind es arabeskenartige Gebilde, Löwen, Pferdchen und Delphine, geflügelte Genien, Drachen, Harpyen, Greifen, wunderliche Weſen, welche den Blumen entſpringen und die wechſelvollſten Capitälplatten in bunter Moſaik und bizarrer Zeichnung tragen. Viele enthalten Scenen aus dem alten und neuen Teſtament, wenn auch nicht gut gezeichnet, ſo doch immer von höchſt naivem Charakter. Auf einem Capitäl iſt der König Wilhelm ſelber dargeſtellt, wie er das Abbild des Gebäudes der Madonna übergibt; auf einem andern ſieht

man die Könige aus dem Morgenland dem Chriſtuskind Geſchenke darbringen, teils zu Fuß, teils zu Roß. Es fehlt nicht an Ritterkämpfen, wo Gewappnete mit Lanzen gegen einander ſprengen, und die bei den Normannen auch in muſiviſchen Bildern beliebte Darſtellung von Bogenſchützen wiederholt ſich hier und erinnert an die nordiſchen Eddaſagen von Eigil dem Bogenſchützen, welche die Normannen auch in dem fremden Süden nicht möchten vergeſſen haben. So iſt hier Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmärchen in einer reichen Phantaſtik vereinigt und zu einer ſteinernen Bilderwelt rings um den Kloſterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenſtück zu dem Moſaikencyclus im Dome ſelbſt.

Wie im menſchlichen Weſen Ernſt und Spiel ſich immer zu einander geſellen, und wie das Erhabene an dem Wechſel des Kleinen ſeinen Gegenſatz fordert, macht Monreale recht deutlich. Dies iſt überhaupt der Charakter der gothiſchen Architectur, welche in ihrem univerſellen Ausdruck unendlich reicher iſt als die der Hellenen, weil ſie auf einer mehr umfaſſenden Anſchauung der Natur beruht.

Der Kloſterhof von Monreale iſt eins der beſten Denkmäler jenes frühern Mittelalters, in welchem der menſchliche Geiſt in Architectur, Skulptur und Poeſie dieſe faſt rätſelhafte Fülle detaillirter Formen auszuſprechen begann; und wie in der Cultur auf jedem Gebiet ſchöpferiſcher Thätigkeit die Formen mit einander verwandt ſind, ſo iſt es offenbar, daß auch die poetiſchen Formen der romantiſchen Poeſie in Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Terzinen und all den zahlloſen bunten Strophen und

Weiſen genau den Moſaiken, Arabesken, Architectur-Ornamenten und Skulpturen jenes Zeitalters entſprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeſchylus deutlicher erkennt, wenn man ihre leibhaften architectoniſchen Abbilder, die doriſchen Tempel von Päſtum und von Sicilien vor Augen geſehen hat, ſo werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eſchenbach ebenſo durch die Dome Italiens und die Münſter Deutſchlands in ihrem innern Weſen begreiflicher.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen von Palermo.

Der Dom von Palermo war ſchon vor der ſaraceniſchen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, und der Maria Aſſunta geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moſchee verwandelt, die Normannen ihn dem chriſtlichen Cultus zurückgegeben und alles Saraceniſche daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des ſüdlichen Porticus ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, den 55ſten Vers der ſiebenten Sura, welcher lautet: „Euer Gott hat den Tag geſchaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne ſind beigefüget zum Werke nach ſeinem Befehl. Iſt nicht ſein eigen die Creatur und nicht ſein die Herrſchaft? Gelobet ſei Gott der Herr der Jahrhunderte!“

Die alte Kirche baute der Erzbiſchof Gualterius Offamil, ein Verwandter Roger's, in den Jahren 1170—1194 prächtig aus; er gab ihr den ernſten gothiſchen

Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunstaltungen im wesentlichen behalten hat. Von dem alten Gebäude ließ er nur die Capelle der Santa Maria Incoronata stehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inschrift: Hic Regi Corona Datur besagt. Im Jahr 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geschmacklose Kuppel, ein Werk des neapolitanischen Architecten Fernando Fuga, auf das sinnloseste entstellt, und damit der schöne gothisch-arabische Stil auf unangenehme Weise zerrissen. Gleichwol macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; sie verbindet die gothische Erhabenheit mit allem Reiz saracenischer Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's spiegelt so klar die an Contrasten reiche Geschichte der Insel ab.

Der Dom liegt frei auf einem großen Platz, den eine marmorne Balustrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desselben erhebt sich die Statue der Pest abwehrenden heil. Rosalia auf einem dreiseitigen Piedestal. Sie ist für Palermo das, was der heil. Gennaro, der den Dämon des Vesuvs beschwört, für Neapel bedeutet.

Vier Türme von schöner Arbeit entsteigen den Ecken des Doms, und kleine Kuppeln laufen an der Längenseite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenturm erhebt sich daneben nach toscanischer Weise und ist durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune ist von außen mit schwarzen Arabesken schablonenartig bemalt. Ueberall an den Außenwänden, in Portalen, Fenstern, Friesen und Gesimsen ergötzt sich das

Auge an der feinen Skulptur der Arabesken und an den phantaſtiſchen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die mühſamſte Kunſt iſt an den Portalen verwendet, und zumal merkwürdig die kunſtreiche Arabeskenbildung der Hauptthüre und der Charakter des Porticus auf der ſüdlichen Seite. Dieſe Halle rührt vom Jahr 1430 her. Sie wird von drei Spitzbogen über vier Säulen getragen und iſt von ſehr maleriſcher Wirkung. An der innern Wand des Atriums ſieht man dort zwei moderne Skulpturen, welche die Krönung Carls III. und die des Victor Amadeus von Sardinien darſtellen, welcher einſt König Siciliens war.

Der innere Raum des Doms von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz moderniſirt, iſt dreiſchiffig, in der Form des lateiniſchen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre ſtrotzen von Ueberladung und barockem Ungeſchmack. Marmor und Porphyr ſind reichlich verſchwendet, aber weder Malereien noch Skulpturen bemerkenswert, außer den beiden kunſtvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini iſt, des Schülers Michel Angelo's und des beſten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von dieſem talentvollen Künſtler rühren viele Skulpturen im Dome her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normanniſchen Zeit erbaut, und hat den urſprünglichen Charakter beibehalten, denn ſie iſt eine Baſilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitſäulen getragen werden. An den Wänden ſtehen Grabmäler der

Erzbiſchöfe von Palermo, zum Teil antike Sarkophage von mittelmäßiger römiſcher Arbeit, auf welchen dann ſpäter die liegenden Figuren der Erzbiſchöfe aufgeſetzt wurden. Die düſtere Einfachheit der ruſtiken Maſſen, welche unbekleidet und ſchmucklos gelaſſen ſind, macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigſte, was der Dom von Palermo enthält, ſind jedoch die Särge der Könige aus dem Geſchlecht der Normannen und der Hohenſtaufen, hochwichtige Denkmäler der Geſchichte Siciliens und zugleich unſers deutſchen Vaterlandes. Sie ſtehen in zwei Capellen des rechten Seitenſchiffs, würdige und ernſte Sarkophage aus ſchwerem, blutrotem Porphyr oder aus Marmor, zum Teil unter kleinen porphyrnen Grabtempeln aufgeſtellt. Ich habe nie fürſtliche Grabmäler chriſtlicher Zeit geſehen, die ſo großartig einfach und mächtig, gleichſam für ewige Dauer berechnet wären, als dieſe. Selbſt die beiden großen Porphyrſarkophage aus der Zeit Conſtantins, die jetzt im vatikaniſchen Muſeum ſtehen, wirken nicht ſo kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zerſplittert werden. In Grüften von ſo großartiger Einfalt und ernſter Majeſtät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des dreizehnten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen dieſe Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunſt, den Porphyr zu behandeln, noch übten, da ſie doch in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vaſari ſagt, erſt in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts wieder durch Franceſco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen dort beſtattet der große König Roger, ſeine Tochter Conſtanza, ihr Gemal Heinrich VI., ihr beider Sohn Friedrich II., der größte Fürſt, den Deutſchland erzeugt hat, und deſſen erſte Gemalin Conſtanza von Aragon.

Vor allen andern zeichnet ſich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiſer war in Firenzuola bei Luceria in Apulien am 13. December 1250, nur 56 Jahre alt, geſtorben. In den Armen Manfreds hatte er ſeine Seele ausgehaucht. Man brachte ſeine Leiche nach Sicilien unter dem Geleit von ſechs Schaaren Reiter und der ſaraceniſchen Leibwache, und beſtattete ſie in derſelben Kirche, wo Friedrich einſt als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch ſein Sohn Manfred ſich krönen ließ. Dieſer hatte den Bildhauer Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Piſano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiſer beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künſtler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, deſſen Decke Adler und Greife ſchmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt ſich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreiſtufigen Unterſatze ſtehen. Alles iſt aus Porphyr gehauen.

Im Jahr 1491 wagte es zuerſt der ſpaniſche Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbiſchöfe von Palermo und Meſſina, und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI. und der Gemalin Friedrichs öffnen, und nur der Un-

wille aller Anweſenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als im Jahr 1781 der Dom reſtaurirt wurde, ſtanden noch alle dieſe Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; ſie wurden hierauf an die Stelle gebracht, wo ſie jetzt aufgeſtellt ſind, und bei dieſer Gelegenheit öffnete man ſie alle. Der Prinz Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11. Auguſt zugegen war, erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung: „Die Leichname Rogers I., Heinrichs VI. und der Conſtanza, ſeiner Gemalin, fanden ſich beinahe zerſtört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken: aber die Leichen Friedrichs II. und Conſtanza's, ſeiner Gemalin, erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichtums der Gewänder und wegen des Schmucks von Edelſteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrichs VI. und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II. unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabiſch-kufiſche Charaktere a ricamo, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlaſſung an den Profeſſor Tychſen in Bützow geſendet wurde, um ſeine Erklärung zu hören."

Nicht ganz ſtimmt dieſe Angabe mit dem Bericht Daniele's, des neapolitaniſchen Hiſtoriographen (i reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati). Friedrich II. lag in prachtvollen Gewändern, und wol erhalten, obgleich man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigegeben hatte, eine die man für Peter II. von Aragon hielt, der im Jahr 1342 geſtorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde.

Seine mit Perlen beſetzte Krone lag auf ſeinem ledernen Kopfkiſſen und links an ſeinem Haupt der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen ſeidenen Gürtel mit ſilberner Schnalle, an den Füßen buntgeſtickte ſeidene Stiefeln und goldene Sporen.

Leider iſt kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürſten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, den der Geſchichtſchreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfs des Kaiſers ſtechen ließ. Es hatten nämlich die Bürger von Capua dem Kaiſer Friedrich und ſeinen beiden Räten, Thaddäus von Sueſſa und Peter von Vinea, auf der Brücke über den Vulturnus Bildſäulen geſetzt; nur die des Kaiſers hat ſich erhalten, doch ſchmachvoll verſtümmelt, da ihr, wie Raumer erzählt, freche Söldner Arm und Fuß zerbrachen und ſogar den Kopf herunterſchlugen. Ehe nun dieſe Verſtümmelung geſchah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring ſtechen laſſen.

Mit welcher Empfindung ſteht der Deutſche in dieſen Tagen vor dem Sarge ſeines größten Kaiſers, auf dieſer weit entlegenen Küſte? Welche Rechenſchaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieſes Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor ſtehen ohne Ehrfurcht und ohne Liebe? Andere Fürſten werfen noch nach Jahrhunderten einen ſchwarzen Schatten in die Welt, dieſer Herrliche breitet einen Lichtſchimmer über unſere Nation und Italien aus, der nicht verlöſchen wird. Was in dieſes einzigen Mannes großer Seele,

die alle Tiefen der Luſt und des Leids menſchlich erſchöpft hatte, an genialen Kräften lag, iſt ewiger Bewunderung wert. Große Impulſe gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in ſpätern Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwol er im Kampf erlegen ſcheinen mochte. Das Papſttum, mit dem er ſein Leben lang geſtritten hatte, hat er zuerſt gebrochen und geſchwächt: in dieſem Kampf wurde der edelſte Stamm Deutſchlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II.; weit über ſeine Zeit hinweg ſprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die pfäffiſch-feudale Barbarei des Mittelalters bekämpften, und die Welt erleuchteten. Seinen Völkern gab er ein Geſetzbuch, wie ſie es bis dahin nicht gehabt hatten, voll Weisheit und Menſchlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung ſtellte er zuerſt feſt, indem er dem dritten Stande an den Parlamenten Teil gab. Er pflegte die Wiſſenſchaften, deren tiefſinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poeſie lebte in ihm auf und erweckte die italieniſche Dichtung. Friedrich II. war ein Menſch von idealſter Bedeutung, eins von den großen Culturgenies, die, wenn ſie erſcheinen, ein Feuer in der Menſchheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Ich führe meine Leſer noch zu einigen andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den älteſten einige von ſehr graziöſer Art. Vor allen iſt die Kirche und das Kloſter della Martorana (oder Santa Maria dell' Amiraglio) merkwürdig. Sie wurde von dem Großadmiral Georgius vor dem Jahr

1143 bebaut, in einem reizenden, nun höchſt altertümlichen Stil. Ein Glockenturm von arabiſch-normanniſchem Charakter, welchen kleine Säulen gliedern, erhebt ſich neben ihr; ins Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überraſcht die gleiche düſtre Moſaikpracht, wie wir ſie ſchon in der Capelle Palatina geſehen haben. Der Chor hat acht granitne Säulen mit goldnen korinthiſchen Capitälern, welche die Säulen tragen. Dieſe, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte ſind ganz mit Moſaiken auf Goldgrund bedeckt und durch Arabesken abgeteilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunſtvoll bekleidet iſt. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabiſche Inſchriften.

Unter den trefflichen Moſaikgemälden zeichnen ſich beſonders zwei aus. In der einen Capelle ſieht man nämlich zu Füßen der heil. Jungfrau den Großadmiral niedergefallen und über ihm die griechiſche Inſchrift Δεῦλε δέησις σε Γεωργιε Αμηρ (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, ſittſam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, während Chriſtus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Schrift ſteht griechiſch geſchrieben: „Behüte, o Sohn, das Wort in allen, und vor aller Schuld Georg aller Fürſten Erſten, der mir dieſen Tempel von Grund aus gebaut, und gib ihm die Erlaſſung der Sünden, denn wie Gott allein haſt du Gewalt.“ Ein anderes Moſaikbild jenem gerade gegenüber und von noch beſſerer Ausführung ſtellt den König Roger ſelbſt dar, wie Chriſtus ihm die Krone aufſetzt. Roger iſt Porträt, ein ſchöner Kopf mit lang auf den

[illegible] Bart. [illegible] goldgestickte Tunika [illegible] Schultern eine blaue Tuch [illegible] Haupt [illegible] Krone trägt [illegible] Reihe [illegible] Perlen, an [illegible] Seiten [illegible] Steine. [illegible] Ring [illegible] I. [illegible] Wilhelm I. [illegible] Meyer meint sehr [illegible] als [illegible] Gemahlin Margarethe [illegible] Reger sie [illegible] Karl [illegible] I. [illegible] Königtum [illegible] Sohn [illegible] Er [illegible] Papst [illegible] König [illegible] Palermitaner, die Mina [illegible] Sarazenen, [illegible] Ohr [illegible] genau be-[illegible]

[illegible] [illegible] Märchen [illegible] Tribune [illegible] Kathedrale [illegible] Kirche [illegible] sechzehnten Jahr-[illegible] [illegible] Tribune [illegible] mit barockem [illegible] [illegible] [illegible] verwandelt worden. [illegible] Martorana [illegible] noch dadurch merkwürdig, daß sich [illegible] nach [illegible] Peter [illegible] Parlament ver-[illegible] [illegible] Aragon [illegible] König [illegible] erkor.

Eine andere kleine Kirche Palermo's, San Giovanni degli Eremiti, ist noch älter als die Martorana, da sie im Jahr 1132 durch Reger gebaut sein soll. Sie hat vier ganz arabisch geformte blaue Kuppeln von fremdem Ansehen. Der innere Raum ist sehr klein, und zeigt, weil die Kirche längst verlassen ist, nur die leeren Wände. Nebenan sieht die Ruine eines malerischen Klosterhofs

in arabiſch-normanniſchem Stil, gleichfalls von ſehr kleinem Umfange.

Die dritte normanniſche Kirche aus früher Zeit iſt Santa Cataldo, griechiſchen Charakters, faſt rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Moſaiken ſind vertilgt. Der Admiral Majone ſoll ſie erbaut haben. Manche normanniſche Kirchen, wie San Giacomo la Magara und San Pietro la Bagnara, gingen faſt ſpurlos unter, andere wurden in ſpäterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenſtaufen in Sicilien faſt gar keine Kirchen bauten, iſt aus ihrer Geſchichte leicht erklärlich; dagegen ſchien die religiöſe Architectur in der erſten Zeit der aragoniſchen Könige noch eine Nachblüte zu treiben. Dies beweiſen San Agoſtino und San Francesco, beſonders die letztern, deren Entſtehungsjahr freilich nicht ganz gewiß iſt. Ihr Portal iſt reich gearbeitet und mit gewundenen Säulen geſchmückt; vielleicht ſtammen dieſe noch aus arabiſcher Zeit und gehörten einſt einer Moſchee an, denn die kufiſche Inſchrift auf einer der Säulen iſt hier geradezu mohamedaniſch; ſie lautet: „Im Namen Gottes des Barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed iſt Gottes Prophet.“

Schön und ſehr maleriſch iſt auch die Façade der kleinen Kirche Santa Maria Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie ſteht am Toledo. Ihr Porticus iſt ungemein pittoresk, da er ſich in drei Bogen ausſpannt, welche durch zwei Säulen getrennt werden. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch die Kirche Santa

Maria Nuova. Nun ſo könnte ich noch manche ſehenswerthe Kirche anführen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in noch andere Zeiträume hineinführen, und einen entſchiedenen Charakter hat keine mehr, weil mit dem funfzehnten Jahrhundert auch der normanniſche Bogen verſchwindet, um dem modernen Kreisbogen und dem ſchweren Pilaſter Platz zu machen. Da iſt es denn keine Freude mehr, dieſe bunten Kirchen zu beſuchen; ſie ſprechen in ihrer Ornamentik den grellen Farbenſinn des Sicilianers und ſeine Luſt an muſiviſcher Decoration genugſam aus. Aber der höhere und künſtleriſche Charakter der Moſaik iſt ſchon verſchwunden; denn während wirkliche Moſaikmalerei mit bibliſcher Darſtellung künſtleriſch ſchön verzierte und zugleich tiefer religiös erregte, hat man in der ſpäteren Zeit die Wände blos mit bunten Steinen ſo reich als möglich incruſtirt und am Mechaniſchen des Schmucks ſich begnügt. Auch gute Gemälde ſucht man vergebens in dieſen Kirchen; das einzige große Meiſterwerk, deſſen ſich Palermo rühmen konnte, der Spaſimo Rafael's, ehemals in der Kirche Santa Maria dello Spaſimo, ziert nun das Muſeum von Madrid.

Agrigent.

in arabisch-normannischem Stil, gleichfalls von sehr kleinem Umfange.

Die dritte normannische Kirche aus früher Zeit ist Santa Cataldo, griechischen Charakters, fast rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Mosaiken sind vertilgt. Der Admiral Majone soll sie erbaut haben. Manche normannische Kirchen, wie San Giacomo la Magara und San Pietro la Bagnara, gingen fast spurlos unter, andere wurden in späterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenstaufen in Sicilien fast gar keine Kirchen bauten, ist aus ihrer Geschichte leicht erklärlich; dagegen schien die religiöse Architectur in der ersten Zeit der aragonischen Könige noch eine Nachblüte zu treiben. Dies beweisen San Agostino und San Francesco, besonders die letztern, deren Entstehungsjahr freilich nicht ganz gewiß ist. Ihr Portal ist reich gearbeitet und mit gewundenen Säulen geschmückt; vielleicht stammen diese noch aus arabischer Zeit und gehörten einst einer Moschee an, denn die kufische Inschrift auf einer der Säulen ist hier geradezu mohamedanisch; sie lautet: „Im Namen Gottes des Barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed ist Gottes Prophet."

Schön und sehr malerisch ist auch die Façade der kleinen Kirche Santa Maria Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie steht am Toledo. Ihr Porticus ist ungemein pittoresk, da er sich in drei Bogen ausspannt, welche durch zwei Säulen getrennt werden. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch die Kirche Santa

Maria Nuova. Und ſo könnte ich noch manche ſehenswerte Kirche anführen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in weit andere Zeiträume hineinführen, und einen entſchiedenen Charakter hat keine mehr, weil mit dem funfzehnten Jahrhundert auch der normanniſche Bogen verſchwindet, um dem modernen Kreisbogen und dem ſchweren Pilaſter Platz zu machen. Da iſt es denn keine Freude mehr, dieſe bunten Kirchen zu beſuchen; ſie ſprechen in ihrer Ornamentik den grellen Farbenſinn des Sicilianers und ſeine Luſt an muſiviſcher Decoration genugſam aus. Aber der höhere und künſtleriſche Charakter der Moſaik iſt ſchon verſchwunden; denn während wirkliche Moſaikmalerei mit bibliſcher Darſtellung künſtleriſch ſchön verzierte und zugleich tiefer religiös erregte, hat man in der ſpäteren Zeit die Wände blos mit bunten Steinen ſo reich als möglich incruſtirt und am Mechaniſchen des Schmucks ſich begnügt. Auch gute Gemälde ſucht man vergebens in dieſen Kirchen; das einzige große Meiſterwerk, deſſen ſich Palermo rühmen konnte, der Spaſimo Rafael's, ehemals in der Kirche Santa Maria dello Spaſimo, ziert nun das Muſeum von Madrid.

Agrigent.

Am 4. September brach ich mit meinem Reiſegefährten von Palermo auf, nach dem alten Agrigent zu reiten. Giuſeppo Campo, der trefflichſte aller Führer Siciliens, ein Bürger der alten ſaraceniſchen Stadt Miſilmeri, hatte uns zwei ſtattliche Maulthiere gegeben, während er ſelbſt auf dem Bagagethier ritt. Es war ein herrlicher Tag, da wir hinauszogen, über Monreale, in die öden Berggegenden hinein und zwiſchen Felſen fort, wo wir keiner lebenden Seele begegneten als den Adlern des Jupiter, die dort ernſt und ſtill herunterſehen oder kreiſend umherfliegen. So geht es einige Stunden fort, bis die Ebene von Partinico und Sala, ein herrliches Gartenland am Golfe von San Vito, ſich den Blicken zeigt. Rechts bleibt die Gegend von Borghetto, einſt Hykkara, die Vaterſtadt des ſchönſten Weibes Griechenlands, jener Lais, die von den Hellenen unter Nikias als Kind geraubt und nach Athen entführt wurde.

Die Linien des Golfs von San Vito ſind groß und ſchön geſchwungen, wie die von Ceſalu; die Ebene, eine der prächtigſten Siciliens, prangt in tropiſcher Fülle von Pflanzenwuchs. Wir hielten Mittagsraſt in dem

kleinen Ort Sala und durchritten nun die reichſten Gefilde, welche von Oel und Wein trieſen, um nach Alcamo zu gelangen, einer Stadt, die hoch auf den Bergen liegt. Weiter hinauf iſt großſtiliſirtes Land von doriſchem Charakter, Berge von prächtigen Senkungen, in langverzogenen Linien, rotdunkel und warm; die Grundtöne von ſchwärzlichem Braun. Die Phyſiognomie dieſer Gegenden macht der Herbſt noch ernſter, und die rieſengroßen Pinien, die ſchwarzen Cypreſſen, ſchlanke Palmen und hochaufragende Blumenſchafte der Aloe wirken charaktervoll in einander. Es iſt Alles monochromiſch, braun in braun; was die Natur mit einer einzigen Farbe zu malen vermag, wird man hier mit Entzücken gewahr.

Abends erreichten wir Alcamo, nach einem anſtrengenden Ritt von neun deutſchen Meilen, und mit der untröſtlichen Ausſicht, am folgenden Tage zehn, am dritten Tage eilf, am vierten Tage wiederum zehn deutſche Meilen reiten zu müſſen, ehe wir Agrigent erreichten. Alcamo iſt eine ſaubere und freundliche Stadt von 15000 Einwohnern, mit alten Saracenenburgen. Ich ſage nichts von ihr, außer daß in dem kümmerlichen Gaſthof mich die Mosquitos im Schlaf überfielen und ſo arg zurichteten, daß ich die Wundenmale vier Wochen lang als Andenken mit mir tragen mußte. Abends hatte der Capitano der Guardia zu uns geſchickt und uns militairiſche Bedeckung bis Segeſta angetragen, welche wir ausſchlugen.

Um den berühmten Tempel von Segeſta zu ſehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten

in der purpurnen Morgendämmerung neun Miglien weit seitab durch öde und kahle Bergdistricte. Es verkündigt hier die Frühe eben jener schönste Stern unsers Himmels, ein echt sicilianisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte diesen Stern oft genug in Corsica bewundert, wo ihn das Volk die drei Könige aus dem Morgenlande oder die drei Magier nennt: aber in Sicilien erschien er mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Candelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmen und flammen wie in bengalischem Feuer; dann wittert die Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein; die Berge fangen an zu atmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen; dann wird es purpurrot über dem Meer, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel von Segesta! Schon drei Miglien weit sahen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Gegend still und majestätisch überschaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Miglie weit mit Aloeblumen besetzt. Wol Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen Blättergerüst die 20 Fuß hohen Blumenschafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perspective geradezu auf den Tempel führte. Dies berühmte Heiligtum steht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Disteln bedeckte

„klaſſiſche Ruinen“ verſtellt. Aus der Ferne der Nähe betrachtet erregen dieſe verlaſſenen helleniſcher Größe ein gemiſchtes Gefühl von ſp Erſtaunen und von ſchauerlicher Luſt. Die der Trümmer unter wuchernden Pflanzenwuch beſchreiblich maleriſch, um ſo mehr, als aus de Steinblöcken überall Gebild und Geſtalt h Nichts als Triglyphen, Metopen, cannelirte Sä doriſche Capitäler von ungeheurer Dimenſion graziös und leicht in Form und Profil; all übereinander, gleich wie Schollen, wenn der E Eis geht. Der Strom der Zeit iſt hier mit gegangen und hat ſie in großartiger Wildheit rer Gruppirung übereinander gedrängt. Einig liegen noch im Chaos der Zerſtörung geordne man namentlich an dem berühmten Tempel piſchen Zeus die Rieſenſäulen von den Baſe in Reihen, wie ſie aufrecht ſtanden, umgelegt trennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die wüſten Kampfplatz mit gebrochenem Leibe nie nebeneinander liegen. Nur wenige Säulenſtüm aufrecht, vom Volk Pileri de' Giganti, Rieſen nannt; unter ihnen eine, die höchſte, turmartig Capitäl, aus dem Schutt der Tempel einzel ſteigend, ein Trümmerkönig, der alles öde und breit ſagenvoll beherrſcht.

Zwei ſolcher Trümmerhaufen bezeichnen an ringen Erhebungen nahe am Meer das alte Das eine, öſtliche, Trümmerfeld enthält han die Ruinen der Tempel, das andere, weſtliche,

Pflanze wie verſteinernd überziehen; weiter fort ohne Weg noch Steg durch Felder, die von der Sonnenglut tief zerklafft und zerſpaltet ſind. Auf einmal enthüllt ſich das große und weite Oſtufer und das Aegadiſche Meer, die herrliche Pyramide des Eryx, Drepanum zu ſeinen Füßen, heute Trapani genannt, die Aegadiſchen Inſeln, welche ſilberhell durch den Meeresduft erglänzen und alles Küſtenland bis Lilybäum, Marſala und Mazara. Hier wehen ſchon Lüfte von Carthago herüber, und das Schiff, welches dort gegen Afrika ſegelt, brächte mich in ſieben Stunden nach Tunis und zu den Puniern.

Wir gelangten zu Mittag in unerträglicher Sonnenglut nach Vita, einem elenden Steinhaufen in der Oede, Bevölkert von elenden Menſchen, welche bronzefarbig und kraushaarig ſchon Afrikanern gleichen, und deren Sicilianiſch ich nicht verſtehen konnte. Bei einem Schuſter machten wir Raſt, aßen was uns Campo vorſetzte, und ſtiegen nun auf, nach Caſtel Betrano zu reiten, wo wir Nachtruhe halten ſollten. So herrlich dieſe Gegenden auch waren, ſo raubte uns doch die Müdigkeit den größten Teil des Genuſſes. Nach einem Ritt von zehn deutſchen Meilen gelangten wir alſo nach jener Stadt, aber ich war nicht im Stande vom Thier zu ſteigen, ſondern mußte herabgehoben werden. Indem mir nun die ſchreckliche Gewißheit, morgen eilf Meilen reiten zu müſſen, vor den Gliedern ſtand, glaubte ich, ſolcher Xenophontiſchen Märſche nicht länger fähig zu ſein; indeß ich machte die Erfahrung, daß der Menſch Alles kann, was er ernſtlich will, und daß die Philoſophie ſelbſt halsſtarrige Maulthiere zu bändigen vermag. Denn

entweder das Leben ſich in die Ruinen einwohnen, wie namentlich in der Campagna von Rom, oder man erblickt nebeneinander Trümmer von verſchiedenen Zeitepochen; vor Selinunt ſtellt ſich nur eine einzige Epoche dar, und ringsum keine Spur von Leben, die feierlichſte Oede zu beiden Seiten, eine grenzenloſe aber ſelige Verlaſſenheit, ein verſchwimmender Meereshorizont, tiefſtes Schweigen und mytenvolle, odyſſeiſche Einſamkeit. Daher wird die Phantaſie durch nichts aufgehalten, ſondern breitet ſich in dieſer klaſſiſchen Wüſte ungehindert aus. Wer Selinunt geſehen hat, wird ſagen, daß nirgendwo anders in Italien ſein Gemüt ſo ganz und gar den Eindruck der Ruine empfunden hat.

Weiter oſtwärts reitend durch flaches Land ſetzten wir über den Belicifluß, den alten Hypſa Potamos, und zogen fort durch viel Korkeichenwaldung und viele uferſandige Strecken, bis wir Menfrici erreichten. Von dort geht es durch öde Ebenen, bis ſich plötzlich Sciacca (Thermae Selinuntiae) zeigt, ein lebhafter Ort von 16000 Einwohnern mit einem maleriſchen Caſtell und ſchön auf Hügeln am ſtralenden Meer gelegen. Wir hielten dort Nachtraſt.

Von Sciacca machten wir uns weiter auf und eilten beinahe vier deutſche Meilen weit am Strande fort, über Kieſel und Muſcheln und moorige Strecken, bald wieder über Flüſſe hinweg, immer ohne Weg und Steg. Es gibt hier viele ausgetrocknete Flüſſe, die von dem Herbſtregen zu reißenden Strömen anſchwellen. Einer der größten iſt der Fluß Platani, der alte Halykus, den wir durchritten. Wir fanden dort viele Heerden hoch-

gehörnter Rinder, die in Sicilien, ſoviel ich wahrgenommen habe, nicht wie in Italien von weißer, ſondern von roter Farbe ſind; alſo die wahren Rinder des Helios. Die Hirten, ein wild und und elend ausſehendes Volk, reiten auf Pferden, wie in der Campagna von Rom und in den Pontiniſchen Sümpfen.

Nachdem wir den Strand verlaſſen hatten, ging es über hügeliges Land weiter, es iſt unbewohnt, aber reich an Korn. Nirgends eine Ortſchaft, überall die vollkommenſte Verlaſſenheit. Mitten in einer Haide überraſchte uns der verwunderſame Anblick eines Natron-Sees, der gänzlich ausgetrocknet und flach vor uns lag, weiß wie Schnee; hohes dürres Schilf umkränzte ſeine Ufer. Dies Gemälde der Natur war fremd und ſeltſam und hatte einen Charakter von geſpenſterhafter Oede, wie ich mich nicht erinnere, Aehnliches geſehen zu haben.

Endlich erreichten wir nach einem Ritt von 24 Miglien Monte Allegro. Der Ort entſpricht gar nicht ſeinem Namen: denn in ganz dürrer Gegend gelegen, elend ausſehend und nur von kümmerlichem Weinwuchs und von wenig Olivenbäumen umgeben, ſollte er eher Monte Triſte heißen. Ehemals lag dieſe Stadt auf dem Berge, wurde aber vor hundert Jahren verlaſſen, weil die Einwohner Waſſermangel litten. Man hat deshalb den ſonderbarſten Anblick zweier Städte vor ſich, der Mutterſtadt und der Tochterſtadt. Jene ſteht noch mit Straßen und Häuſern aufrecht auf dem Berg, nun verlaſſen und eine Mumie von Stadt, während der neue Ort zu ihren Füßen liegt, nicht minder wüſt und geſpenſtig ausſehend als jene. Alle Häuſer ſind aus grauem Alabaſterkalk

gebaut. In der Gegend von Monte Allegro lag einſt am Halykos die alte Stadt Heraklea Minoa, welche ihren Namen vom Minos erhielt; denn als dieſer König den Künſtler Dädalus nach Sicilien verfolgte und von den Töchtern des Kokalus getödtet worden war, erbauten ſeine kretiſchen Begleiter Minoa. Einige Grotten und Gräber in den Felſen gibt man für die Ueberreſte der Stadt aus.

Von Monte Allegro in ſehr läſtiger Nachmittagsſonnenglut aufgebrochen, ritten wir durch eine wüſte Gegend nach Siculiana. Der graue Ort liegt auf einem ganz kahlen Berg; er hat kein anderes Grün um ſich her als den ſtachligen Cactus, welcher das Geſtein überwildert. Die Armut des Volks iſt groß. Die Weiber tragen hier überall die weißen oder ſchwarzen Schleier von Tuch, die als Mantille über den Kopf gezogen werden, die Männer hohe gezipfelte Mützen von weißer oder von ſchwarzer Farbe. Alles Land umher wittert von Schwefelgeruch, und hie und da ſieht man Schwefelminen rauchen. Bei Siculiana lag im Altertum Ancyra. Es folgt nun ein Ufer von vulcaniſcher Bildung, ſchwarz oder ſchwefelweiß, in Reihen von Kegeln geformt. Wir ritten im zauberiſchen Mondſchein durch dieſe ſchauerlichen Einſamkeiten, überall begrüßt von dem Geſchrei der Eulen, ſchweigſam fort an den ſchwermutsvollen Meereswellen, bis wir Molo di Girgenti erreichten, einen kleinen Hafenort, drei Miglien weit von Agrigent. Und erſt in der Nacht gelangten wir in die Vaterſtadt des Empedokles, das alte Akragas, nun der elende Ort Girgenti. Eine trümmervolle, klaſſiſche Wildniß lag im

Zwielicht der Sterne rings um uns her gebreitet, und als ich am folgenden Morgen vor das Stadttor ging, ſah ich eine Landſchaft vor mir, deren großer und feierlicher Stil weder der Campagna von Rom noch dem Gefild von Syrakus irgend nachſteht.

Wir ſind nun in Agrigent, und ich habe meine Aufgabe zu löſen, eine kurze Darſtellung dieſer großen Stadt und ihrer Denkmäler zu geben. Hier iſt es gut, einen Standpunkt zu wählen, der vor allem einen überſichtlichen Anblick des Locals gewährt. Ich nehme ihn alſo in der Mitte, vor dem Tempel der Juno, auf der ſüdlichen Stadtmauer Agrigents. Die Natur der Gegend iſt dieſe, daß ſie ſich als eine ſchiefe Ebene von felſigen Hügeln in großen Linien herunterſenkt bis zu dem nur zwei und eine halbe Miglie entfernten Meer. Dieſe Schiefebene umfaſſen oſt- und weſtwärts zwei Flüſſe, dort der Akragas (heute San Biagio) hier der Hypſa (heute Drago genannt). Sie begrenzen das Stadtgebiet von beiden Seiten und vereinigen ſich unter der ſüdlichen Stadtmauer, als Fluß Akragas in das nahe Meer ſich zu ergießen. Es liegt alſo der ganze Umfang des alten Agrigent innerhalb der beiden genannten Flußarme in einem unregelmäßigen Dreieck, deſſen hochgelegene Baſis, dem Norden zugekehrt, von zwei ſchroffen Felſenhügeln gebildet wird, vom Kamikus, auf welchem das heutige Girgenti ſteht, und von dem Felſenhügel der Minerva zu ſeiner Seite. Dort ſtand der Tempel des Zeus Polieus, hier der des Zeus Atabirius und der Minerva. Es war alſo dies die eigentliche Stadt Agrigent, nun aber dehnten ſich ihre Vorſtädte

oder Neapolis, die Neuſtadt, wie Plutarch ſagt, unter dem Kamikus niederſteigend aus und umfaßten die ganze felſige Hochebene. Deren natürliche Felsabſtürze und labyrintiſche Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadtmauer. Am deutlichſten erkennt man ſie noch oſtwärts und ſüdwärts. Und hier oben auf der ſüdlichen Stadtmauer ſitzen wir, in der Mitte jener Reihe von doriſchen Tempeln, welche einer hinter dem andern emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von deſſen melancholiſcher Schönheit und Größe zu ſchweigen beſſer iſt als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meer, ſo ſenkt ſich hier plötzlich und tief das Land, braun und öde, eine Landſchaft vom tiefſten Ernſt der Formen, welcher mit den doriſchen Tempeln machtvoll übereinſtimmt. Ueberall große Maſſen, lange Linien, himmliſche Weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rotbrauner Farbenton von wärmſter Glut, eine faſt afrikaniſche Dürre, eine im Sommerſonnenſchein flimmernde Wüſte, ſtill durchbrochen von dem Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel ſtehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Niſchen um uns her zerſtreut ſind, und hier und dort Säulen ragen, oder rieſige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine ſo mächtige Ruhe und ernſte Majeſtät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als das der ſchweigenden Bewunderung, und wenn ſie weichere Stimmungen überſchleichen, ſo iſt es nur die freudige Liebe zu Hellas und ſeinem Volk.

Es iſt nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne

en Gang ihrer Schickſale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwiſchen jenen Tempeln ſitzend, rſt ein flüchtiges Bild von der politiſchen Erſcheinung es alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die eſer dieſer Blätter bei einer ſo weltberühmten Stadt ern verweilen und, was ich andeute, ſich ergänzen erden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle on merkwürdigen, von ſchönen, großen und glänzenden eſtalten, deren Namen in Aller Munde lebt. Denn ieſe Stadt war eine der herrlichſten unter den helleniſchen, wenn auch nicht ſo mächtig wie Syrakus, ſo doch eben ſo reich, ſo üppig und nicht minder geiſtvoll und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war ſie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Bericht des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei ſich aufgenommen, und dieſer hatte für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns ſehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künſtlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dieſe unbezwingliche Burg brachte Kokalus ſeine Schätze und wählte ſie zu ſeinem Wohnſitz. Es erhob ſich alſo auf dem Kamikus eine feſte ſikaniſche Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Das helleniſche Agrigent entſtand erſt im zweiten Jahr der 49. Olympiade (582), eine Pflanzſtadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichtum überragte: denn der Handel mit Carthago gab ihr ein ſchnelles Wachstum.

Es hatten die Agrigentiner wie die Geläer zuerſt eine oligarchiſche Regierungsform unter den Geſetzen des

oder Neapolis, die Neuſtadt, wie Plutarch ſagt, unter dem Kamikus niederſteigend aus und umfaßten die ganze felſige Hochebene. Deren natürliche Felsabſtürze und labyrintiſche Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadtmauer. Am deutlichſten erkennt man ſie noch oſtwärts und ſüdwärts. Und hier oben auf der ſüdlichen Stadtmauer ſitzen wir, in der Mitte jener Reihe von doriſchen Tempeln, welche einer hinter dem andern emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von deſſen melancholiſcher Schönheit und Größe zu ſchweigen beſſer iſt als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meer, ſo ſenkt ſich hier plötzlich und tief das Land, braun und öde, eine Landſchaft vom tiefſten Ernſt der Formen, welcher mit den doriſchen Tempeln machtvoll übereinſtimmt. Ueberall große Maſſen, lange Linien, himmliſche Weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rotbrauner Farbenton von wärmſter Glut, eine faſt afrikaniſche Dürre, eine im Sommerſonnenſchein flimmernde Wüſte, ſtill durchbrochen von dem Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel ſtehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Niſchen um uns her zerſtreut ſind, und hier und dort Säulen ragen, oder rieſige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine ſo mächtige Ruhe und ernſte Majeſtät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als das der ſchweigenden Bewunderung, und wenn ſie weichere Stimmungen überſchleichen, ſo iſt es nur die freudige Liebe zu Hellas und ſeinem Volk.

Es iſt nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne

den Gang ihrer Schickſale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwiſchen jenen Tempeln ſitzend, erſt ein flüchtiges Bild von der politiſchen Erſcheinung des alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die Leſer dieſer Blätter bei einer ſo weltberühmten Stadt gern verweilen und, was ich andeute, ſich ergänzen werden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle von merkwürdigen, von ſchönen, großen und glänzenden Geſtalten, deren Namen in Aller Munde lebt. Denn dieſe Stadt war eine der herrlichſten unter den helleniſchen, wenn auch nicht ſo mächtig wie Syrakus, ſo doch eben ſo reich, ſo üppig und nicht minder geiſtvoll und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war ſie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Bericht des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei ſich aufgenommen, und dieſer hatte für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns ſehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künſtlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dieſe unbezwingliche Burg brachte Kokalus ſeine Schätze und wählte ſie zu ſeinem Wohnſitz. Es erhob ſich alſo auf dem Kamikus eine feſte ſikaniſche Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Das helleniſche Agrigent entſtand erſt im zweiten Jahr der 49. Olympiade (582), eine Pflanzſtadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichtum überragte: denn der Handel mit Carthago gab ihr ein ſchnelles Wachstum.

Es hatten die Agrigentiner wie die Geläer zuerſt eine oligarchiſche Regierungsform unter den Geſetzen des

Charondas von Katana, bis ſich Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Dieſer außerordentliche Mann war Kretenſer von Geburt. In Agrigent mit dem Bau des Tempels des Zeus Polieus beauftragt, benutzte er dies Unternehmen, welches ihm Geld und Leute wie den feſteſten Punkt der Stadt zur Verfügung gab. Er mietete Söldner, bewaffnete die Gefangenen, und während man in der Stadt das Feſt der Ceres feierte, überfiel er die Bürger und machte ſich zum Tyrannen von Agrigent. Den Griechen war die Monarchie ſo ſehr verhaßt, daß ſie aus Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben und ſeine Grauſamkeit ſprichwörtlich wurde. Allen iſt die Sage von dem bronzenen Stier bekannt, den Perillus für den Tyrannen verfertigt haben ſoll, Fremdlinge und ihm verhaßte Perſonen darin an langſamem Feuer zu röſten. Dieſe Sage iſt durch ihr Local ſehr bedeutend. Denn der Stier von Agrigent deutet auf Kreta und das Stiergebilde des Dädalus zurück, und wieder auf das nahe Carthago, wo dem Moloch in glühender Stiergeſtalt Menſchen geopfert wurden. Es ſcheint, als ſei hier ein Myſterium des aſiatiſchen Saturn verhüllt. Daß der Stier des Phalaris wirklich vorhanden war, ſagt Diodor. Er erzählt, Himilkon habe ihn nach der Eroberung von Agrigent nach Carthago geſchickt, Scipio aber habe ihn 260 Jahre nach der Zerſtörung von Carthago den Agrigentinern zurückgegeben. Der Stier des Phalaris hat noch dem Lucian zu zwei ſatyriſchen Dialogen gedient, worin er Abgeordnete des Tyrannen in Delphi auftreten läßt, welche dem Gott jenen Stier zum Geſchenke antragen und den grauſamen

annen als einen gerechten Mann darſtellen; er läßt auf durch Prieſtermund die Gabe des Wüterichs als feliges Opfer erklären. Es iſt nicht leicht möglich, Bosheit gegen die Kirche, um in unſerer Sprache zu n, weiter zu treiben, als es hier Lucian gethan hat. Phalaris war gewalttätig und grauſam; aber auch in einer frühern Zeit, etwa um die Mitte des ſechsten rhunderts vor Chriſti Geburt herrſchend, zeigt ſich, alle griechiſchen Tyrannen, als ein geiſtvoller Menſch, den Umgang mit Weiſen und Künſtlern liebte. Es ben auch Züge hochherzigen Edelmuts von ihm erlt, wie von Dionys, zumal die Geſchichte von Meipp und Chariton, die an Damon und Pythias erert, und jene, die von dem berühmten Poeten Steſinus berichtet wird. Phalaris, der ſo viele Städte tapferm Arm unterworfen hatte, trug einſt den ieräern ein Bündniß an; ſie ſollten ihn zu ihrem ührer wählen, damit ſie ſich an ihren Feinden rächen nten. Dies verhinderte Steſichorus, indem er vor Volk trat und ihm eine Fabel erzählte. Das Pferd, agte er, weidete einſt allein auf einer Wieſe, da kam ſtärkere Hirſch und vertrieb es. Jenes eilte zum nſchen; es bat ihn, den Hirſch zu züchtigen. Gut, e der Menſch, aber du mußt mich auf deinen Rücken men. Das Pferd willigte darein, es rächte ſich wol Hirſch mit Hülfe des Menſchen, aber es trug nun immer deſſen Zügel und despotiſches Joch. So, e Steſichorus, wollet auch ihr, o Männer von Himera, Pferde gleichen, weil ihr geſonnen ſeid, das Joch Phalaris auf euch zu nehmen. Die Himeräer wurden

nachdenklich und ſtanden von einem Bündniſſe mit den Tyrannen ab, aber Phalaris war über Steſichorus aufs Höchſte ergrimmt. Nun fiel der Dichter bald darauf in ſeine Hände, und ward vor den Tyrannen gebracht. Aber er that ihm nichts zu Leide, ſondern bot ihm Gaſtfreundſchaft und reiche Geſchenke, ergötzte ſich an der Weisheit ſeines Mundes und an dem himmliſchen Klang ſeiner Lieder, und entließ ihn mit Ehren, weil er ein Sänger war.

Höchſt eigentümlich erſcheint überhaupt das Verhältniß der Philoſophen zu den Tyrannen Siciliens, welches in Syrakus beſonders auffallend iſt. Wie in der fabelhaften Zeit die Heroen durch die Länder wandern, um Ungeheuer auszurotten, ſo reiſen ſpäter die Philoſophen in der Welt umher, um ſie von den Tyrannen zu befreien. Dies iſt freilich die Aufgabe der Philoſophie, die Menſchheit von jeder Art Tyrannei zu erlöſen; in den Berichten des Altertums von jenen merkwürdigen Reiſemiſſionen der Pythagoräer und Eleaten iſt ſie klar und ſchön ausgeſprochen. Es reiſen zum Phalaris Demoteles, Zenon von Elea, und Pythagoras ſelber, um ihn zu ermahnen, von der Alleinherrſchaft abzuſtehen und zur Tugend zurückzukehren. Jamblichus erzählt, obwol fabelnd, davon im Leben des Pythagoras und erdichtet manches weiſe Geſpräch, welches dieſer Philoſoph mit Phalaris führte. Er verglich, ſagt er, die gute mit der ſchlechten Lebensweiſe, enthüllte die Fähigkeiten, die Gebrechen und die Leidenſchaften der Seele, offenbarte die Allmacht Gottes aus ihren Werken und überführte damit den ungläubigen Phalaris. Er ſchwieg nicht von

dem Strafgericht, das die Frevler an den Geſetzen erwarte, und ſo ſprach er Vieles über die göttliche Vernunft und die Tugend, über den Wechſel des Glücks und die Begier der Menſchen nach dem Beſitze und der Alleinherrſchaft.

Auf die Zureden der Philoſophen entgegnete der geniale Tyrann: mit der Alleinherrſchaft ſei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren ſein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber ſobald man geboren ſei, wolle man nicht mehr ſterben. So alſo würde auch Niemand Tyrann ſein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche die Tyrannen erleiden; ſobald man's aber geworden, könne man nicht aufhören, es zu ſein.

Ich erinnere mich hiebei des geiſtvollen Wortes, welches ein Syrakuſaner dem Dionys ſagte. Als dieſer einſt in Zweifel war, ob er die Herrſchaft niederlegen ſollte oder nicht, ſagte einer ſeiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis iſt doch ein ſchönes Sterbekleid.“

Unſere Gegenwart, ſo ſcheint es mir, bringt lebhaft wieder jene Zeiten der Tyrannis durch ein augenfälliges Beiſpiel in die Erinnerung: ſie zeigt, daß die menſchliche Natur ewig dieſelbe ſei. Wenn man nun die beiden großen Perioden der Tyrannis, die helleniſch-ſikaliotiſche und die italieniſch-mittelalterige, welche ſich durchaus gleichen, mit unſerer jüngſten Erſcheinung der Tyrannis in ihren Intriguen und Machinationen vergleicht, ſo ſieht man, es gibt wirklich nichts Neues unter der Sonne. Nur hat die alte Freiheit der philoſophiſchen Rede aufgehört, und unſere Philoſophen bekämpfen nur noch Hirn-

geſpinnſte und Syſteme, die auf das Glück der Völker keinen Einfluß haben.

Die Fabel ſagt, daß Phalaris durch ein Gleichniß des Pythagoras ſein Leben verlor. Einſt redete der Philoſoph in ſeiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menſchen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos ſie ſei, durch das Beiſpiel der Tauben, welche furchtſam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn ſie kühn ſich gegen ihn wendeten. Dieſe Rede erhitzte einen Bürger dergeſtalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andere Bürger folgten dem Beiſpiel, ſodaß Phalaris zu Tode geſteinigt ward. Andere erzählen von Zenon dem Eleaten, daß er die Agrigentiner gegen den Tyrannen zur Empörung aufgeſtachelt habe.

Phalaris' Andenken hat ſich in der Welt erhalten, und ſo ſehr merkwürdig erſchien dem Altertum dieſer Mann, daß man ihm 140 Briefe moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts unterſchob, über deren Echtheit die Gelehrten langen Krieg geführt haben.

Nach Phalaris' Tode wurde die Demokratie wiederhergeſtellt; an die Spitze der Stadt ſtellte man zwei weiſe Männer, Alkmenes und Alkander, unter deren Leitung die Republik erblühte und ſo reich ward, daß die Bürger anfingen, in Purpur getränkte Gewänder zu tragen. Die Ueppigkeit und das allzu geiſtreiche ſophiſtiſche Weſen der Agrigentiner ſcheint überhaupt ihr Verderben geweſen zu ſein.

Zur Zeit des Gelon von Syrakus erlangte jedoch ein kräftiger Mann, Theron, die Tyrannis in Agrigent.

Er hatte ſich mit jenem verſchwägert, und Beide, nun die Häupter Siciliens, unterſtützten ihre gegenſeitigen Pläne. Es begann damals die kurze und ſchöne Blütezeit Siciliens, nachdem die Carthager bei Himera im Jahr 480 die fürchterliche Niederlage erlitten hatten. Die meiſten karthagiſchen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hielt 500 Gefeſſelte in ſeinem Hauſe. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener wurde der Geſammtbürgerſchaft zugeteilt; ſie mußten nun die Steine hauen, aus denen damals die Tempel Agrigents gebaut wurden, und auch an den unterirdiſchen Kanälen arbeiteten ſie, welche der berühmte Architect Phäax erbaute. Außerdem legten die Agrigentiner einen Fiſchteich an, um für ihre üppige Malzeiten köſtliche Fiſche zu mäſten; er gewährte ein maleriſches Bild, ſagt Diodor, weil ſich viele Schwäne auf ihm niederließen. Ihr ganzes Land bepflanzten die Bürger mit Reben und mit Fruchtbäumen jeder Art.

Therons Herrſchaft war die Glanzperiode Agrigents. Handel und Feldbau machten die Stadt reich; ſie ſtralte von Prachtwerken der Architectur, der Bildnerei und der Malerkunſt; pomphafte Feſte ergötzten das Volk und am Hofe des milden Herrſchers ſah man die Weiſen und die Dichter von Hellas. Pindar, Bacchylides, Aeſchylus waren ab und zu in Agrigent, und als eine Spannung zwiſchen Hieron und Theron zu einem Kriege zu werden drohte, vermittelte der große Dichter Simonides den Frieden. Pindar dichtete damals ſeinen olympiſchen Siegesgeſang auf Theron den Agrigentiner, der mit dem Wagen geſiegt hatte, und pries im iſthmiſchen Lobgeſang

auf Xenokrates Akragas als die ſchönſte unter den Menſchenſtädten.

Sechszehn Jahre lang herrſchte Theron. Als er im Jahr 472 ſtarb, errichtete ihm das Volk ein prächtiges Grabmal und gab ihm die Ehre der Heroen. Sein Sohn Thraſydäos ähnelte ihm nicht; den Bürgern verhaßt, wurde er verjagt und ſpäter in Megara hingerichtet. Die Agrigentiner hatten alſo die Tyrannis abgeworfen und für ganz Sicilien das Zeichen zur Befreiung von der Alleinherrſchaft gegeben. Während nun überall in den Städten die Demokratie eingeführt wurde, ſetzte Empedokles in Agrigent eine gemiſchte Verfaſſung ein, welche den Ariſtokraten wie dem Volke gleiche Rechte verlieh.

Es ſcheint, daß die politiſchen Grundſätze des großen Philoſophen auf die Gleichheit aller Bürgerklaſſen hinausliefen; ſich ſelbſt aber hielt er, wie von ihm berichtet wird, für einen Gott. Er kleidete ſich in Purpur und trug einen goldenen Kranz auf langwallendem Haar; wenn er feierlich einherſchritt, folgten ihm ſchöngeſchmückte Knaben. So ſchildern ihn die Alten als einen Heros, in welchem die Natur ihre höchſte Würde entfaltet habe. Empedokles iſt eine der glänzendſten Geſtalten, in denen die Griechen das Genie angeſchaut haben; ſpätere Lebensbeſchreiber legten in ihn das höchſte Bewußtſein von der Göttlichkeit des menſchlichen Genius und laſſen ihn ſelber von ſich dieſe Verſe ſagen:

Die in der ragenden Burg ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akragas, Freunde, und wol euch übt in den trefflichſten Werken,

Seid mir gegrüßt! Ich nimmer ein Sterblicher, ſondern ein Gott euch
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir alſo,
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erſchimmernden Kronen;
Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte,
Mich dann preiſen die Männer und Weiber; unzählige folgen
Mir, ſo viele bewegt des Gewinns Antrieb, und Verlangen,
Sich zu erforſchen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künſtliche Heilkraft.

Die Naturphiloſophie, deren Heros Empedokles war, blieb bei ihm nicht abſtract, ſondern er wandte ſeine Ideen auf das Leben an, und war einer der größeſten Aerzte. Die Selinunter hatte er von der Peſt erlöſt, und ſo wunderbar waren ſeine Heilungen, daß man von ihm fabelte, er habe ſelbſt Todte erwecken können. Die Medicin war eine der Lieblingswiſſenſchaften der Sicilianer geworden und große Namen hatten ſie darin aufzuweiſen, wie neben Empedokles ſeinen Freund Pauſanias und ſeinen Nebenbuler Akron von Agrigent. Später war Herodikus, der Bruder des Georgias, in der Arzneikunde berühmt, und zur Zeit des Ariſtoteles Menekrates von Syrakus. Dieſer ahmte aus Eitelkeit dem Empedokles nach, und es werden die ſpaßhafteſten Geſchichten von ihm erzählt. Er nahm keine Bezahlung für ſeine Heilungen, ſondern verlangte nur, daß ſeine Patienten ſich ſeine Sklaven nennen ſollten. Nachdem er zwei gefährlich Kranke mit großer Kunſt geheilt hatte, mußten ſie ihm überall folgen; er nannte den einen Herkules,

den andern Appollon, ſich ſelbſt aber Jupiter. Im Athenäus wird erzählt, daß er einſt an Philipp von Macedonien folgenden Brief geſchrieben habe:

„Menekrates Jupiter dem Philippos ſeinen Gruß. Du herrſcheſt in Macedonien, aber ich herrſche in der Medicin. Du kannſt diejenigen, denen es wol iſt, ſterben laſſen, und ich kann machen, daß die Unwolen ſich geſund fühlen bis ſie altern, wenn ſie mir gehorſamen. Deine Leibwache ſind die Macedonier, und meine Die, ſo ich geheilt habe. Denn ich Jupiter habe ihnen das Leben zurückgegeben.“

Hierauf antwortete Philipp:

„Philippos wünſcht dem Menekrates geſunden Verſtand. Ich gebe Dir den Rat, eine Reiſe nach Aetichra zu machen.“

Auch Plutarch erzählt, daß auf einen Brief des Menekrates an Ageſilaus von Sparta dieſer in ähnlicher Weiſe zurückgeſchrieben habe: „Der König Ageſilaus dem Menekrates Geſundheit.“ Man erkennt die Charlatanerie, welche ſich der Naturwiſſenſchaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuhängen begann, wie die Sophiſtik der Philoſophie. Sicilien, die Geburtsſtätte der Sophiſtik, war auch das Vaterland der Charlatane, und auch noch heutigentags iſt dieſes Land, welches den Caglioſtro wie den Empedokles gebar, ausgezeichnet durch ſophiſtiſchen Verſtand und Charlatanismus in mancher Richtung, zu Extremen geneigt, und ich glaube, es wird dieſe Charakterzüge niemals verlieren können, denn ſie ſind Miterzeugniſſe ſeiner vulkaniſchen Natur.

Schon Empedokles tritt uns in jenen Verſen wie ein

Gott im Kleide des Charlatan entgegen, und man muß das Volksleben in den ſicilianiſchen Städten betrachtet haben, um die ewigen und dieſelben Formen, in denen dieſes erſcheint, in allen Zeiten wiederzuerkennen. Empedokles weiſt ſchon auf die Zauber- und Wundergeſchichten der folgenden Zeit hin. Um ſeinen Tod hat die ſpätere Sage bereits einen fabelhaften Schein gebreitet, wie um den Tod des Appollonius von Thana und ſo vieler chriſtlicher Halbgötter und Wahrſager, die noch heute angebetet werden. Man erzählt, er habe ein todtes Weib ins Leben zurückgerufen und ſei dann mit vielen Freunden auf das Landhaus des Peiſanax gezogen, um zu opfern. Nach dem Male ſeien Einige unter die Bäume, Andere hier und dort ſchlafen gegangen. Als ſie nun in der Frühe erwachten, fehlte Empedokles. Man fragte die Sklaven; deren einer wußte zu berichten, er habe des Nachts eine übermenſchliche Stimme den Namen des Empedokles rufen hören. Als er darüber erwacht ſei, habe er ein himmliſches Licht geſehen, einen Glanz von Fackeln, weiter nichts. So ſei Empedokles unter die Götter verſetzt. Nach andern Sagen ſtieg der Philoſoph zum Aetna empor und ſtürzte ſich in den Krater. Einen ſeiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Man ſagt, Empedokles habe dieſen Tod gewählt, nachdem ihm die Selinunter göttliche Ehren zuerkannt; er habe alſo den Glauben befeſtigen wollen, daß er ein Gott ſei. Nach dem Bericht des Diogenes ſtarb Empedokles im Peloponnes. Die Agrigentiner, ſo ſagt er, errichteten ihm eine Bildſäule, und ſpäter brachten ſie die Römer nach Rom und ſtellten ſie dort vor der Curie auf.

Die gemäßigte Demokratie, welche Empedokles eingeführt hatte, erhielt ſich übrigens lange Zeit in Agrigent. Aber der Charakter der Stadt zeigte viel Aehnlichkeit mit dem von Sybaris und von Tarent. Dem Kriegshandwerk abgeneigt, hielten ſich die Agrigentiner meiſt neutral, ſelbſt auch im Kampf zwiſchen Syrakus und Athen. Grenzenlos war die Schwelgerei der Bürger. Sie bauten, ſagte von ihnen Empedokles, als ſollten ſie ewig leben, und tafelten, als müßten ſie morgen ſterben. In aller Welt war die „Ueppigkeit der agrigentiniſchen Tiſche“ berühmt. Da uns nun Diodor ſo Manches von dem Leben in Agrigent kurz vor der Zerſtörung der Stadt mitteilt, ſo können wir uns einen lebhaften Begriff von der Weichlichkeit der Bürger machen. Er ſagt, es herrſchte dort ein großer Reichtum, denn da die Agrigentiner ihr Land mit Weingärten und Oliven bedeckt hatten, ſo machte ſie der Handel nach Lybien unendlich reich. Sie beſaßen die köſtlichſten Pferde, die in ganz Hellas berühmt waren. Man ſetzte nicht allein ihnen prächtige Grabmäler, ſondern ſogar den kleinen Vögeln, welche Mädchen und Knaben im Hauſe hielten. Als einſt Exänetos im Wagenrennen geſiegt hatte, geleitete man ihn im Triumf in die Stadt mit 300 Zweigeſpannen von weißen Pferden, die alle aus Agrigent waren. Der Reichtum einzelner Bürger, wie der des Antiſthenes und des Gellias, war erſtaunlich groß. Antiſthenes feierte die Hochzeit ſeiner Tochter durch Bewirtung aller Bürger auf den Straßen; die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet; Abends aber veranſtaltete Antiſthenes eine Illumination mit den dürftigen

Mitteln jener Zeit. Er ließ nämlich die Altäre aller Tempel und aller Straßen mit dürrem Holz bedecken, und in dem Augenblick, als auf der Burg ein Feuer angezündet wurde, auch jene anzünden. Man wußte sich naiv genug zu helfen; und schon damals kannte und liebte man Illuminationen, wie heute im südlichen Italien, wo die Leidenschaft für Feuerwerke den Nordländer in Erstaunen setzt.

Noch reicher als Antisthenes war Gellias. Er hatte, so sagt Diodor, in seinem Hause viele Gastzimmer und viele Thürsteher, welche alle Fremden zu Gaste laden mußten. Dasselbe thaten auch viele andere in Agrigent, und sie luden alter Sitte gemäß Jedermann freundlich ein. Es sagte deshalb Empedokles von seiner Vaterstadt:

Sie, ein geheiligter Port für Gäste, und fern bleibt Falschheit.

Einst kamen 500 Reiter aus Gela im Unwetter nach Agrigent. Gellias nahm sie alle auf und gab jedem aus seinem Vorrat doppelte Gewänder. In seinem Weinkeller hatte er 300 steinerne Fässer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben stand eine steinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fässer floß. Man darf also auf die Pracht der Häuser und die Gastmäler in ihnen schließen. „Die Menschen", sagt Diodor, „gewöhnten sich schon von Kindheit an zur Ueppigkeit, sie trugen die feinsten Kleider und goldenen Schmuck, besonders aber liebten sie Haarkämme und Riechfläschchen von Silber oder von Gold." Aber mehr als Alles beweist die Schwelgerei der Agrigentiner ein Volksbeschluß zur Zeit der Belagerung der Stadt

durch die Carthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen. Wer will diese glücklichen Menschen tadeln, die unter dem schönsten Himmel, in der seligsten Fülle der Natur, an Schätzen der Wissenschaft und der Kunst reich, Hellenen und freie Bürger, das kurze Leben in Lust verbrachten; aber wer wird sie bedauern dürfen, oder wer sich wundern, daß diese schwelgerische Stadt trotz ihrer Volkszahl von 800000 Menschen in so kurzer Zeit nach so unkräftigem Widerstande den Carthagern erliegen mußte?

Es gibt wenig Erscheinungen in der Geschichte, die den Unbestand menschlicher Dinge in so erschütternder Weise darstellen, als der plötzliche Fall Agrigents; denn diese schönste der Städte verging wie ein Mensch, welcher mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tode dahingestreckt wird. Die Ereignisse waren folgende. Nach dem Untergang der Athener vor Syrakus hatte die Stadt Segesta die Carthager gerufen. Diese waren im Jahr 409 unter Hannibal Giskons Sohn mit großer Macht erschienen und hatten bereits Selinus und Himera zerstört. Syrakus sah den Fall der Städte nicht ungern, denn sie hatten seine Alleinherrschaft gehindert. Es beeilte sich auch nicht, Agrigent oder Gela zu retten, und so ist jene Periode die schmachvollste der sicilianischen Hellenen; sie trübt den Ruhm der Griechen, deren häßlichster Fehler, wie der aller Südländer überhaupt, die Parteiwut war. Nun kehrten die Punier im Jahr 406 mit neuer Macht zurück. Die Agrigentiner, welche den

erſten Anfall zu fürchten hatten, verſorgten ſich mit Getreide, bewaffneten ſich, nahmen den Spartaner Dexippus mit 1500 Mann in Sold und zogen auch campaniſche Mietsvölker herein, welche früher im Heer des Hannibal gedient hatten.

Bereits lagerten Hannibal und Himilko vor der Stadt, öſtlich vom Felſenhügel der Minerva und jenſeit des Akragas; ſie ließen einen Wall aufführen und bei dieſer Gelegenheit die Gräber zerſtören. Aber der Blitz ſchlug in das Grabmal des Theron ein, die Peſt brach im Lager aus und raffte Hannibal ſelber hin, während zugleich böſe Zeichen und bei Nacht erſcheinende Geſpenſter das Heer in abergläubiſche Furcht verſetzten. Himilko verbot hierauf die Zerſtörung der Grabmäler; den Göttern zur Sühne opferte er dem Moloch einen Knaben und dem Poſeidon ließ er viele Thiere in's Meer verſenken.

Während nun die Carthager täglich Agrigent beſtürmten, ſandten die Syrakuſer ihren General Daphnäus mit Truppen zum Entſatz. Die ihm entgegenrückenden Afrikaner ſchlug er völlig und Agrigent war gerettet, wenn die beſtochenen Feldherrn in der Stadt ausgefallen wären. Die aber machten es möglich, daß die Feinde in ihr Lager entkamen. Das Volk in der Stadt erhob ſich und ſteinigte die Verräter; und nachdem Daphnäus die Carthager umſchloſſen hatte, waren dieſe dem wütenden Hunger preisgegeben. Aber der Zufall fügte es, daß die carthagiſchen Schiffe die Getreideflotte einfingen, welche Agrigent mit Nahrungsmitteln verſorgen ſollte. Die Bürger hatten mit den Lebensmitteln verſchwenderiſch gewirtſchaftet, weil ſie an Entbehrung nicht gewöhnt waren

und leichtſinnig auf die nahe Aufhebung der Belagerung ſich verlaſſen hatten. Nun war die Zufuhr aufgezehrt. Doch nicht dieſe Not, ſondern der Mangel an eigener Wehrkraft brachte die Stadt um: denn die Söldner verrieten ſie. Zuerſt gingen die Campaner zum Feinde über, dann zogen Dexippus und Daphnäus ab, unter dem Vorwand, daß ihre Dienſtzeit verſtrichen ſei. Den Agrigentinern ſank der letzte Mut. Nachdem ſich ihre Feldherrn überzeugt hatten, daß die Nahrungsmittel ausgegeben waren, befahlen ſie der Bevölkerung, in der nächſten Nacht ſammt und ſonders die Stadt zu verlaſſen. Das Unerhörte geſchah; ſo ſchnell verzagte dies zahlreiche Volk im Angeſicht des Hungers, daß es, ſtatt das Aeußerſte zu verſuchen, wie ſpäter Syrakus und Carthago thaten, die Schmach auf ſich nahm, die wolbefeſtigte Stadt mit allen ihren Schätzen dem Feinde zu überlaſſen. Als nun die Nacht gekommen war, zog das Volk aus, Männer, Weiber und Kinder, mit Jammern und Wehgeſchrei die Lüfte erfüllend. So groß war die Furcht und ſo ſchimpflich die Eile, daß die Angehörigen ſich nicht um ihre Kranken noch um die Altersſchwachen bekümmerten. Manche jedoch blieben zurück und gaben ſich ſelbſt den Tod, um in den Wohnungen der Väter zu ſterben. Die Maſſe des Volks zog nach Gela unter dem Geleit der Bewaffneten, und man ſah unter dem Schwarm auch die weichlich verwöhnten Jungfrauen zu Fuße fortziehen.

In die öde Stadt rückte Himilko des Morgens ein, nach dem achten Monat der Belagerung. Die noch drinnen waren, ermordeten die Carthager. Man ſagt,

daß auch der reiche Gellias zurückgeblieben war und daß er ſich in den Tempel der Athene geflüchtet hatte; als er nun ſah, daß die Afrikaner auch die Götter nicht ſchonten, zündete er den Tempel an und verbrannte ſich mit den Weihgeſchenken. Die Beute in Agrigent, das noch kein Feind verheert hatte und welches, nach den Worten des Diodor, damals beinahe die reichſte Stadt unter den helleniſchen war, muß ſehr groß geweſen ſein. Die köſtlichſten Kunſtwerke ſandte Himilko nach Carthago als Siegeszeichen, wo ſie ſpäter den Römern in die Hände fielen. Agrigent aber ließ er verwüſten und die Tempel verbrennen (Spuren eines Brandes ſieht man noch heute an manchem Gebälk). Doch erſt, nachdem die Punier dort überwintert hatten, zerſtörte Himilko die Stadt völlig, und Diodor ſagt: er ließ die Kunſtwerke und Reliefs in den Tempeln zerſchlagen, wenn er glaubte, das Feuer habe ſie nicht genugſam vernichtet. Ein unermeßlicher Verluſt traf alſo damals die Cultur, gerade in der Blüte der Perikleiſchen Zeit, und nachdem auch in der Folge der Jahrhunderte ſo viele andere verwüſtende Kriege Sicilien heimgeſucht, und nachdem noch Verres den letzten Reſt fortgerafft hatte, iſt der Boden der Inſel an Schätzen der Kunſt ſehr arm geblieben. Die Völker, welche das griechiſche Sicilien vernichteten, Carthager und Römer, waren gleicherweiſe Barbaren.

Dies fürchterliche Loos hatte Agrigent im Herbſt des Jahres 406 vor Chriſti Geburt getroffen, und ſeitdem erholte ſich die Stadt nie mehr, obwol ſie wieder bevölkert wurde und noch einmal eine Rolle in der Geſchichte ſpielte. Bis auf Timoleons Zeit lag ſie wüſt,

wenn auch nicht unbewohnt. Der große Korinther bevölkerte sie durch eine Colonie im Jahr 341, sodaß sie mit der Zeit wieder sich aufrichtete. Sie erhob sich sogar während der Tyrannis des Agathokles von Syrakus, als dieser auf seinem abenteuerlichen Zug in Afrika beschäftigt war, zu dem Gedanken, ganz Sicilien sich zu unterwerfen. Aber der Plan mißglückte und Agrigent geriet wieder in die Hände der Afrikaner.

Hierauf warf sich Phinzias zum Tyrannen der Stadt auf, ein neuer Phalaris. Die Agrigentiner verjagten ihn und gaben sich dem Pyrrhus von Epirus, dessen Herrschaft jedoch nur kurze Zeit dauerte. Agrigent wurde nun wieder carthagisch und einer der wichtigsten Orte der Punier in ihren Kriegen mit den Römern; denn sie hielten diesen großen Waffenplatz sogar noch, als Syrakus bereits gefallen war. Im ersten Punischen Krieg stand in Agrigent wieder ein Hannibal Giskons Sohn mit 50000 Mann, und 25000 Mann vermochten damals noch die Bürger der Stadt zu stellen. Mit 100000 Mann schlossen die Consuln L. Posthumius und Q. Emilius Agrigent ein, wo sich Hannibal auf das glänzendste verteidigte. Weil aber Hanno, der zum Entsatz heranzog, geschlagen ward, mußten die Carthager heimlich aus der Stadt abziehen. Sieben Monate lang hatten die Römer sie belagert, und als sie nun einzogen, mordeten sie mit schonungsloser Wut das agrigentische Volk und hausten ärger, als es einst die Punier gethan hatten. Die überlebenden Bürger machten sie sämmtlich zu Sklaven (262 vor Christi Geburt). Aber nicht lange darauf fiel Agrigent in die Gewalt des carthagischen

Feldherrn Karthalus, der die unſelige Stadt anzünden und zerſtören ließ. Gleichwol hörte ſie nicht auf, zu exiſtiren. Denn als Syrakus gefallen war, hielten ſich in Agrigent noch Epikides, Hanno und Mutines gegen Marcellus. Mutines war ein Punier von Hippo, welchen der große Hannibal aus Italien herübergeſchickt hatte; er verrichtete nun mit der Reiterei ſo kühne Thaten, daß er ganz Sicilien mit ſeinem Namen erfüllte. Der neidiſche Hanno nahm ihm das Commando, was zur Folge hatte, daß Mutines Agrigent aus Rache verriet. Nachts öffnete er dem Conſul Lävinus die Thore der Stadt. Hanno und Epikides hatten kaum Zeit genug, ſich in einer Barke zu retten. Mit gewohnter Grauſamkeit beſtraften die Römer Agrigent, die Häupter der Stadt ſtrichen ſie mit Ruten und köpften ſie darauf, alle Uebrigen wurden in die Sklaverei verkauft. So fiel erſt mit Agrigent auch ganz Sicilien in die Gewalt der Römer, im Jahr 211.

Seit dieſer Zeit verlor ſich die ſchöne Stadt des Empedokles und des Theron aus der Geſchichte, in der ſie nie mehr eine Rolle ſpielte. Zur Zeit der Hellenen hatte ſie auch an edlen Geiſtern herrlich geblüht, und mögen die beſten unter ihnen noch einmal genannt ſein. Es zieren ſie Empedokles, Pauſanias, Akron der Philoſoph, Redner und Arzt, Protus des Gorgias Schüler, Dinolochos der Komödiendichter und Schüler des Epicharmos, Karkinos der Tragödiendichter, Phäax der Architect, Metellus der Lehrer des Platon in der Muſik, Philenus der Geſchichtſchreiber, und ſelbſt noch in der Zeit des Elends, da der raubſüchtige Verres das ganz verſunkene

Agrigent um ſeine letzten Schätze brachte, welche ihm die Gnade des Eroberers von Carthago gegönnt hatte, ehrte ſeine Vaterſtadt Sophokles als Vertheidiger derſelben vor den Römern gegen jene Räuber.

Es iſt wol anzunehmen, daß ſchon vor der letzten Eroberung Agrigents die Stadt ſich auf den Kamikus beſchränkt hatte, wo ſie noch heute ſteht, ſchon 2000 Jahre lang, und im Elend dauernder, als ſie es einſt in ihrem Glanze war. Im Jahr 825 eroberten ſie die Saracenen, Nachfolger jener Punier und aus demſelben Lande herübergekommen. Ihren letzten Emir Kamal verjagte dort der Graf Roger im Jahr 1086. Dann wurde ſie ein Feudum adeliger Familien, immer tiefer ſinkend, bis zu der Einwohnerzahl von nur 16000 Menſchen.

Dieſem heutigen Girgenti liegen nun in dem wüſten Gefilde die letzten Denkmäler des großen Akragas zu Füßen, jene doriſchen Tempel, welche trotz Zeit und Menſchenwut der Nachwelt ziemlich wol erhalten ſind, während die einſt nicht minder herrlichen Tempel von Selinus alle am Boden liegen, und während andere blühende Städte Siciliens, das kornreiche Gela des Aeſchylus, Himera und Kamarina ſpurlos verſchwunden ſind, und Syrakus ſelbſt von Tempeln nichts gerettet hat, was ſich den Trümmern von Agrigent vergleichen ließe.

Dieſe Tempel wollen wir nun der Reihe nach aufſuchen.

Es führt die Porta di Ponte, das öſtliche Thor des heutigen Agrigent, zu dem gerade gegenüber liegenden Felſ der Rinerva (Rupe Atenea), einer maleriſchen An-

höhe, wo heute Kloſter und Kirche San Vito ſtehen und die Girgentiner einen öffentlichen Garten angelegt haben, in welchem die Büſte des Empedokles aufgeſtellt iſt. Im Altertum ſtand auf dieſem Hügel der Tempel des Zeus Atabirius und der Minerva; es iſt nichts von ihm übrig geblieben; aber an dem ſüdlichen Felsabhang erkennt man noch die Spuren des Tempels der Ceres und Proſerpina, auf deſſen Fundamenten jetzt die Kirche San Biagio ſteht.

Geht man nun am Minervenhügel vorüber und ſüdwärts hinab, ſo gelangt man zu jener Reihe von Tempeln, welche auf dem Rand der ſüdlichen Stadtmauer ſtehen. Ihr Anblick auf dem ſchönen Hintergrunde des lybiſchen Meers, zumal wenn die Sonnenglut ihr gelbes Geſtein erleuchtet und die mächtigen Säulen ſtralen macht, iſt noch heute entzückend; wie prachtvoll muß er alſo im Altertum geweſen ſein!

Der ſchöne Tempel der Juno Lucina iſt der erſte in dieſer Reihe. Er erhebt ſich auf einem mäßigen Hügel, zur Hälfte zertrümmert; denn nur auf einer Seite ſtehen noch ſeine 13 doriſchen Säulen und tragen das Gebälk. An der Fronte nur noch zwei Säulen mit einem Stück des Architravs; den übrigen fehlen entweder die Capitäle oder ſie ſind gänzlich niedergeworfen und zerſtört. Der Tempel iſt nach Oſten und Weſten gerichtet und ſteht nach doriſcher Art auf einem hohen Unterbau von vier Stufen. Er war von einem Porticus von 34 doriſchen Säulen mit je zwanzigfacher Cannelirung umgeben, ſodaß je 13 auf den Längen, je 6 an den Fronten ſtanden. Die Säulen haben 5 Palm

im Durchmeſſer, und eine Höhe von beinahe fünf Diametern, $24_{,10}$ Palm. Ihre Capitäle zeichnen ſich durch ſchöne Linien aus. Leider iſt nichts weder von den Fronten, noch vom Geſimſe erhalten. An den Trümmern bemerkt man Spuren eines Brandes. Nach den Angaben Serra di Falco's ſind die Maße dieſes Tempels in der Länge $158_{,10.3}$ Palm, in der Breite $75_{,6}$ Palm. Die Zelle, welche noch ziemlich kenntlich iſt, hatte $107_{,11.6}$ Palm in der Länge, in der Breite $36_{,1}$ Palm. Der ſicilianiſche Geſchichtſchreiber Fazello aus dem ſechzehnten Jahrhundert war der erſte, welcher dieſem wie den folgenden Tempeln den Namen gab; bis auf ſeine Zeit hieß er Torre delle pulselle, Turm der Mädchen. Nach dem Berichte des Plinius malte Zeuxis für ihn ſein berühmtes Bild der Juno, wozu ihm die Agrigentiner die fünf ſchönſten Jungfrauen der Stadt als Modelle hergaben. Aber Cicero erzählt daſſelbe von dem Tempel der Juno in Kroton und vom Bild der Helena.

Von den Tempelſtufen überſieht man den Umfang der alten Stadt am beſten. Vor ſich hat man in unmittelbarer Nähe die ſüdliche Stadtmauer, welche der natürliche Fels bildet, wie auch an einigen Stellen des alten Syrakus der Felſenabſturz zur Mauer gedient hatte. Geht man an ihr entlang, ſo findet man eine große Zahl von Felſengittern, von Columbarien und Niſchen und Grabrotunden, welche ſich an der Mauer hinziehen und, weil ſie gewölbt ſind, ſpätern Urſprungs erſcheinen.

Es folgt nun auf den Junotempel der wolerhaltene

Tempel der Concordia. Auch er liegt auf einem Hügel in maleriſcher Umgebung von dürrem rotbraunen Geſtein, von Trümmern und üppigem Wuchs der Agaven und Cactusbäume. Bis auf das Dach, welches fehlt, iſt er vollſtändig, mit beiden Fronten und allen ſeinen Säulen. Gleich dem Junotempel ſteht er auf vier Stufen; ſein Plan iſt faſt derſelbe, denn auch er hat einen Porticus von 34 Säulen in derſelben Verteilung, ſodaß der Proſpect 6, die Seiten 13 zählen. Sie haben 20 Cannelirungen und eine Höhe von $26,_6$ Palm, wenig mehr als fünf Durchmeſſer. Die Länge des Tempels beträgt $152,_7$ Palm, die Breite $65,_8$ Palm; das ganze Gebälk hat die Höhe von $11,_{7,9}$ Palm, ſo daß der Fries faſt um 1 Palm höher iſt als der Architrav. Es blieb alſo der Tempel durch die Carthager unzerſtört und widerſtand ſiegreich allen Unbilden der Zeit. Seine wolerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter das Chriſtentum, ihn zur Kirche zu benutzen, und ſo wurde ſein Verfall gründlich abgewendet. Die ganz erhaltene Zelle ſchuf man im funfzehnten Jahrhundert zu einer Kapelle um, welche dem heiligen Gregorio delle Raxe, Biſchof von Girgenti, geweiht wurde. Damals brach man in die Seitenwände der Zelle die zwölf Bogen ein, die man noch heute ſieht und die, weil ſie in einem doriſchen Tempel widerſinnig ſind, Diejenigen beirren, welche von ihrem Urſprung nichts wiſſen. Später wurde die Kirche verlaſſen und im Jahr 1748 ſtellte der Prinz Torremuzza den Tempel wieder her. Fazello hat ihm den Namen Concordia beigelegt, mit welchem ein doriſcher Tempel nichts zu thun hat; er wurde dazu durch eine

lateiniſche Inſchrift verleitet, die man dort vorfand. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Zelle ſo ganz erhalten wie dieſer; denn ſogar bis auf die Treppen, welche an ihrem öſtlichen Eingang auf das Dach führen, iſt jeder Teil ſtehen geblieben und gibt nun ein vollkommenes Bild des doriſchen Tempelbaus.

Es iſt überhaupt der vollſtändigſte und herrlichſte Tempel Siciliens; denn jener von Segeſta, deſſen Porticus und Fronton gleichfalls erhalten ſind, ward doch nicht vollendet, da ſich keine Spur von einer Zelle auffinden läßt und die Säulen noch ohne Cannelirung ſind. Die majeſtätiſchen braunen Säulen, baſenlos, mäßig verjüngt, die weitausladenden Capitäle, die ſchönen Verhältniſſe des Gebälks, welches den Schmuck ſeiner Triglyphen ganz bewahrt hat, die einfache Größe der Architectur, bringen den reinſten Wollaut hervor. Und wol zeigt der doriſche Bau, die ſchönſte architectoniſche Form des Altertums überhaupt, nicht minder anſchaulich als es Plaſtik und Poeſie vermögen, welche klare Kraft und Harmonie in der Seele des griechiſchen Volks lebte, weil es im Stande war, dieſe einfachſten architectoniſchen Geſetze zu finden. Man kann ſich beim Anblick eines doriſchen Tempels nicht der Betrachtung enthalten, in welchen großen und einfachen Rhythmen ſich überhaupt das Leben der Griechen bewegt haben muß, wenn eben die geſammte nationale Empfindungsweiſe, welche jedes Volk am allgemeinſten und ſichtbarſten in der religiöſen Architectur ausſpricht, ſich in ſolcher Geſtalt darſtellen durfte. Wir verſtehen dieſe Harmonie, welche

So einfach ist wie ein geometrisches Grundverhältniß, sehr wol, aber das volle Gefühl ihres innern Zusammenhangs mit dem Wesen des Volks selbst können wir nicht mehr besitzen. So wenigstens glaube ich, daß der christliche Tempel von Monreale, das schönste Gegenbild dieses Concordiatempels, in seinem Zusammenhange mit den Lebensformen des Mittelalters uns viel lebendiger und begreiflicher erscheinen muß. Hätte Sicilien nichts mehr als diese beiden Gebäude, die Denkmäler oder Repräsentanten zweier großer Culturen, so würde es schon um ihretwillen eines der merkwürdigsten Länder sein. Der dorische Tempel ist das leibhafte Abbild der strengen griechischen Weltordnung und ihrer tragischen Notwendigkiit; aller Zufall, wie alles Phantastische ist von dieser ernsten Form abgeschieden, deren majestätische Einheit nicht durch das Detail zersplittert werden darf; kein vorwiegend malerisches Princip kommt zur Herrschaft, noch irgend Aufwand von Zeichnung, noch Spiel mannichfaltiger Gebilde. Dies gibt erst das christliche Gemüt vollständig frei und breitet sich malerisch in Arabesken und Mosaiken und Steinfigurenwerk jeder Art aus. Der dorische Tempel ist schmucklos bis auf die Triglyphen und die Skulpturen in den Metopen und Giebelfeldern, bis auf die schöne und einfache Zeichnung von Blättern und Mäandern am Gesimse; doch entbehrt er nicht der polychromen Malereien, deren Anwendung man in vielen Tempeln Siciliens nachweisen kann. Was endlich kann schmuckloser sein, als die basenlose dorische Säule, deren ernstes und mächtiges Capitäl imposanter wirkt als die spätern Formen ionischen und

korinthiſchen Stils. Es ſcheint mir der doriſche Tempel ſehr charakteriſtiſch für die ernſte Natur Siciliens und für ein Land, welches eine nationale Begabung für die ſtrenge Wiſſenſchaft der Mathematik beſaß.

Es iſt nun der dritte Tempel, der des Herkules, ehemals einer der herrlichſten Agrigents, jetzt eine koloſſale Trümmermaſſe, welche wild durcheinandergeworfen daliegt. Nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus dieſem Wuſte hervor. Mit Erſtaunen betrachtet man dieſe ungeheuren Steinblöcke, die prachtvollen Capitäle, Trümmer des Frieſes und Geſimſes, die noch Spuren ihrer purpurroten Bemalung bewahrt haben, und jene cannelirten Säulenglieder, welche gleich rieſigen Mühlſteinen umhergerollt daliegen, halb in den Boden geſunken oder vom Pflanzenwuchs überdeckt. Nächſt dem berühmten Olympion von Agrigent war dieſer Tempel des Herkules der größte der Stadt und weltberühmt. Er war ein Hexastylos peripteros von 38 doriſchen Säulen, je 6 an den Breiten, je 15 an den Längen, die Eckſäulen mitgezählt. Die Säulen zeichnen ſich durch die herrlichſten Capitäle aus. Vier Reifen zogen ſie unter dem ſchön profilirten Echinus zuſammen. Ihr Durchmeſſer beträgt $8_{,5,10}$ Palm, ihre Höhe mit dem Capitäl wenig mehr als $4^1/_2$ Durchmeſſer, nämlich $38_{,10,2}$ Palm. Sie müſſen daher ein ungemein kräftiges Anſehen gehabt haben. Das Gebälk, das ſie trugen, war $18_{,11,2}$ Palm hoch, ſo daß der Architrav $6_{,3}$ Palm, der Fries $5_{,10,2}$ Palm, das Geſims $6_{,10}$ Palm betrug. Die lebhafteſten Farben von rot, blau, ſchwarz und weiß ſchmückten das Gebälk; und das Geſims war mit

Löwenköpfen an den Rinnen und mit blumigem Zierrat verſehen. Die Länge des ganzen Tempels berechnet Serra di Falco auf $259_{2.8}$ Palm, die Breite auf $97_{10.6}$ Palm. Die Tempelzelle war hypäthriſch. In ihr ſtand die hochberühmte bronzene Figur des Herkules von Myron, von welcher Cicero in ſeiner zweiten Verriniſchen Rede uns viel Intereſſantes erzählt. Er ſagt dort, das Kinn dieſes Herkulesbildes ſei von den vielen Küſſen Derer, die im Tempel beteten, abgeſchliffen geweſen. Heute könnte Cicero eine gleiche Bemerkung im St. Peter zu Rom machen, wo die Küſſe der Katholiken den Fuß des bronzenen Petrus nicht minder abgeſchliffen haben, als es einſt das Kinn des Herkules geweſen war. Darf man wol die Zeit und die Elemente ſchelten, daß ſie die Kunſtwerke zerſtören, da ſelbſt Werke von Erz zu Schanden geküßt werden? Jene merkwürdige Uebereinſtimmung der Gebräuche iſt übrigens nicht das einzige, was ſich vom Heidentum in der katholiſchen Kirche erhalten hat.

Der ſchöne Herkules reizte die Begier des Verres. Er beſchloß ihn zu rauben, weil die Agrigentiner ihr Heiligtum nicht gutwillig hergeben wollten. Verres trieb den Raub der Kunſtſchätze im Großen, aber ſeine barbariſche Frechheit wurde dennoch ſpäter durch Napoleon übertroffen. Durch ganz Sicilien ſandte der Römer ſeine Kundſchafter, und wo ſich nur in Tempeln oder in Privathäuſern vorzügliche Gemälde und Bildſäulen fanden, erpreßte er ſie durch Drohungen oder nahm ſie mit offener Gewalt. In einer ſtürmiſchen Nacht ließ er den Herkulestempel von ſeinen bewaffneten Sklaven

überfallen; die Tempelwache ward übermannt, die Pforten des Heiligtums wurden aufgebrochen und man war eben dabei, den bronzenen Gott von seinem Ort, wo er stark befestigt war, loszureißen, als das Volk herzulief. „Keiner war in Agrigent", sagt Cicero, „weder von Alter so schwach, noch so entkräftet, der nicht in jener Nacht, durch diese Kunde aufgeschreckt, sich erhob und irgend welche Waffe ergriff. So strömte in kurzer Zeit die ganze Stadt nach dem Tempel." Die Räuber, die sich mit Brecheisen und Stricken an dem nicht weichenden Herkules vergebens abmühten, wurden mit Steinen in die Flucht geschlagen; nur zwei Bildwerke nahmen sie mit sich. Die Sicilianer waren, wie Cicero an mehren Stellen von ihnen rühmt, sehr geistreich; sie machten bei dieser Gelegenheit einen Witz auf den verunglückten Raubversuch, in dem sie sagten: man müsse unter die Arbeiten des Herkules fortan das Ungeheuer Verres ebenso gut aufnehmen als den erymanthischen Eber.

Es soll in demselben Tempel auch die Alkmene des Zeuxis aufgestellt gewesen sein, welche nach Plinius dem Künstler so wunderbar schön gerathen war, daß er keinen Preis ihrer für würdig hielt und das Bild in den Tempel stiftete. Im Jahr 1836 fand man unter den Tempeltrümmern die kopflose Statue des Aeskulap, welche jetzt im Museum zu Palermo steht.

Weiterhin gelangen wir zu den Ruinen des berühmtesten aller Tempel Siciliens, welcher überhaupt eins der größten Werke des Altertums war. Ich meine das Olympion oder den Tempel des olympischen Zeus. Die

Agrigentiner bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Siege bei Himera; ſeine Entſtehung fällt in dieſelbe Zeit, da in Selinus der Jupitertempel, in Athen das Parthenon, in Olympia der Tempel des Zeus, in Phigalia der Tempel des Apollo und zu Argos der Junotempel erbaut wurde, alſo in die große Epoche der Vollendung des doriſchen Stils in allen helleniſchen Landen überhaupt. Die Agrigentiner hatten den ungeheuren Bau faſt zu Ende geführt, denn es fehlte nur das Dach; da machte der Krieg mit den Carthagern und die Zerſtörung der Stadt im Jahr 406 den Abſchluß des Tempels unmöglich. Himilko plünderte das Olympion, und obwol die barbariſchen Afrikaner im Innern deſſelben eine große Verwüſtung anrichteten und ohne Zweifel ihre Luſt an den Reliefs und den prachtvollen Skulpturen der Giebelfelder büßten, ſoweit ſie dieſelben erreichten, ſo konnten ſie bei der Größe und Feſtigkeit des Baus doch ſchwerlich daran denken, ihn auf den Boden zu werfen. Auch ſchützte ihn der Charakter ſeiner Architectur, da er nicht ein Periſtylium von freiſtehenden Säulen hatte, ſondern von Wänden mit darangeſetzten Halbſäulen umſchloſſen war. Polybius ſah den Wunderbau noch aufrecht, und weit in's Mittelalter hinein erhielt er ſich, aber immer mehr und mehr in Trümmer gehend, vom Wetter und Erdbeben, von der Wut der Saracenen oder von der Barbarei Derer angegriffen, welche ſeine Quadern zu Baumaterial benutzten, bis am 9. December des Jahrs 1401 die letzten noch aufrecht ſtehenden Reſte zu Boden ſtürzten. Dies erzählt Fazello, der den herrlichen Tempel, deſſen Name, ja

deſſen Ort ſogar aus dem Gedächtniß des Volks geſchwunden war, wieder auffand. „Und obwol“, ſagt er, „der Reſt des Gebäudes im Laufe der Zeit zerfiel, ſtand doch ein Stück, welches ſich an drei Giganten und einige Säulen ſtützte, lange Zeit aufrecht. Dies iſt bis auf den heutigen Tag in der Stadt Agrigent zum Andenken bewahrt, und ſie haben es in ihr Wappen geſetzt. Aber auch dieſes Stück ſtürzte aus Sorgloſigkeit der Agrigentiner im Jahr 1401 zuſammen, am 9. December.“ Ein gleichzeitiger Dichter beſang dieſen Trümmerfall in folgenden leoniniſchen Verſen:

Ardua bellorum fuit gens Agrigentinorum
Tu sola digna Siculorum tollere signa
Gigantum trina cunctorum forma sublima.
Parles alta ruit, civibus incognita fuit.
Magna gigantea cunctis videbatur ut dea.
Quadricenteno primo sub anno milleno
Nona decembris deficit undique membris.
Talis ruina fuit indictione quinquina.

Die Stadt Girgenti führt noch heute drei Rieſen im Wappen; die Trümmer des Olympium aber nannte das Volk den Palazzo de' Giganti.

Heutzutage iſt von dem großen Tempel nichts mehr zu ſehen als ſein Plan, welchen man durch Aufräumung vollſtändig darzulegen vermocht hat und deſſen ungeheure Größe in Erſtaunen ſetzt. An den Seiten hat ſich der Schutt zu Wällen gebildet, welche Pflanzenwuchs umbuſcht; Oelbäume haben zwiſchen den Trümmern Wurzel geſchlagen. Deren größte Maſſe liegt auf der weſtlichen Seite aufgehäuft, wo die koloſſalen Glieder dieſes

Baus durcheinandergeſtürzt ſind, darunter Stücke von den Halbſäulen, in deren Rinnen, wie es ſchon Diodor angegeben hat, ein Mann bequem Platz findet. Aber ſo groß dieſe Trümmermaſſe auch iſt, ſo erſcheint ſie doch im Verhältniß zum Ganzen ſo gering, daß man gleich erkennt, wie das meiſte Material hinweggebracht worden ſei. Aus den Bauſteinen dieſes einen Tempels wurde noch zur Zeit Karls III. von Bourbon der Molo des heutigen Girgenti erbaut. Mitten auf die nun freigelegte Grundfläche des Olympions hat man einen jener Giganten, die als Karyatiden dienten, hingeſtreckt. Er beſteht aus mehren Stücken eines Muſchelkalktuffs, welche aneinandergeſetzt ſind. Der rieſige Kopf, durch Witterung und Herabſturz unförmlich geworden, hat geringelte Haare und ein Berretto nach phrygiſcher Weiſe; die Arme ſind zum Tragen wie bei Karyatiden darübergelegt. Die Figur, faſt 30 Palm lang, zeigt den ſtrengen ägyptiſchen Stil, ſie läuft mit zuſammengehaltenen Füßen ſpitz nach unten zu. Durchaus erinnert ſie an die rieſigen Steinbilder von Memphis und von Theben, und hier in der Zelle ausgeſtreckt, erſcheint nun dies braune und ſeltſame Gigantengebilde wie der Gott ſelbſt, der ſich mitten in die Ruinen ſeines Tempels zum Schlaf der Jahrhunderte niedergelegt hat, unerwecklich weder durch Erdbeben, noch durch Elementenkampf, noch durch den Lärm der Geſchichte eines kleinen Menſchengeſchlechts.

Diodor hat uns den Tempel beſchrieben, wie er ihn ſah. „Es beweiſen“, ſo ſagt er, „die heiligen Tempel und beſonders der Tempel des Zeus die Pracht der

Stadt zu jener Zeit. Die andern Tempel sind verbrannt oder zerstört, weil die Stadt oftmals erobert wurde. Das Olympion blieb dachlos, da ein Krieg dazwischen kam. Nach der Zerstörung der Stadt aber kamen die Agrigentiner nie mehr dazu, den Tempel zu vollenden. Er ist lang 340 Fuß, breit 60 (soll nach Winkelmann richtig heißen 160 Fuß), hoch 120 Fuß ohne die Untermauer. Er ist der größte von Sicilien, und in Rücksicht auf den starken Unterbau kann man ihn auch den auswärtigen dreist gleich stellen. Denn obgleich das Gebäude nicht vollendet ward, ist doch sein Plan deutlich. Indem sonst das Tempelhaus nur von Wänden allein oder das Heiligtum rings von Säulen umgeben ist, hat dieser Tempel beide Unterstützungen. Es sind nämlich in die Wände Säulen eingesetzt, von außen rund, im Innern des Tempels viereckig. Der äußere Teil der Säulen, deren Kehlen so weit sind, daß sich ein Mann hineinstellen kann, hat einen Umfang von 20 Fuß, der innere Teil einen von 12 Fuß. In den ungewöhnlich großen und hohen Feldern ist ostwärts der Gigantenkampf in sehr großen und schönen Reliefs dargestellt, westwärts aber die Eroberung Troja's, und man findet die Figur eines jeden Helden dem Charakter gemäß."

Die Trümmer und die Grundfläche des Tempels bestätigen vollkommen die Angaben Diodors. Der Tempel, auf fünf Stufen, also auf einem Piedestale aufgestellt, das seinen Verhältnissen entsprach, war von Osten nach Westen gerichtet, hatte eine Länge von 417, eine Breite von 203 Palm. Er war der einzige von

der eigentümlichen Gattung Pſeudoperipteros, das heißt, hn umfaßten nicht freiſtehende Säulen, ſondern die Mauern ſelbſt, in welche auf den Längen je 14 cannelirte Halbſäulen eingeſetzt waren, deren Durchmeſſer 13,6 bei der enormen Höhe von 65,3 Palm betrug. Den Halbſäulen von außen entſprechen im Innern viereckige Pilaſter. An der Oſtſeite, wo ſonſt der Eingang bei Tempeln zu ſein pflegte, zählt Serra di Falco die ungleiche Zahl von ſieben Halbſäulen, eine ungewöhnliche Anordnung. Seine Anſicht iſt dieſe, daß der Eingang auf der Weſtſeite geweſen ſei, und der Baumeiſter auf jener Seite alſo die ungleiche Säule der Mitte hinweggenommen habe, um die Thür zu gewinnen. Denn da die Breite der Thür an doriſchen Tempeln gewöhnlich größer geweſen ſei als die doppelte Intercolumne, ſo ging das bei dem Pſeudoperipteros nicht an; weshalb ſich der Architect in jener Weiſe geholfen habe. Den Fries gibt Serra di Falco auf 12,5,6 Palm an, das Geſims auf 5,11,6 Palm, die Höhe des Architravs ſei nicht mehr zu ermitteln; indem er ihn aber etwa auf 10,4,7 Palm berechnet, beſtimmt er die ganze Höhe des Tempels auf etwa 142,3,7 Palm.

Das Innere war der Länge nach in drei Teile geteilt durch zwei Reihen von Pfeilern, die durch Gemäuer verbunden waren, ſodaß alſo die Mitte für die Zelle beſtimmt war und die Seiten als Periſtyl galten. Wo jene Giganten, von denen einige weibliche Figuren mit langem Haar vorſtellen, ihre Stelle einnahmen, ob an den Pilaſtern, ob die Zelle ſtützend, kann man nicht mehr erkennen. Sie waren 14 an der Zahl. Da nun

von den großen Reliefs in den Giebelfeldern nichts mehr übrig geblieben iſt als die kümmerlichſten Fragmente, ſo iſt jene eine Karyatide der einzige Skulpturreſt des Olympion, von welchem auf die Bildhauerei Siciliens zu jener Zeit nicht geſchloſſen werden darf, da er eben im Stil der Karyatiden gearbeitet iſt. Der Verluſt jener Skulpturen iſt unendlich zu beklagen; wären ſie erhalten worden, ſo würden ſie im Verein mit den Metopen von Selinunt für die Geſchichte der Skulptur ein großer Gewinn geworden ſein. Vielleicht fördert noch ein Zufall einen ihrer Reſte zu Tage.

Man findet heute in dem kleinen Muſeum des Malers Politi in Girgenti die Modelle des Olympium nach jenen Angaben des Diodor und der neueſten Altertumsforſcher hergeſtellt; ſie geben eine deutliche Vorſtellung von dem Tempel, deſſen gigantiſche Größe durch die ihn umſchließenden Wandflächen noch bedeutender wird erſchienen ſein. Aber eben weil die Säulen nicht freiſtanden, wird ihm die Kühnheit und Schönheit gefehlt haben, welche das Olympion von Selinunt, wol der prächtigſte aller Tempel Siciliens, auszeichnete: denn deſſen Säulen ſtanden frei. Wie ſehr aber halbe oder auch nur an die Wand anlehnende Säulen in ihrer plaſtiſchen Wirkung ſich abſchwächen, mag man heute an den Säulen der plumpen Façade des St. Peter ſehen, welche den doriſchen von Selinus in Agrigent an Umfang noch um ein Geringes überlegen ſind.

Die Verhältniſſe des Olympium von Selinunt, welches gleichfalls nicht vollendet war, ſind nach Serra di Falco dieſe: Länge $425_{,2}$ Palm; Breite $192_{,6}$ Palm;

Diameter der Säulen faſt 13 Palm, und ungeheure Höhe von $68_{,2}$ Palm; 8 Säulen im Proſpect, je 17 auf den Längen. Stellt man ſich demnach ein ſolches Gebäude in fehlloſer Vollendung vor, ſo gibt es kaum einen Bau in der Welt, der jenem gleichkäme. Der Tempel des Zeus zu Olympia war nur 274 Palm lang; der Tempel der Diana zu Epheſus aber 445 Palm, der des Apollon zu Didyma 407 Palm lang; der Neptuntempel zu Päſtum maß $242_{,34}$ Palm in der Länge, in der Breite 165 Palm; der große Tempel zu Edfu in Aegypten 378 Palm in der Länge.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter weſtlich der außerordentlich maleriſche Ueberreſt des Caſtor- und Polluxtempels; ſo hat nämlich Fazello dieſe Trümmer genannt, welche bis auf die neueſte Zeit am Boden lagen. Denn die vier herrlichen Säulen mit ihrem Gebälk haben erſt Serra di Falco und Cavellari aus dem Schutte zuſammengeſucht und glücklich aufgerichtet. Sie ſind doriſch, cannelirt und mit weißem Stuck überzogen. Der Tempel hatte 13 Säulen in den Längen, 6 an den Breiten; ſie ſind $23_{,6}$ Palm hoch und haben im Durchmeſſer $4_{,7}$ Palm. Da ſich jedes einzelne Glied dieſes ſchönen Baus in Fragmenten vorgefunden hat, ſo konnte man dieſe ſo zuſammenſetzen, daß der weſentliche Charakter des Tempels deutlich wurde. Er war polychromiſch, man ſieht die Reſte der Malerei noch am Gebälk. Das Geſims iſt von überaus graziöſer Arbeit; Löwenköpfe ſind an den Rinnen angebracht. Serra di Falco hält den Tempel für unbezweifelt griechiſch, aber doch für eine römiſche Reſtauration.

Das letzte Monument in der ſüdlichen Reihe iſt gegen Weſten hin der ſogenannte Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus dem noch zwei Säulenſtümpfe aufragen, welche römiſche Cannelirung zeigen.

Geht man nun zum Herkulestempel zurück und durch den Einſchnitt der ſüdlichen Stadtmauer, welcher hier ein altes Thor (die Porta aurea) nach der Meeresſeite zu erkennen läßt, ſo hat man außerhalb der Mauer und in ihrer unmittelbaren Nähe das Grab des Theron vor ſich. Es iſt dies ein vierſeitiges, aus Kalkſteinquadern errichtetes Denkmal von zwei Stockwerken; das untere iſt ungegliedert und durch ein Geſims vom obern getrennt; dieſes verjüngt ſich und endet in einer Platform. Jede Ecke hat eine cannelirte Säule mit joniſchem Capitäl und attiſcher Baſis. Wahrſcheinlich iſt dies Monument irgendein Kenotaphium aus der römiſchen Zeit, und es möchten leicht Diejenigen Recht haben, welche behaupten, es ſei das Denkmal eines Pferdes geweſen. Oelbäume, die es heute umſtehen, machen es ſehr maleriſch, und indem der Beſchauer von hier aus ſich die ſteile und rotbraune Felſenmauer und die darüber aufragenden Tempel, unter ſich aber die ſonnige Flur des Akragas und das Meer erblickt, genießt er eines großen und herrlichen Schauſpiels.

Es liegen noch ſüdlicher nach dem Meere zu die Trümmer des Aeskulaptempels, in welchem einſt Myron's herrliche Statue des Apollo ſtand, welche Himilko nach Carthago bringen, Scipio den Agrigentinern wiedererſtatten ließ, und die endlich Verres aus dem Heiligtum raubte.

Dies nun ſind die Ueberreſte des großen Agrigent auf jener Seite der Stadt und außerhalb der Mauern. Die lange Linie der Tempel, welche ſich dort hinzogen, wie ſie heute benannt ſind, als die Tempel der Juno, der Concordia, der koloſſale Herkulestempel, der noch größere des olympiſchen Zeus, der Tempel des Caſtor und Pollux und wol manche andere, die nun entweder zertrümmert oder gänzlich verſchwunden ſind, müſſen den erhabenſten Anblick gewährt haben; zumal für den, welcher von Heraklea, das heißt von der Meeresſeite zur Stadt heraufkam, erſt das üppigſte Fruchtgefilde durchzog, und dann vor ſich über den Mauern die Tempel ſah, gleichſam die heiligen Hüter der volkwimmelnden Stadt, die mit dem Gewirr ihrer Gaſſen und mit ihren ſonſtigen Prachtbauten weithin die Hügel hinanſtieg und in dem Tempel der Minerva, auf dem höchſten öſtlichen Felſenkamm, auf dem weſtlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigte.

Bis auf die wenigſten Ueberreſte iſt von dieſer innern Stadt Alles verſchwunden. Ueberall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vaſen und andere Altertümer gezogen werden. Etwa in der Mitte des alten Stadtgebiets ſteht heute die Villa der Erben des Ciantro Panitteri, ein einfaches Gebäude in einem ländlichen Garten, welches einige Anticaglien bewahrt, beſonders ein ſchön gearbeitetes korinthiſches Geſims römiſcher Zeit. In der Nähe dieſer Beſitzung zeigt man das ſogenannte Oratorium des Phalaris, ein wunderlicher Begriff für dieſen Tyrannen. Wie dem Theron wollten auch ihm die Girgentiner ein

Denkmal zuſchreiben, ſie tauften alſo eine kleine römiſche Kapelle auf ſeinen Namen; denn das kleine Gebäude, ein Oblong von Pilaſtern, welche attiſche Baſen und doriſche Capitäler zieren, iſt unzweifelhaft römiſchen Urſprungs; die Mönche von San Nicolo haben es in eine chriſtliche Kapelle verwandelt.

Von dem alten Fiſchteich der Agrigentiner iſt keine Spur anzugeben, einen neuen ſieht man an jenem Oratorium angelegt. Und ſo iſt dies das einzige Altertum, welches zwiſchen dem Hügel Kamikus und der ſüdlichen Stadtmauer noch aufrecht ſteht. Denn in der heutigen elenden Stadt iſt nichts von doriſchen Denkmälern vorhanden, außer den ſogenannten Reſtern des Tempels des Jupiter Polieus, auf deſſen Fundamenten die Kirche Santa Maria de' Greci gebaut iſt. Sie liegen unter der Kirche im Boden. Mit Fackeln hinabſteigend, ſieht man noch einige Stufen und Stümpfe von doriſchen Säulen.

Aber den herrlichſten Schatz bewahrt ſchon ſeit langer, doch ungewiſſer Zeit die Kathedrale der Stadt, ein anſehnliches Gebäude auf dem Kamikus. Dort dient nämlich zum Taufbecken der berühmte Sarkophag, deſſen Reliefs Scenen aus der „Phädra" des Euripides darſtellen, wie man annimmt, die Copie eines griechiſchen Meiſterwerks, von römiſcher Künſtlerhand gefertigt. Die römiſchen Muſeen ſind ausgezeichnet durch ſchöne Sarkophage, aber in der Regel reizen ihre Reliefs aus nachgriechiſcher Zeit mehr durch Reichtum und Inhalt des Vorgeſtellten, als durch die Schönheit der Ausführung. Auf dem Sarkophag von Agrigent wetteiferte jedoch der

Bildhauer mit dem Dichter, und ſchwerlich läßt ſich die ſchöne Scene des Trauerſpiels, wo die verſchmachtende Phädra in Ohnmacht hinſinkt, graziöſer darſtellen, als es der Künſtler in ſeinem Relief vermochte. Man kennt die Vorliebe der ſicilianiſchen Griechen für den Euripides; man weiß, daß Verſe dieſes Dichters hinreichten, die Syrakuſaner in Entzücken zu verſetzen, und daß nach dem Untergang der atheniſchen Expedition viele gefangene Athener Verſen des Euripides ihre Befreiung verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk ſicilianiſcher Kunſt war. Der Wert der Reliefs und der Ausführung auf den Seiten des Kunſtwerks iſt ſehr ungleich; es ſcheint, daß die Seele des Künſtlers nicht überall gleich teilnehmend war. Wie wenige andere ſtellt übrigens dieſer Sarkophag die Handlung in entwickelter Folge dar. Sie beginnt mit der Jagd des Hippolyt, womit auch Euripides den Haß der Venus motivirt. Man ſieht den ſchönen Jüngling zu Roß, in der Chlamis, die Lanze auf den Eber ſchleudernd, welchen die Hunde anfallen. Drei andere Jäger beteiligen ſich mit Keule, Spieß und Stein. Ein vierter bringt einen Hund heran. Unter dem Laubwerk ſieht man auch den Cactus Siciliens abgebildet. Es folgt die zweite Scene auf der rechten Kleinſeite, Gipfel und Seele des Ganzen, ein Relief von der höchſten Schönheit und Anmut. Da iſt Phädra auf den Stul geſunken, eine herrliche Geſtalt idealen Ausdrucks; die Amme ſteht hinter ihr, ſie entſchleiernd; eine Dienerin hält ihren ſinkenden rechten Arm, der linke ſcheint den kleinen bogenſpannenden Eros abzuwehren, welcher an

[illegible] Herrlich [illegible] Siechtums, [illegible] Kampf in [illegible] das Glän- [illegible] und wo er [illegible] Junge Mädchen, [illegible] Cithern [illegible] ist zur reizend, die [illegible] wie ähnliche auf [illegible] Gegensätze [illegible] Gestalt der Phä- [illegible] die alte Amme, [illegible] das Ganze sehr an- [illegible] Vollends ist der Zug melancholischer Grazie in der Erscheinung Phädra's hinreißend. Es ist das herrlichste Gedicht von der Macht des Eros, und die Composition dieses Reliefs dem Schönsten gleich- zustellen, was wir aus Pompeji besitzen. Die dritte Scene stellt, auf der vordern Langseite, Hippolyt dar, wie er die Lanze in der Hand, die Freunde zur Seite, welche mit Rossen und Hunden dastehen, sein Haupt in wehmütiger Neigung abwendet; denn die Amme an sei- ner Seite offenbart ihm die Liebe seiner Stiefmutter. Am wenigsten vollendet ist endlich der Schluß, auf der letzten Kleinseite: Hippolyt liegt am Boden, aus der Biga herabgestürzt, der Wagenlenker sucht die durch- gehenden Rosse zu halten; das neptunische Ungeheuer aber sieht, nur leicht angedeutet, von hinterwärts herein.

Es sind manche Köpfe und Figuren an diesem schö- nen Werke beschädigt, im Ganzen aber ist der Sarkophag

wolerhalten. Zwiſchen den grellen Fratzenbildern, welche in der Kathedrale umherhängen, die Lazarethmythologie des Chriſtentums verſinnlichend, ſteht dieſer Sarkophag helleniſcher Künſte ſeltſam, verloren und fremd da und feiert hier den ſtillen Triumf des griechiſchen Genius über das Chriſtentum.

Ich ſchließe mit ihm dieſe Fragmente von Agrigent.

Ich warf verlangende Blicke auf das herrliche Uferland, und wäre gern an der ſüdlichen Küſte gegen Noto hin weitergeritten, aber mein Ziel war erreicht; ich ritt quer durch die Inſel nach Palermo zurück, in zwei Tagemärſchen Xenophontiſcher Natur, von denen der erſte durch den drückendſten Sciroccowind ausgezeichnet war, wie ich eines ähnlichen mich nicht erinnere. Hier in der nächſten Nähe Afrika's hatte ich ihn gleichſam aus erſter Hand.

Sechs Millien weit von Girgenti liegt der berühmte Schlammvulcan Maccaluba in ganz öder Gegend, die von kahlen braunen Hügeln durchzogen wird. Er ſelbſt iſt nur ein kleiner Hügel, mit mehren Oeffnungen, aus denen Idrogen-Gas quillt, und bläulicher Schlamm niederrinnt — ein ſonderbarer und melancholiſcher Anblick. Wir kamen Aragona vorbei, einem Ort, den ein ſtattliches Baronalſchloß auszeichnet. Gegenüber liegt Comiteni, mit unerſchöpflichen Schwefelminen. Es kamen uns viele mit Schwefel beladene Maulthiere vorbei. Dieſe hochgelben in Quadern regelrecht geformten Schwefelſtücke, welche ſie tragen, ſehen gut aus. Ueberall auf dem Wege verſtreuter und zerbröckelter Schwefel, und hie und da in den Bergen dichte Rauchſäulen der

dampfenden Schwefelminen; die Atmoſphäre ſelbſt von Schwefelgeruch durchzogen: man empfindet es phyſiſch, daß man auf der Aetna-Inſel ſei. Ihre größte Induſtrie, ja die wahrhafte Nahrungsquelle des verarmten ſicilianiſchen Landes iſt nun der Schwefel, welcher in großen Maſſen, zumal nach England ausgeführt wird.

Wir durchritten ungezählte Male den Fluß San Pietro, der in den Platani ſtrömt. Er ſchlängelt ſich in vielen Windungen durch ein melancholiſches Felſental, oder ergießt ſich über die ſtillen Haideflu̇ren, auf denen die roten Sonnenrinder weiden; nirgend führt eine Brücke über ihn. Es machte mir Vergnügen, ihn wiederholt zu durchreiten, und Giuſeppe Campo verſicherte mit arithmetiſcher Beſtimmtheit, daß wir ihn 36 mal paſſirt hätten. Die Sciroccoglut in ſeinem Tal war ſchwindelerregend. Wir ſchmachteten nach Labung, zumal nach dem erfriſchenden Schlürftrank des Sorbets, aber nirgend war ein Ort zu ſehen. Nur zweimal raſteten wir in einſamen Häuſern der Campagna, wo ſich Hufeiſenſchmiede angeſiedelt haben, welche die Maulthiere beſchlagen. Das Gefilde wird indeß bedeutender und maleriſcher in der Mitte des Wüſtenwegs zwiſchen Girgenti und Palermo. Herrliche Pinien und Cypreſſen, mächtige Johannisbrodbäume durchbrechen die Einöde, die wir nun erſchöpft und ſchweigend bei dem Schein des ſicilianiſchen Mondes durchzogen. Solche Mondnacht in ſolcher homeriſchen Wüſte, da nichts hörbar iſt als der Huftritt der Maulthiere, und hie und da der Klagegeſang des Vogels der Minerva, wer kann ſie mit Worten ſchildern? So zogen wir über kahle Berge

nach den Schwefelminen von Lercara, wo wir Nachtraſt nahmen.

Von dem kleinen Städtchen Lercara ab geht die Fahrſtraße nach Palermo, und man kann die Diligence benutzen. Ich ritt jedoch in der Morgenfrühe weiter. Der Tag war entzückend ſchön und klar, die Gegend herrlich und hie und da bebaut. Ueber Belle Fratte ging es weiter, vorbei an dem maleriſchen und verfallenen Saracenenſchloß Palazzo Adriano nach Miſilmeri, dem ſchönen Wohnort des wackern Mannes Campo. Der trefflichſte aller Maulthiertreiber bewirtete mich in ſeinem Hauſe mit Sorbet, lud mir auf das Thier einen Korb voll der köſtlichſten Weintrauben, die er aus dem Garten des Prinzen Buongiorno geholt, und entließ mich in der Begleitung ſeines Sohns, mit dem ich dann die neun Millien nach Palermo zurücklegte. Eine herrliche Straße führt durch die üppige Ebene der Stadt, durch ein paradieſiſches Land, deſſen Orangengärten bis vor die Thore der alten Panormus reichen.

Syrakus.

Syrakus.

von nacktem Kalkgeſtein, nach allen Seiten zu ſteil abgerandet, ein mächtiges Dreieck, welches landhinein ſeine Spitze bis zum Hügel Euryalus erhebt, ſeine Breite aber nach dem Meere abſenkt. Auf dieſer ganzen, weiten Hochebene ſtand das alte Syrakus, und es zog ſich bis zur Inſel Ortygia hinunter, die durch einen Damm mit der Küſte verbunden wurde.

Oben angelangt ſah ich denn das große Stadtgebiet, die Inſel mit dem kläglichen neuen Syrakus auf ihr, zu ihren beiden Seiten die beiden herrlichen Häfen und hinterwärts das Cap Plemmyrium. Es iſt eine unſäglich ernſte, majeſtätiſche Landſchaft, und in aller Welt möchte ihr allein die Campagna von Rom an Größe des Stils vergleichbar ſein! Landwärts ſchließen ſie die tiefdunkeln Berge von Hybla in den mächtigſten Ramen, und ihr zu Füßen wallt das ioniſche Meer, einſt wimmelnd von zahlloſen Flotten, und Zenge ſolcher Seeſchlachten, wie ſie in großartigerm Maßſtab kaum Englands Geſchichte aufzuweiſen hat. Der graue Oelbaum der Minerva, über die braune Steinflur ſpärlich zerſtreut, betrauert allein dieſe Wüſte. So weit das Auge reicht, iſt ſie durchwühlt, durchfurcht von grabſpurigen Jahrhunderten und vom Geleiſe ungezählter Zeiten. Einem ungeheuren Schlachtfeld der Geſchichte gleicht ſie. Auf Meilenweite ſieht man kein lebendes Weſen, nur Falken die auf dem gelben Geſtein hocken oder nach Beute jagen. So rauhfelſig und dürr wie die Hochebene, erſcheint auch das Cap Plemmyrium drüben, zwiſchen welchem und der Ortygia jene Hafeneinfahrt ſich öffnet, die einſt die Syrakuſier dem Nikias mit Schiffen und Ketten verſperrt

hatten. Die ſchön gewundene, große Küſtenlinie des Hafens iſt gänzlich todt, und wo ehedem der herrlichſte Kranz von Syrakuſiſchen Gärten und Villen ſich hinzog, ſieht man jetzt kaum einen Schuppen oder ein einzelnes Fiſcherhaus. Alles iſt dürres oder verſumpftes Flachland, und kahle, gelbe Steinmaſſe; nur dort wo der Anapus nach dem Hafen ſtrömt, bezeichnen Schilfrohr, Pappeln und Papyrusſtauden den Lauf des Fluſſes, oder die Quelle Cyane, oder den Sumpf Syraka, der einſt der Stadt ihren Namen gab.

Und ſo fuhr ich denn auf der todten Straße der Inſelſtadt zu, immer gefeſſelt durch dieſe zahlloſen in den Steinboden gehauenen Grabvertiefungen an beiden Seiten des Wegs, und durch die hie und da in bizarrſter Verwirrung aufſtarrenden Steinbrüche. Vor dem kleinen Hafen beginnt etwas Gartenzucht und Vignenbau; dort wächst der berühmte Nektar von Syrakus, der ſchon dem Gelon und Hieron und dem Pindar das griechiſche Herz gelabt hat. Eine einzelne Säule vor der Inſel iſt alles von Bauruinen, was der Blick entdeckt; ſie ſteht wie der eremitiſche Geiſt des Todes in dieſer Gräberfläche, und verhöhnt das Herz des Wanderers, dem das Bild jener Stadt vor der Seele ſchwebt, jenes großen und berühmten Syrakus, das einſt über eine Million Einwohner gezählt haben ſoll.

Ich will es verſuchen, ein anſchauliches und geordnetes Bild dieſer alten Stadt zu geben, nach dem gegenwärtigen Local. Man weiß, daß Syrakus aus fünf Städten beſtand; Cicero zählt ihrer nur vier, weil er den höchſten Teil der Stadt, Epipolä, nicht mitrechnet,

denn dieſer beſtand wol nur aus Caſtellen und Mauern. Es waren aber jene Städte: Ortygia die Inſel, Achradina, Neapolis und Tyche. Durch die Forſchungen Fazello's, Cluvers, Mirabella's und durch die jüngſten Unterſuchungen Serra di Falco's iſt die Lage der einzelnen Teile außer allem Zweifel geſetzt, und ſowol ihre Begründung als die merkwürdigſten Ueberreſte alter Gebäude oder deren Stellen ſind mit Sicherheit anzugeben.

1. Ortygia.

Die Inſel Ortygia iſt ein Dreieck, welches ſich gegen das Cap Plemmyrium ſehr ſcharf zuſpitzt. Heute bedecken ſie ganz und gar die moderne Syracuſa und ihre ſtarken Feſtungsmauern. Sie war der älteſte durch allbekannte Mythen geheiligte Stadtteil, ein Sitz der Artemis, und Ortygia genannt, weil auch die Inſel Delos alſo hieß. Schon die Sikaner hatten die Inſel angebaut, und dann erſt kamen die Korinther unter Archias, vertrieben jene und gründeten Syrakus. Mit der Zeit breitete ſich die Stadt über die Inſel hinweg auf der gegenüberliegenden Küſte aus. Es ſtanden daher auf der Ortygia die älteſten Heiligtümer von Syrakus; zunächſt auf der äußerſten Spitze der Junotempel, weiter hinein die Tempel der Diana und der Minerva. Starke Befeſtigungen umſchloſſen die Inſel ſchon vor Dionys dem Erſten, welcher auf dem Iſthmus eine Mauer mit Türmen und eine Burg erbaute, wol auf derſelben Stelle, wo vor ihm Hierons herrlicher Palaſt geſtanden

hatte. Von Dionys rührten die stärksten Befestigungen der Ortygia her, und auch die Schiffswerften am kleinen Hafen, der seither der Marmorhafen hieß. Aber später erlitt Ortygia große Veränderungen, denn Timoleon riß die Dionys-Burg nieder und baute auf ihrer Stelle die Tribunale. Er selbst wurde dort begraben, und über einer Gruft das Timoleontium errichtet, ein Gymnasium für die Jugend. Zur Zeit der Belagerung durch die Römer stand indeß auf dem Isthmus wieder eine Burg.

Heute ist, bis auf wenige Reste, jedes alte Denkmal Ortygia's verschwunden. Die neue Stadt nimmt die ganze Insel ein, und gewaltige Mauern und Citadellen aus der Zeit der Byzantiner, wie aus der Epoche Karls V. und Karls III. von Neapel, machen sie bei ihrer Lage zu einer der stärksten Festungen des Königreichs. Auf der äußersten Spitze erhebt sich jetzt der Turm des Griechen Georg Maniaces, Generals des Kaisers Konstantin des Paphlagoniers, der im Anfang des eilften Jahrhunderts Syrakus den Saracenen entriß und jenes feste Fort erbaute. Auf seiner Pforte hatte er die berühmten bronzenen Widder aufgestellt, Erzwerke aus der Zeit des Dionys; sie kamen später nach Palermo, wo man noch den einen derselben im Schloß aufbewahrt, da der andere durch einen Brand verzehrt wurde.

Nicht weit von hier fließt die berühmte Arethusa. Sie sprudelt aus zwei alten, gewölbten Grotten, in die man durch eine schmutzige Wohnung hinuntersteigt. Es macht einen ungemein traurigen Eindruck, zu diesem heiligen Wasser hinabzusteigen, begleitet von Schaaren

zerlumpter Bettelkinder, welche das Tamburin ſchlagen, und von halbnackten Weibern, Wäſcherinnen, die mit ekelhafter Natürlichkeit im kryſtallhellen Quell umherwaten, dem Fremden das Waſſer zu ſchöpfen; elende Caricaturen jener Nymphen Diana's, die einſt in dieſem Borne badeten. Wo die Arethuſa aus den Grotten herausſtrömt, wird ſie (erſt ſeit kurzem) von einem gemauerten Halbrund umfaßt, in deſſen Mitte ein Piedeſtal aufgeſtellt iſt für eine noch zu erwartende Bildſäule der Quellennymphe. Auch den Occhio della Zilica zeigte man mir nahe im Meer, jene Süßwaſſerquelle, die mitten in den Salzwogen ſprudelt, und der Sage nach der Flußgott Alpheus iſt, der hier die flüchtige Nymphe erhaſchte.

Der herrlichſte Ueberreſt auf der Ortygia, und zugleich von allen Gebäuden des alten Syrakus überhaupt, iſt der Minerventempel. Die Kathedrale, welche in ihn hineingebaut wurde, hat ihn vor dem gänzlichen Ruin gerettet. Mächtig wirken noch die 22 Säulen des Periſtyls, 13 auf der nördlichen und 9 auf der ſüdlichen Seite, mit ihrem Architrav und Fries, nun kläglich eingemauert in die dumpfen Wände einer Kirche. Es ſind herrliche doriſche Säulen mit prachtvollen Capitälen und je 20 Canneluren; ihre Höhe beträgt $33,_3$ Palm, ihr Diameter $7,_9$ Palm. Der Tempel war ein Hexastylos peripteros von 36 Säulen, auf einem Unterbau von drei Stufen erhöht; in der Länge zählte er $218,_2$ Palm, in der Breite $86,_6$ Palm. Nach den Angaben Diodor's, welcher erzählt, daß die Geomoren von Syrakus die Güter des Bauunternehmers Agathokles einzogen, weil

er ſich vom beſten Steinmaterial ein prachtvolles Haus errichtete, ergibt ſich als Zeit für den Bau des Minerventempels die Periode von Gelon, als eben die Geomoren noch nicht von den Plebejern vertrieben waren. Cicero beſchreibt das prächtige Heiligtum in ſeinen Verriniſchen Reden. Er preist die Thüren des Tempels als die herrlichſten die man ſehen konnte. Auf ihnen waren köſtliche Bildwerke in Gold und Elfenbein gearbeitet, und darüber ein überaus ſchöner Meduſenkopf. Im Innern ſah man auf den Wänden den Kampf des Königs Agathokles mit den Carthagern, und die Bildniſſe von 27 Königen und Herrſchern Siciliens in Malerei dargeſtellt; vielleicht in ähnlicher Anordnung wie heute die Bildniſſe der Päpſte das Innere von Sanct Paul vor den Mauern Roms ſchmücken. Nach dem Bericht des Athenäus zierte die Giebelſpitze des Tempels ein goldener Minervenſchild, deſſen Glanz den Schiffenden weithin ſichtbar blieb; denn es war Gebrauch, daß diejenigen, welche aus dem Hafen von Syrakus ſchifften, ein Gefäß voll brennender Kohlen vom Altar des olympiſchen Zeus mit ſich nahmen, und ſo lange in Händen hielten, als der heilige Minervenſchild zu ſehen war. Marcellus verſchonte den Tempel, ſeine Weihgeſchenke und Bilder; aber Verres raubte alle darin befindlichen Gemälde, brach aus den Thüren die Bildwerke und den Meduſenkopf, und eignete ſich viele andere Schätze der Kunſt zu.

Auch vom Tempel der Diana hat man Spuren und Reſte auf Ortygia entdeckt. Man ſieht heute in der Caſa Santoro zwei cannelirte doriſche Säulen in einem

Hof. Sie haben nur 16 Canneluren und ſtehen auffallend eng bei einander, denn die Intercolumne beträgt weniger als einen Säulendurchmeſſer.

Dies ſind nun die alleinigen Reſte der alten Inſelſtadt. Von den andern herrlichen Bauwerken, welche ſie enthielt, iſt keine Spur geblieben, und wahrhaft troſtlos erſchien mir das heutige Syrakus, das noch dürftiger iſt als das heutige Agrigent. Seine engen Gaſſen ſtarren von Schmutz, von Armut und Unwohnlichkeit. Ich habe auch nirgend einen Ort gefunden, der ſo gränzenlos melancholiſch wäre als Syrakus. Die beiden prächtigen Häfen ſind ſo todtenſtill wie die Stadt und wie das ſteinerne Feld der Achradina, um deſſen tief ausgehöhlte Kalkſteinküſten die Wellen trauervoll auf- und niederrauſchen. Von der Uferbrüſtung der Arethuſa aus muß man in ſtiller Syrakuſiſcher Mondnacht auf dies wunderbare Panorama blicken, um alle Schauer der Endlichkeit in das vereinſamte Herz zu faſſen. Wehmütiger und geiſterhafter dünkte mir hier die Nacht als ſelbſt auf den Kaiſerpaläſten des alten Rom — was man hier empfindet iſt ja auch edelſtes Heimweh nach Hellas, dem Vaterland jeder denkenden Seele. Am Kai des großen Hafens flimmern jede Nacht Lampen zwiſchen den Bäumen des einzigen Spaziergangs der Syrakuſer; dort ſtehen auch auf Sockeln die ärmlichen Bildſäulen des Hieron und des Archimedes; und da wandelt nun umher das moderne Geſchlecht der Syrakuſer, freudelos, dürftig, ohne Wiſſenſchaft, ohne Kunſt, ohne Induſtrie; dörfiſch herabgeſunken in die engſte Lebensbeſchränkung, und Sklaven des verhaßten Neapel. Ich ſah nicht ein

ſchönes Antlitz unter ihnen, und kaum leuchtet tröſtend ein Feuerblick aus den Augen einer vorüberſchwebenden ſchwarzverhüllten Signora, und gemahnt an die Zeiten des Ariſtippus und der ſiciliſchen Lais.

Wenn ich von jenem Kai aus den herrlichen Hafen in dieſer unglaublichen Verödung erblickte (denn nur zwei türkiſche Fahrzeuge ankerten damals vor der Ortygia), ſo fiel mir immer Cicero's Ausruf ein: „Nihil pulcrius quam Syracusanorum portus et moenia videri potuisse.“ Und wol war der Handelsverkehr des alten Syrakus ſo groß wie der Conſtantinopels in den blühendſten Zeiten.

Man muß das Muſeum der heutigen Stadt, welches dem Minerventempel gegenüber liegt, beſuchen, um auch hier ganz und gar melancholiſch zu werden. Alles was von der Fülle der köſtlichſten Kunſtwerke, womit einſt Syrakus prangte, hier zuſammengekehrt iſt, gleicht einem Häuflein von Scherben, verteilt an die Wände eines unheimlichen Zimmers. Auch die berühmte Venus von Syrakus ſteht kopflos da und mit verſtümmeltem rechten Arm. Sie iſt vorgeſtellt dem Bad entſteigend. Die linke hält das Gewand unter dem Leibe zuſammen, die rechte will die Bruſt verdecken. Der Körper iſt ſehr in Fülle, der Unterkörper auffallend ſtark und kräftig. Es iſt eine Venus für Michel Angelo. Unter allen berühmten Geſtalten der Liebesgöttin, der Venus von Milo, von Capua, vom Capitol, von Florenz, zeichnet ſich die ſyrakuſiſche am wenigſten durch Reiz, am meiſten durch vollweibliche Schönheit aus. Ihre Bewegung hat nichts von jener koketten Grazie der Venus von Florenz und

Rom, ſie iſt ruhender in zwangloſer Fülle ihrer Göttlichkeit. Die Auffindung der herrlichen Statue im Garten Bonavia in Syrakus (wie mag ſie die frechen Augen des Verres gereizt haben!) geſchah durch den Ritter Landolina im Jahr 1804, und gab Veranlaſſung zu dem Muſeum von Syrakus. Jener verdienſtvolle Nacheiferer Mirabella's, und der Biſchof Filippo Maria Trigona ſtifteten das Muſeum im Jahr 1809. Einige Vaſen, Statuen, griechiſche Inſchriften, Bronzen und viel Wuſt von Anticaglien ſetzen es zuſammen. Sicilien hat noch kein Nationalmuſeum; würde man ſo viele zerſtreute Sammlungen von Noto, Syrakus, Agrigent, Biscari's Muſeum in Catania und jenes von Palermo, das durch den Beſitz der ſelinuntiſchen Metopen ſo unendlich wichtig iſt, vereinigen, ſo würde ſich eine ſtattliche Nationalſammlung bilden; an Münzen würde ſie kaum ihres Gleichen haben.

2. Achradina.

Der zweite und ſchönſte Stadtteil des alten Syrakus war Achradina. Er ſtieß unmittelbar an Ortygia, und man gelangte von der Inſel dahin über den Damm, welcher wol zunächſt auf das prächtige Forum führte. Es breitete ſich dann Achradina längs der ganzen öſtlichen Küſte aus, denn öſtlich und nördlich beſpülte dieſes Stadtgebiet das Meer, weſtlich gränzte es an Tycha und Neapolis, ſüdlich an die Inſel und an beide Häfen. Eine ſtarke Mauer umzog Achradina von allen Seiten, und

ſie muß außerordentlich feſt geweſen ſein, denn nachdem Marcellus bereits Epipolä, Tycha und Neapolis erobert hatte, würde Achradina noch lange Widerſtand geleiſtet haben, wenn nicht der Verrat des Spaniers Mericus die Inſel den Römern preisgab, und die Syrakuſer in Achradina mutlos machte. Nach der Seeſeite zu erhoben ſich jene Mauern, die Archimedes mit Schießſcharten verſah, um durch ſie ſeine wunderbaren Maſchinen ſpielen zu laſſen.

Cicero ſagt von der Achradina: Die zweite Stadt von Syrakus heißt Achradina; in ihr befinden ſich das Hauptforum, ſehr ſchöne Hallen, ein herrlich geſchmücktes Prytaneum, eine ſehr geräumige Curie, und ein prächtiger Tempel des olympiſchen Zeus; die übrigen Teile der Stadt nimmt eine breite durchſchneidende Straße mit vielen Querſtraßen und Privatgebäuden ein.

Auch heute iſt die Achradina der merkwürdigſte Teil des unabſehbaren Trümmerfelds von Syrakus. Sie erhebt ſich als eine Hochebene von braunem Kalkgeſtein, das faſt überall nackt daliegt, von den Elementen durchwittert, von zahlloſen Straßen, Wagengeleiſen, Gräbern, Steinbrüchen, Häuſerfundamenten natürlichen Steins, und von Plätzen durchſchnitten; ja ſelbſt jene Via Lata kann man in ihrem Lauf noch deutlich verfolgen.

Man gelangt von der Inſel zur Achradina entweder über die drei Zugbrücken der Feſtung auf dem Iſthmus, oder zu Barke über den kleinen Hafen, wo man unterhalb des Kloſters der Capuziner landet. Denn einige kleine Kirchen und Klöſter, Maria di Geſù, Santa Lucia und die Capuzinerkirche, erheben ſich auf der Hochebene

von Achradina in melancholiſcher Verlorenheit. Jenſeits des Damms liegt auf einer Fläche zuerſt der Brunnen degli Ingegneri, und daneben ſteht jene einzelne Säule von der ich ſchon berichtet habe, als von dem alleinigen Wahrzeichen der alten Stadt. Da ſie eine attiſche Baſis und keine Canneluren hat, alſo nicht doriſch iſt, ſo meint Serra di Falco, ſie habe vielleicht zu dem Tempel des Zeus gehört, welchen Hieron II. auf dem Forum erbauen ließ. Aber dem widerſpricht die Winzigkeit ihrer Maaße offenbar. Daß übrigens auf dieſem Platz das Forum ſtand, lehrt das Local, denn keine andere Stelle eignete ſich dazu beſſer als dieſe, da ſie beide Städte Ortygia und Achradina verbindet. Ein fünffaches Thor führte einſt auf dies von Arkaden umgebene Forum. Auch ſtand hier das Prytaneum und die Curia, wovon keine Spur anzugeben iſt, und auch die ſogenannte casa de' sessanta letti, Reſte eines antiken Gebäudes, führt nur grundlos den Namen Palaſt des Agathokles.

Mitten in Achradina, und ungefähr auf der Höhe der Hochebene, liegen die höchſt merkwürdigen Latomien oder Steinbrüche, welche jetzt von den Capuzinern benannt werden, da die Mönche dort ihre Gärten angelegt haben. Denn vor dem Eingang dieſer Steinbrüche ſteht das Capuzinerkloſter, einſam und öde gelegen, aber mit einer hinreißend ſchönen Ausſicht über ganz Syrakus und das Meer. Rings um das Kloſter ſtarrt die todtenſtille Steinwüſte Achradina; es iſt als hätte hier die Natur einſt das Gorgonenhaupt erblickt, und wäre in grauſem Entſetzen zu Stein erſtorben. Wie ſchön iſt

dagegen die Campagna des alten Rom mit ihrem ewig bunten Pflanzenteppich und ihren lieblichen Hügeln, mit ihren epheu-umgrünten Grabmälern und einsamen Türmen: sie ist das schönste Theater für das größeste Epos der Weltgeschichte. Hier dagegen eine namenlose Verlassenheit unabsehbarer Steinflächen, oder ein wahrhaftes Chaos wüster Labyrinte, welche der braune Capuziner einsiedlerisch durchwandelt. Ich hatte viel von diesen Latomien erwartet, doch übertrafen sie weit jede noch so kühne Vorstellung. Der Mönch schloß mir die Pforte vor dem Kloster auf, und plötzlich stieg ich in den ungeheuren Raum hinab, welchen Menschenhände in den Felsenboden gegraben, gehauen, gemeißelt haben. Vor mir lagen Säle von den Dimensionen kleiner Marktplätze, aus 80 Fuß hohen, senkrechten Steinwänden gebildet. Bald sind diese schwarz, bald stralen sie in dem Goldgelb der hellenischen Ruinen, bald überzieht sie ein sanftes Rosenrot. In malerischer Fülle bedeckt sie der Epheu, er rankt üppig um die Wände empor, dem Licht zustrebend, und hängt wieder in bacchantischen Gewinden nieder; blühendes Gesträuch füllt die Spalten, und in den Ritzen nisten Lorbeeren, Pinien und Oleander. Diese Räume waren ehedem bedeckt; man hatte nämlich natürliche Stützpfeiler stehen lassen, aber Erdbeben, Wetter und Gewicht haben diese Pilaster gebrochen und die Decken fast überall eingestürzt, so daß die Steinmassen in großartigen Gruppen umherliegen und Schluchten und Engpässe bilden wie im lebendigen Gebirg. In den nun dem Licht geöffneten Räumen haben die Capuziner ihre Gärten angelegt; sie sind das Gegenstück zu den

hängenden Gärten der Semiramis, weil ſie 60 bis 80 Fuß unter der Erde liegen; und da prangen nun von dem wunderbarſten Steingehege umſchloſſen Orangenbäume in ſeltener Fruchtfülle, Granaten mit ihren feuerflammenden Blüten, Rebengewinde, Myrten, Cypreſſen, duftige Gewächſe jeder Art und die ſaftigſten Gemüſe, welche die Mönche für ihre Tafel zu erziehen wiſſen. Mitten in einem dieſer Gärten überraſchte mich ein bezaubernder Anblick; von dem dunkelſten Grün umgeben ſieht man hier gerade vor ſich das Kloſter hoch über dem Rande der Latomien und zu beiden Seiten die epheubedeckten Steinwände rieſig aufgetürmt, während eine einzelne Pinie auf dem Rande ſchwankt. Faſt vergißt man, daß dieſes blütenvolle Paradies einſt nichts anderes war als der ſcheußlichſte Kerker, und daß hier, nach dem Fall des Nikias und Demoſthenes, die unglücklichen Athener gefangen ſaßen. Viele ſtarben bei elender Nahrung verkommend, viele raffte die feuchte Luft hin oder Gram und Hunger, und viele retteten die Verſe des Euripides. Dieſe Latomien konnten leicht 6000 Menſchen faſſen, und augenſcheinlich gibt es keinen weniger entrinnbaren Kerker. Weil ſie nun mitten in Achradina liegen, reichen ſie in eine frühe Zeit hinauf, ehe die Stadt dieſe Gegend ganz einnahm. Wol haben hier nach der Schlacht bei Himera kriegsgefangene Carthager gearbeitet, und dieſe Räume ausgehauen um das Material zum Bau der Häuſer und der Tempel von Syrakus zu liefern. Jetzt hat der Schutt den Boden 32 Fuß hoch erhöht, ſo daß ihre Tiefe erſtaunlich war. Es ſcheint als wäre der Stein ſowol von oben

herab als in wagrechter Richtung bearbeitet worden. Man ſieht übrigens noch viele galerienartige, bedeckte Gänge, Hallen mit Kammern in quadratiſcher Form, aber auch einige gewölbte Gemächer, die alſo nicht helleniſchen Urſprungs ſein können, und wie die Katakomben Zeichen des Chriſtentums aufweiſen.

Geht man von den Latomien weiter hinauf durch Achradina, ſo ſieht man überall Spuren alter Straßen und Wagengeleiſe wie in dem Steinpflaſter von Pompeji. Oft laufen deren viele wirr durcheinander, wie wenn auf ſandiger Flur Fuhrwerke ſich gekreuzt haben. Dieſe Erſcheinung iſt auffallend, da der Kalkſtein von Syrakus Wagenſpuren nicht ſo leicht aufnimmt wie der Tuffſtein von Rom. In der Nähe der Latomien fand ich dieſe Geleiſe beſonders zahlreich, und wol darf ich annehmen, daß ſie von den Wagen eingedrückt ſind, auf denen die Bauſteine fort und fort zur Stadt geſchafft wurden. Uebrigens muß auch zur blühendſten Zeit von Achradina dieſer Steinbruch einen Charakter des Wüſten in die Phyſiognomie der Stadt gebracht haben, ähnlich einem großen Bauplatz, wo tagtäglich Schwärme von Arbeitern beſchäftigt ſind, oder einem Bagno von kettenklirrenden Galeerenſklaven. Denn die Latomien waren die Galeeren von Syrakus. Auf Millienweite iſt der Felſenboden durchfurcht, und unzählig ſind nun gar die viereckten Gräber, welche in der Form unſerer gewöhnlichen Erdgrüfte in den lebenden Stein gehauen ſind. Was und wieviel hier der Menſch in den Stein hineingearbeitet habe, iſt nicht zu ſagen, denn außer den Gräbern, den horizontalen und den ſenkrechten, und außer

den vielen Latomien, erſtrecken ſich noch unter Syrakus jene rieſigen Katakomben, welche meilenweit unterirdiſch den Fels durchbrechen.

Ich ſah viele Plätze von quadratiſcher Form, ſelbſt Stellen für ehemalige Häuſerbezirke. Die Häuſer von Achradina ſtanden auf dem nackten Fels; wie noch heute in ſo vielen ſicilianiſchen Städten diente dieſer zugleich als Pflaſter. Mag man nun ſtundenlang auf dem Steinfeld irren, am Meer entlang die Stelle der alten Mauer aufſuchen, weſtwärts gegen Tycha hingehen, wo die Stadt an dieſen Teil und an Neapolis ſtieß, und, wie es ſcheint, ein unbebautes Zwiſchenfeld lag — überall ſieht man dieſelben tiefen Spuren.

Es ſcheint unbegreiflich, wie das Material einer ſo ungeheuren Stadt bis auf den letzten Brocken verſchwinden konnte, denn alle bewegliche Maſſe über dem Boden iſt hinweggenommen, als hätte alle jene Tempel, Mauern, Türme und Arkaden der Sturm wie Sand von der Haide gefegt. Freilich hat man Jahrhunderte lang davon gebaut, auch alle Feſtungswerke von Syrakus davon errichtet, ja ſelbſt die modernen Städte von Oſtſicilien haben ſich Schiffsladungen voll von den Trümmern von Syrakus geholt, aber obwol man dies weiß, ſcheint eine ſo ſpurloſe Vernichtung doch beinahe rätſelhaft.

Gegen Süden ſenkt ſich die Hochebene Achradina herab, und da ziehen ſich nun große Austiefungen gleich Schluchten hinunter, in deren Wänden man viele Felſengräber findet; meiſtens ſind es Columbarien und Loculi römiſchen Stils. In dieſer Richtung liegen auch die merkwürdigen Katakomben am Ende der Achradina gegen

Neapolis zu. Ihr Eingang befindet ſich bei der älteſten chriſtlichen Kirche Siciliens, der des Sanct Johann. Sie iſt ein kleiner, bizarrer Bau mit einer Vorhalle, deren Außenmauer drei byzantiniſche Bogen unterbrechen. Sie ruhen auf Säulen und Pfeilerbündeln mit zuſammengeſetzten hochmittelalterlichen Capitälen. Leider iſt die Kirche ſchon ſtark verfallen. Aelter noch iſt die Unterkirche, worin die Marterſäule der heil. Lucia und der Altar des heil. Marzian gezeigt werden, und man byzantiniſche Wandmalereien ſieht. Zu den Katakomben ſelbſt führt eine Pforte neben der Kirche. Sie möchten leicht die merkwürdigſten Europa's ſein. Wüſter und ungeheuerlicher ſind die von Neapel, aber weder ſie noch die römiſchen haben dieſe ſtreng ſymmetriſche und planmäßige Ordnung. Man befindet ſich plötzlich in einer vollkommen geregelten Todtenſtadt, wo ganze Völker in ihren Steinſärgen geſchlummert zu haben ſcheinen; da gibt es zahlloſe Straßen und Gaſſen, zahlloſe Kammern, Niſchen, Plätze und Säle, welche die Todten einſt in tiefſter Eintracht bewohnten, während über ihnen die Revolutionen der Lebendigen fortrasten. Wie viel um Todten täglich das Leben einer großen Stadt hinauswirft, kann man ſchon in dem heutigen Neapel wahrnehmen, und wie viele mag erſt jenes volkwimmelnde Syrakus Tag um Tag in dieſe gähnende Unterwelt geworfen haben!

Auch dieſe Katakomben waren einſt Steinbrüche wie alle in der Welt, dann erſt wurden ſie aus Latomien zu Nekropolen, und Jahrhunderte lang grub man an ihnen fort, doch offenbar nach einem Syſtem. Denn alle

Galerien führen von Zeit zu Zeit auf einen Mittelſaal, einen großen, runden und gewölbten Raum, welcher ringsum Niſchen enthält und entweder ein oder zwei oder drei gewölbte Thore zählt. Auch hier beweist der Stil, daß die Säle nachgriechiſch ſind. Man hat gegenwärtig vier ſolcher Säle ausgegraben, aber im ganzen ſollen ihrer 360 ſein, wie die unverbürgte Sage ſagt. Man will ſogar behaupten, daß die Katakomben nicht allein bis zum Fluß Sebetos, ſondern bis nach Catania unter der Erde fortgehen. Alle Tunnel der modernen Welt machen ſie freilich auch jetzt ſchon in ihrem Ruf zu nichte. Zwar bleibt ihr größter Teil, auch das untere Stockwerk, verſchüttet, aber es iſt doch immer ſchon eine Strecke von mehren Millien in der Weite zugänglich geworden. Vor zwanzig Jahren verirrte ſich dort ein Lehrer mit ſechs Schülern, denen er die Wunder der Gräberſtadt erklären wollte. Den Ausgang ſuchend waren ſie in dem ſchauerlichen Labyrint lange und verzweiflungsvoll umhergeirrt, und dann vor Erſchöpfung und Angſt geſtorben; man fand ſie alle bei einander liegen, vier Millien vom Eingange entfernt. Kaum möchte eine ſchauerlichere Todespein gefunden werden. Seither hat man in die Galerien hie und da Licht- und Luftlöcher angebracht, durch welche der zweifelnde Tag in dieſen fürchterlichen Hades geiſterhaft hinunterſcheint. Die Breite der Galerien beträgt in der Regel 12 bis 16 Palm, ihre Höhe 8 bis 12 Palm, ihre Länge ſcheint unabſehbar; und ſo iſt es ein unſagbarer Anblick in dieſe langen Grabcorridore hinabzuſehen, die endlos in dem falben Dämmer fortlaufen, ſchrecklich einförmig wie die

Ewigkeit. Nur hie und da unterbrechen ſie Gräbernischen, welche von alten und ſchauerlichen Malereien ſchimmern, und mit Stucco in der roten Glutfarbe Pompeji's bekleidet ſind. Es münden in ſie Gräbergaſſen, deren Boden Gruft an Gruft enthält, ſo abgeteilt nebeneinander wie eine Leiter durch die Sproſſen geteilt wird, oder wie es die Wachszellen einer Honigwabe ſind. Gleich einem Wurm in der Erde ſcheint hier der Tod gekrochen zu ſein, und ſeine labyrintiſchen Gänge ausgewühlt zu haben. Geſchlecht nach Geſchlecht hat er in dieſe Schachten getragen, und Millionen ſind hier vermodert. Mit Schaudern ſtand ich in dieſen gähnenden Gaſſen und fühlte die ganze gränzenloſe Tiefe der Nacht, über der unſer winziges Menſchenleben grauſam hingeſtellt iſt, und zitternd ſchweben muß. Nicht Schädel, nicht Knochen ſind mehr zu ſehen; wo ſie geblieben, weiß ich nicht zu ſagen. Alles iſt hol und leer und ſtill, wie das Nichts. Die Zeit, welche die Werke des Lebens oben auf Achradina ſpurlos vertilgt hat, hat hier unten ſelbſt den Tod getödtet. Griechen, Römer, Chriſten ſind hier nacheinander aufgehäuft worden. Man hat hier ebenſowol heidniſche Idole, kleine Bronzen, Lacrimarien, als chriſtliche Todtenſymbole gefunden. Ein hier ausgegrabenes Relief, die zwölf Apoſtel darſtellend, bewahrt jetzt der Dom von Syrakus. Doch, mit welchen Formeln und Zeichen man auch Gott und den Tod bekleide, er iſt immer ein und derſelbe. Daß auch in der vorchriſtlichen Zeit die älteſten Einwohner dieſer Gegend hier ſchon ihre Todten beſtattet haben, behauptet man, und wol mit Recht, denn auch in der Troglodyten-

ſtadt von Ispica finden ſich Gräber in dem Geſtein. Solcher Gebrauch iſt überhaupt uralt, wie in Aegypten und Indien, ſo ſelbſt in dem vorgeſchichtlichen Amerika.

Wo Achradina gegen Neapolis gränzt und ſich ſo viele hochmerkwürdige Denkmäler beiſammen drängen, ſieht man über dem alten Theater die antike Gräberſtraße, und hie und da zerſtreute in die Felſen gehauene Grüfte griechiſcher Zeit. Die Gräberſtraße ſelbſt iſt ein in den Felſen getriebener Holweg von 20 Fuß Breite und eben ſolcher Höhe der Wände; tiefe Wagenſpuren durchfurchen den Boden. Zu beiden Seiten reiht ſich nun in den ſenkrechten Wänden Grab an Grab; alle ſind ſie in den Fels gehauen und enthalten Gruftkammern von verſchiedener Größe und Einteilung. Außerhalb ſieht man noch die Stellen, in denen einſt die Grabinſchriften eingeſetzt geweſen ſind. Die architectoniſche Ausſchmückung im doriſchen Stil, welche in der Regel aus einem auf cannelirten Säulen ruhenden Fronton beſtand, fehlt überall, doch iſt ſie in ihren Spuren kenntlich. Denkt man ſich nun dieſe ſeltſame Gräberſtraße mit allen ihren Monumenten in urſprünglicher Form, ſo hat man eine Reihe von kleinen Tempelfaçaden zu beiden Seiten des Wegs, doch durchbrochen von kleineren und ärmlichen Grüften, denn dieſe Grabſtätte außerhalb der Mauern von Achradina ſcheint von allen Ständen benutzt geweſen zu ſein. Schwerlich hat ſie den ſchönen und lebendig bewegten Eindruck der Gräberſtraße von Pompeji gemacht, denn die Wände haben etwas ungemein Starres, ägyptiſch Gezwungenes und Einförmiges. Ueberhaupt iſt die ganze Gegend, wo

Achradina, Tycha und Neapolis aneinander gränzen und, wie es ſcheint, ein Feld zwiſchen ihnen neutral ließen, voll von Grüften über der Erde. Ihre große Anzahl, da man kaum einen Schritt thun kann ohne auf ein Felſengrab zu ſtoßen, und da überall am cataniſchen Wege mehr als eine deutſche Meile weit Gräber ſich hinziehen, erinnert jetzt mehr als jedes andere Altertum an die ehemalige Größe von Syrakus.

Einige dieſer Grabmäler fallen durch ihre reichere Architectur und ihre höchſt maleriſche Vereinzelung beſonders auf; ſie laſſen darauf ſchließen, daß ausgezeichnete Perſonen oder Geſchlechter in ihnen beſtattet lagen. Es war in derſelben Gegend auch das Grab Gelons und ſeiner Gemalin Demarata, welches das Volk von Syrakus mit großer Pracht errichtet hatte. Doch hat man ſeinen Ort noch nicht entdeckt. Vor allen andern feſſeln zwei Felſengräber die Aufmerkſamkeit. Sie finden ſich nicht weit voneinander entfernt in der Gegend eines kleineren, höchſt pittoresken Steinbruchs, wo auf dem gelben Felsboden zahlloſe Gräber zerſtreut liegen, und wo ein Arm der alten Waſſerleitung von Tycha die traurige Steinwüſte durchrieſelt. Sie ſind in bizarr geſtaltete Felſenkegel eingehauen, die ſtufen- oder terraſſenförmig anſteigen, und zeigen, daß ehemals aus ihnen Bauſteine geſprengt wurden; denn ihre Form iſt durchaus unregelmäßig und zufällig. Von außen iſt in den anſehnlichſten dieſer Felsblöcke ein doriſches, jetzt halb zerſtörtes Frontiſpiz eingehauen; es ruhte auf zwei canelirten Säulen, von denen nur die eine ganz erhalten iſt. Auch der Architrav und Fries mit Triglyphen und

Metopen iſt größtenteils noch kenntlich. Aber obwol die Architectur doriſch iſt, weicht ſie doch vom hergebrachten Syſtem ab, da ſowol Aufgiebelnng als Säule ſehr hoch erſcheinen. Schon daraus ergibt ſich die ſpätere Zeit des Grabmals, welches vom Volk nun einmal mit ehrender Pietät „Grab des Archimedes“ genannt wird, freilich mit demſelben Recht, mit dem die Agrigentiner ein altes Monument das Grab des Theron nennen.

Es iſt bekannt, daß der große Mathematiker auf ſeinem Grab eine Säule zu errichten und auf ihr das Verhältniß des Cylinders zum Kegel anzugeben befahl, als rühmliches Gedächtniß an ſeinen Lieblingslehrſatz. Als nun Cicero während ſeiner Quäſtur in Syrakus Nachforſchungen nach dem Grab des Archimedes anſtellte, leiteten ihn glücklich dieſe Merkmale, und nach langem Bemühen fand er im Dickicht jene Stelle und jene Inſchrift in Senarien. Der Römer war nicht wenig erfreut; ſtolz auf dieſe Entdeckung ruft der eitle Mann aus: es ſei des Schickſals Wille geweſen, daß die Grabſtätte des großen Syrakuſers der Mann von Arpinum wieder habe auffinden ſollen. Damals waren ſeit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus nur 150 Jahre verfloſſen, und dennoch war die Stadt ſchon ſo verödet, daß ſelbſt das Grab ihres größten Bürgers unter Dornen und Diſteln verſchollen lag. Cicero aus Rom, unter dem Schutt und im Wildwuchs der Pflanzen nach Archimedes' Grab ſuchend, geführt von den ſyrakuſiſchen Ciceroni und von der Stadttradition, machte alſo ſchon damals ſo gut die Figur eines Archäologen wie irgend

in heutiger Altertumsforſcher und gelehrter Maulwurf aus Bonn oder Berlin.

Wir müſſen auf das Grab des Archimedes verzichten; einſt wird man ja auch vergebens die Stätte ſuchen, wo Humboldts Denkmal ſtand. Aber es ſchweben die Namen unſterblicher Menſchen ewig unausgelöſcht in der Zeit, und ſchön iſt das Wort des Perikles in der Leichenrede auf die gefallenen Athener: „Der großen Menſchen Grabſtätte iſt die Welt!“ Das Geheimnißvolle dieſer ſyrakuſiſchen Gruft, welche doch die Erinnerung an Archimedes eigentümlich ſchauervoll umwebt, hat für den Poeten etwas unſäglich Reizendes, zumal in dieſer menſchenleeren, lichtdurchflimmerten Wüſte gelben Steins. Die Gegend iſt eine der ſeltſamſten von Syrakus. Sitzt man ſo in der Stille des gluthauchenden Mittags oder in dem Schweigen des purpurnen Abends, in ſtarrer Wüſte, bald in dädaliſche Labyrinte der Steinbrüche, bald in hundert und aberhundert gähnende Steingräber blickend, da wird alle Phantaſie ums traurige Herz los, und es ſteigen Schatten herauf wie einſt die vor dem Ulyß im Hades, Schatten größerer Menſchen als unſer Geſchlecht iſt, heiliger Geſchwiſterſeelen von dem geliebten Vaterlande Hellas. Ich ſah dieſe ſchweigenden, ehrwürdigen Gräber manchmal belebt: es lagen auf ihren Steinſtufen Kinder und Männer vom elendeſten Ausſehen, mit ihren fiebergelben Geſichtern, Mumien gleich, mit wirren Haaren und brennenden Augen, und in zerlumpten Kleidern; da las ich in ihnen die Geſchichte des heutigen Sicilien, die Gräuel des bourboniſchen Polizeiſtaats und des alles in Moder umwandelnden Pfaffen-

tums, und nicht wehrte ich meiner bekümmerten Seele einen ganz unhelleniſchen Fluch auszuſtoßen. Wann kommt die Zeit da dieſes herrliche Land Sicilien einmal erlöst wird! Que Dieu la rende aux Muselmans! Es wäre ein neuer Archimedes not mit zahlloſen Wurfmaſchinen und Brennſpiegeln, um gegen dieſe Heuſchreckenſchwärme von Pfaffen zu Felde zu ziehen, welche ganz Sicilien überdecken!

Doch nun will ich mit den Gräbern enden. Nicht allzuweit von jenen kommt man zu einem Feldgarten mit Oelwuchs und Rebenzucht; da liegt in beneidenswert klaſſiſcher Wildniß unſer Landsmann Platen begraben. Als ich an ſeinem Grabe ſtand und auf die Stufen des Denkmals einen Kranz von Weinlaub legte, fielen mir auf einmal in dieſer klaren, heitern helleniſchen Luft alle jene Beziehungen Platens zu Heine in die Erinnerung, und verſetzten mich plötzlich in die unerquickliche Literaturatmoſphäre des Vaterlandes, in jene überreizte, unmännliche, jüdiſche oder jüdelnde Zeit, welche unſerer Dichtung ſo viel Unheil gebracht und ein entnervtes, gott- und weltloſes Geſchlecht allerwegen miterzeugt hat. Wie anders iſt das Schickſal Heine's, wie anders Platens! Hätte jenem ein Gott gegeben zu ſagen was er leide, und nicht bloß zu ſagen wie er ſich und das Menſchenleid frech verhöhne, er wäre ein Heros dieſer Periode geworden. Unendlich war er dem armen Platen überlegen! Und doch erlebte es der erbitterte Feind Platens noch daß man dieſem eine öffentliche Statue errichtet! Dies iſt die Macht der Form! und was ſie ſei, begreift man vielleicht erſt ganz im Süden.

Es war der glücklichſte Gedanke Platens in Syrakus zu ſterben. Kurz vor mir war der König von Baiern am Grabe des Dichters geweſen, wie mir der Gartenwächter erzählte; er hatte zugeſagt das Grab, welches ſchon zerfällt, wieder herſtellen zu laſſen. Augusto Comiti Platen Hallermunde. Anspachiensi. Germaniae Horatio, ſo lautet die kühne Inſchrift die ihm der Ritter Landolina ſetzte. Hat Platen es verdient, ſo einſam hier zu liegen unter den Todten von Syrakus, unter Hieron und Gelon, Archimedes und Timoleon, als der einzige Repräſentant desjenigen Volkes, welches wie kein anderes mit den Hellenen vertraut iſt? Ja dieſe wilde Stätte dünkte mich das ſchönſte Dichtergrab der Erde, und bei weitem dichteriſcher als die Cypreſſen an der Pyramide des Ceſtius, welche das Grab des Shelley beſchatten, eines der letzten Poeten von Gottes Gnaden, die unſer jüngeres Geſchlecht gehört und kaum verſtanden hat.

So muß man eigentlich die Götter um dreierlei Gnade bitten: ſchön zu leben, ſchön zu ſterben, ſchön begraben zu ſein.

3. Neapolis.

Wir ſind nun ſchon in Neapolis, demjenigen Stadtteil von Syrakus, welcher, wie ſein Name es ſagt, der jüngſte von allen war. Sowol Tycha als Neapolis waren urſprünglich Vorſtädte von Achradina. Jenes zog ſich vom Hafen Trogilus über Achradina weſtwärts hinauf, dieſes ſenkte ſich nach dem großen Hafen hinab an

der ſüdweſtlichen Seite der Felſenhochebene, auf welcher Syrakus ſtand, und ohne Zweifel zog ſich Neapolis, gegen Tycha nach durch Mauern über dem Felſenabſturz beſchirmt, tief in die Niederung bis in die Nähe der Sümpfe des Anapus hinunter. Ein Thor Menetides oder Temenetides führte aus der Stadt in das Feld. Es hieß auch der ganze Stadtteil Temenites, von einer Statue des Apollon Temenites ſo genannt. Cicero nennt in ihm auf der Höhe das Theater, und zwei Tempel der Ceres und der Proſerpina. Gelon hatte dieſe Tempel aus der carthagiſchen Beute errichtet, und vor ihnen lag ſein und der Demarata Grab, welches ſpäter Himilkon der Carthager zerſtörte.

Es gibt heute in Syrakus keinen Punkt, wo ſich Erinnerungen und Denkmäler ſo reichhaltig zuſammendrängten als jene Felſenkante von Neapolis, da wo dieſe Stadt oben gegen Achradina anſtieß. Auf einem nicht allzugroßen Raum liegen hier beiſammen: die Latomien des Dionys, das Theater, die Gräberſtraße, das Amphitheater, die alte Waſſerleitung.

Die vielberühmten Latomien, welche das Ohr des Dionys genannt werden, ſind nicht von dem Umfang jener der Capuziner von Achradina, aber nicht minder maleriſch, und in einigen Teilen viel ſchöner und eigentümlicher. Sie bilden im ganzen ein ungeheures Viereck, in deſſen Tiefe ein ewig grüner Garten prangt. Etwa mitten innen erhebt ſich 80 Palm hoch ein einzelner Fels als Pfeiler mit Reſten eines Turms auf der Spitze, ungemein pittoresk aus dem Baumwuchs und über die Trümmermaſſen fortragend. Der Gedanke, daß hier der

Wachtturm des Kerkermeiſters ſtand, drängt ſich der erregten Phantaſie ſogleich auf, aber er iſt ſchwer zu unterſtützen, und vielleicht trug der Pfeiler ehemals die Decke der Latomien, welche nun fehlt. Auf der linken Seite, vom Eingang gerechnet, befinden ſich die weltberühmten Säle und Gemächer dieſer Steinbrüche, von denen der eine den Namen „Ohr des Dionys" trägt. Er erhielt ihn durch den Maler Michel Angelo da Caravaggio, welcher einſt mit dem gelehrten Syrakuſer Mirabella dieſe Latomien beſuchte, und durch die Form jenes Teils zu der zufälligen Benennung veranlaßt wurde, die ſeither die ſeltſamſten Vorſtellungen in Umlauf gebracht hat.

Von außen decken üppiger Epheuwuchs, herabſchwankende Flechten und das ſchöne, zarte Venushaar die ſteile Wand, in welche dieſes Rieſenohr eingeſchnitten iſt, und hoch auf dem ſteilſten Rand erhebt ſich prächtig darüber ein einzelner Pinienbaum. Die Zufälligkeit der Form des hohen und ſeltſamen Steinſaals erzeugt jene akuſtiſchen Erſcheinungen, welche die poetiſche Sage beſtärken, daß Dionys hier ſeine Gefangenen belauſcht habe. Im Jahr 1840 entdeckte Serra di Falco eine Oeffnung, durch die man von oben her, wie aus einer Loggia, in die Latomie hineinſehen und hineinhören kann; und dort nun ſtand der horchende Tyrann. Ein tief unten leiſe geflüſtertes Wort, ein kniſterndes Papierblatt ſchallt hier deutlich herauf, und es läßt ſich der Führer das herzliche Vergnügen nicht nehmen, ſein: Dionisio era un tiranno, vielmal zu wiederholen. Der Knall einer Piſtole wird als hundertfacher Donner ſinnbetäubend von den Wänden zurückgeworfen.

Ein anderer Teil der Latomien, ganz in der Nähe des Ohrs des Dionys, heißt del Paradiso. Er iſt ganz unbeſchreiblich ſchön. Große, viereckte Räume bilden ihn, mit glatten Decken. Die Wände ſchmückt ein herrlich Roſenrot von lieblichſter Zartheit, andere ſind wieder dunkelſchwarz wie die Nacht, oder tief bräunlich gelb. Oft ſind ſie zackig durchriſſen, oft hingeſtürzt, da die Pfeiler, welche einſt die Decke trugen, umgeſunken ſind, und ſo entſtanden die bizarrſten und grandioſeſten Bildungen; ja oft hängen von der Decke ſelbſt Felsſtücke herab wie wild umhergeknitterte Vorhänge aus Stein. An einer Stelle öffnet ſich der Raum zu einer Grotte oder einem kühnen Bogen, welchen ein natürlicher Pfeiler ſtützt; durch ihn blickt in maleriſcher Verwirrung Trümmergeſtein, das dunkle Laub der Orangen, die brennende Blüte der Granaten und der ſelige Himmel von Syrakus. Die Menſchenkraft ſcheint hier, ſo ungeheure Räume mit dem Eiſen durchgrabend, die Natur beſiegt zu haben, indem ſie wahre Fingalshölen erſchuf, und wieder warf die Natur alle dieſe Siſyphusarbeit um, und zerrte das Künſtliche in das Elementariſch-Zufällige wild hinüber.

In dem längſten bedeckten Raum hat ſich ſeit alten Zeiten eine Strickdreherei niedergelaſſen; arme Menſchen von entſetzlicher Verkommenheit, bleiche und fremdgeartete Kinder und zerlumpte Frauen bringen in dieſem Kerker raſtlos ſpinnend ihr Leben hin. Ich ſaß manchmal am Eingang dieſer düſtern Galerie, und ſchaute ihren wilden Geſtalten zu; und wenn ſie nun die eintönigen Räder unabläſſig ſchnurren ließen, und die Spindel auf-

und ablief, dann war es mir in der unſagbaren unterirdiſchen Wüſte, als ſäße ich mitten im Hades, und jene bleichen Frauengeſtalten ſeien die Parzen, und ſie verſpönnen all die Fäden meines Lebens. Ich ſchenkte ihnen Geld, ſie dankten mir mit gerührten Augen, freundlich, wie die ſegnende Armut, welche von einer Gabe überraſcht wird, und recht ein ſchmerzliches Bild menſchlicher Pein gaben mir dieſe Weſen aus dem Labyrint an's Tageslicht herauf. Und welches Labyrint iſt es, wie unendlich ſagenhaft! Alles hat hier in Sicilien ein mythiſches Anſehen, ſo Girgenti wie Syrakus, ſo der Aetna wie Enna und jegliche Küſte. Der Menſchengeiſt tritt dort weiter in die Zeit zurück als im römiſchen Land; hier weht der ernſte Geiſt der Geſchichte, aber in Sicilien der Rätſelgeiſt der Fabel. Es iſt das Land des Typhon, der Cyklopen und des Dädalus.

Ueberraſchen alſo jene beiden Latomien von Achradina und von Neapolis durch ihre Großartigkeit, ſo gibt es doch noch einige kleinere Steinbrüche in Syrakus, die durch die Verbindung von Steinmaſſen und Grün einen noch wunderbareren und mehr romantiſchen Charakter haben. Ich meine vor allen die Latomie des Grafen Caſale. Sie iſt ein entzückendes Paradies, und niemals ſah ich in der Welt einen Garten von ſo märchenhafter Schönheit. Die Latomie beſteht aus zwei Hauptabtheilungen, welche durch einen bedeckten Gang von etwa 7 Fuß Höhe in Verbindung ſtehen. Ein großer Saal liegt an dem einen Ende 108 Palm hoch, eben ſo lang, und 62 Palm breit. Die ſenkrechten Wände ſchimmern roſenrötlich, wie vom Frühling oder

von der Aurora angehaucht. Durch den Eingang lacht der prächtigſte Garten. Man ſieht an den Wänden viele Löcher, welche in gebogenen Linien aufſteigen; wahrſcheinlich waren dort eiſerne Klammern eingeſchlagen, um den Frohnſklaven zu einer Art von Treppe zu dienen, wenn ſie den Stein brachen. Die Anlage der Säle iſt ziemlich regelmäßig und zeigt, daß ſie von vornherein in ſolcher Form beabſichtigt wurden. Auch hier ſteht auf einer ſteilen Wand der Reſt eines alten Wachtturms. Das Erdbeben hat viele Säle eingeſtürzt, und noch im Jahr 1853 fielen große Steinmaſſen herunter und bedeckten eine Stelle des Gartens mit ihrem Schutt. Jetzt hat man ein Gartenhaus einer Wand angelehnt. So weit nun der Raum frei liegt, blüht wonnig die Wildniß herrlichſter Gewächſe. Die Blätter, welche hier der Feigenbaum treibt, ſind ſo groß, daß man auf ihnen wie auf einem Teller ſpeiſen könnte. Da ſtehen Bäume und Blumen Indiens, deren ſeltſam geſtaltete Früchte und Blüten ich weder zuvor ſah, noch zu benennen weiß. In tropiſcher Fülle prangt hier die Palme von Lianen umſchlungen, weithin duftet die Orange und die Myrte ihr Arom aus, und Agaven und Aloë ſtarren dunkel auf den Wänden. Der ganze entzückende Garten mit ſeinen moos- und epheuüberſchlängelten Felſenwänden, mit der Verworrenheit ſeiner dädaliſchen Gänge und Trümmer und der Pracht ſeiner Gewächſe, hat ſo viel Feenhaftes, daß er der Luſthain Oberon's und Titania's ſein möchte. Kein Windzug und kein kalter Lufthauch, noch entſtellender Staub trifft dies entzückende Verließ, in welches die Horen den lachenden Som-

mer in ewige Gefangenſchaft hinuntergeſenkt zu haben ſcheinen.

Nahe beim Ohr des Dionys liegen auch die großartigen Ueberreſte des ſyrakuſiſchen Theaters, eines der größeſten des Altertums überhaupt; auch Cicero nennt es maximum. Serra di Falco meint, daß es gleichzeitig mit dem Theater des Bacchus in Athen ſei, welches das erſte ſteinerne Theater Griechenlands war und vom Themiſtokles erbaut wurde. Es iſt ein ſchöner Bau von bewundernswürdiger Einfachheit und Kraft, und imponirt noch heute, obwol von der Scene nichts mehr als ein wüſter von Geſtrüpp bedeckter Trümmerhaufe zurückgeblieben iſt. Die etwas verlängerten Halbkreiſe der Sitzreihen ſteigen den natürlichen Felſenabhang von Neapolis empor und ſind in den lebenden Stein gehauen. Man zählt ihrer 46 Reihen, die von einem breiten Gürtel durchbrochen und von acht quer hindurchgehenden Treppen in neun Keile geteilt werden. Zählt man nun dieſe wirklichen 46 Sitzreihen, ſo ergibt ſich nur ein Durchmeſſer von 404 Palm; deshalb iſt Serra di Falco der Anſicht, das Theater habe noch mehr Sitzreihen gehabt, welche ſich weiter aufwärts zogen. Er gibt ihm 504 Palm im Durchmeſſer, wo es denn größer wäre als alle Theater Griechenlands, außer dem von Milet. Warum übrigens in der Stelle des Cicero quam ad summam theatrum est maximum das letzte Wort durchaus „allergrößt" und nicht blos „ſehr groß" heißen ſoll, kann ich nicht verſtehen.

Vor der Scene münden in die Orcheſtra zwei Corridore; durch die Scene ſelbſt, zu deren Seiten ſich zwei

quadratiſche Bauten erheben, geht ein ſchmaler Waſſercanal, der von der benachbarten Leitung abgezweigt iſt. Man hat über die griechiſchen Inſchriften „Baſiliſſas Nereidos“ und „Baſiliſſas Philiſtidos“, welche an dem Geſimſe der Umgürtung zu leſen ſind, ſich viel den Kopf zerbrochen, da dieſe Namen von Königinnen aus der Geſchichte von Syrakus nicht bekannt ſind. Nach den neueſten Anſichten ſoll die Nereis die Tochter des Pyrrhus von Epirus ſein, welche an Hierons II. Sohn Gelon vermält war; Philiſtis dagegen hält man für die Tochter des Leptines und die Gemalin Hierons. Außer dieſen Inſchriften gibt es nichts mehr am Theater, was beſondere Aufmerkſamkeit erregte; nur äußerſt wenige Skulpturfragmente haben ſich gefunden, darunter ein durch ſeine Vorſtellung höchſt eigentümliches; dies iſt ein Cippus von weißem Marmor, auf welchem die Sage des Homer von der Schlange und dem Sperlingsneſte in Aulis abgebildet iſt, deren Erſcheinung Kalchas auf die Dauer des trojaniſchen Krieges deutete.

Doch viel mehr als die Detailbetrachtung des Theaters erfreut ſein Ganzes, ſeine Lage, ſeine Bedeutung. Man ſteht dort auf einer der lichteſten Stätten der Intelligenz, auf einem Centrum menſchlicher Cultur. Hier, wo jetzt das wuchernde Gras die Stufen überzieht, ſaß auch einſt Platon, Aeſchylos, Ariſtippos, Pindar; dort in der Orcheſtra ſtanden einſt die gefangenen, verurteilten Athener; dort redete Timoleon, und dort ſaß er als erblindeter Greis den Staatsdebatten zuhörend. Die ganze Geſchichte von Syrakus ſeit ihrer glänzendſten Zeit hat in Reden und Staatsaction hier dramatiſcher geſpielt, als

es die Stücke waren, welche man auf der Scene aufführte, denn beides war das Theater: Schaubühne des Staatslebens und der Poeſie; und wo hätten beide Mächte, Wirklichkeit und Dichtung, in ſo großer Wechſelwirkung zu einander geſtanden, als ſie es im helleniſchen Leben waren? Die großartige nationale Bedeutung des Theaters ward nun durch ſeine Lage ſelbſt auf den Gipfel lebendigſter Wirkung gehoben. Hier ſtand es mitten zwiſchen den Städten Neapolis, Tycha und Achradina, und nicht zu weit von Ortygia entfernt. Von der Höhe ſchaute es in die unendliche Stadt und das Meer hinab, welche ihm zur wirklichen ſceniſchen Ausſchmückung dienten. Dies Panorama iſt noch heute hinreißend; es iſt der ſchönſte Blick, den man hier auf Syrakus genießt, denn er überſchaut beide Häfen und das Meer, die ganze ſonnenbraune Küſte bis zu den Bergen von Hybla, und im Hintergrunde den himmelbedeckten unermeßlichen Aetna und die prachtvolle Uferlinie des ioniſchen Meers bis zu den Felſen von Taormina. Welcher Art aber muß der Blick geweſen ſein, als er noch auf die unabſehbare Stadt ſelber fiel, auf die herrliche Welt von Tempeln und Hallen und Prachtbauten, und auf die maſtenwaldbedeckten Häfen, welche den Syrakuſier an die glänzendſten Thaten ſeiner Republik gemahnten! Da muß ihm über die Bühne weg das Herz vor Stolz und Luſt geſtiegen ſein; und wie mochten ſich hier wol die Perſer des Aeſchylos angehört haben, worin die Syrakuſier den Sieg bei Himera noch einmal poetiſch feierten, oder die Prometheus-Trilogie?

Iſt der Anblick dieſes herrlichen Panoramas von den

oberſten Stufen hinreißend, ſo iſt auch der Blick auf das Theater ſelbſt wunderbar ſchön, weil man von der Wildniß der zerſtörten Bühne oder aus den Granatengärten der Umgebung zu dieſen ſtolzen Sitzreihen emporblickt. Auch hier überzeugt die majeſtätiſche Einfalt des Baues von dem hohen und ernſten Charakter des helleniſchen Geiſtes.

Oben nun, wo die Stufen des Theaters auf dem Plateau des Berges endigen, erhebt ſich im Felſen ein Nymphäum, eine höchſt maleriſche, von Mooſen und Flechten umgrünte Grotte, worin ein Quell ſprudelt. Sie erinnerte mich lebhaft an die Grotte der Egeria. Zu beiden Seiten finden ſich noch Grotten kleinerer Dimenſion. Gewöhnlich waſchen Weiber in dem Quell, und ihr melancholiſcher Geſang durchtrauert dieſe feierlich ſtille Scene.

Zur Linken zieht ſich in unmittelbarer Nähe jene Gräberſtraße empor, zur Rechten kommt ein Arm der Waſſerleitung von Tycha mit Gebraus herab, und treibt das Rad einer Mühle, daher der ganze Ort i mulini di Galerme heißt. Der moderne Teil der Waſſerleitung, der in Bogen über der Erde eine kurze Strecke fortläuft, trägt viel dazu bei, das Maleriſche dieſer Felſenlandſchaft zu erhöhen. Sonſt geht der Aquäduct unterirdiſch fort, tief in den Felſenboden eingehauen, vielleicht ein Werk von carthagiſchen Kriegsgefangenen, und nicht minder großartig als die Cloaken Roms oder der Emiſſar von Albano. An vielen Stellen liegt die Leitung bloß, und man ſieht das Waſſer in dieſem unzerſtörlichen Canal mit voller Gewalt herabſtrömen.

Sechs Meilen weit kommt es aus den Gebirgen, die Stadt zu verſorgen.

Südöſtlich vom Theater liegt in einem Hain von Granaten ein ziemlich wol erhaltener Bau, das Amphitheater von Syrakus, welches größer iſt als die Amphitheater von Verona, Pola und Pompeji, da die größere Axe 272,10 Palm, die kleinere 154 Palm beträgt. Es iſt zum großen Teil in Stein gehauen. Vier Tore für die vier Städte von Syrakus liegen an den Enden der beiden Axen. Serra di Falco hat dieſes Theater im Jahr 1840 ausgraben laſſen. Die Stufen der Sitzreihen und viele Gemäuer ſind bereits ſtark verfallen; doch iſt der Bau immer noch ziemlich wol erhalten. Da die Griechen das barbariſche Vergnügen der Thier- und Gladiatorenkämpfe nicht kannten, muß das Amphitheater römiſchen Urſprunges ſein. Cicero nennt es nicht, aber Tacitus weiß von ihm. Seine Erbauung beweist, daß unter Auguſtus und Tiberius Syrakus, als Sitz des römiſchen Prätors, durch eine römiſche Colonie von neuem bevölkert wurde, und ſich eines neuen Wolſtandes zu erfreuen hatte.

Der letzte der antiken Ueberreſte auf dieſer Seite und nahe an den Theatern iſt ein großer dreiſtufiger Unterbau eines langen und ſchmalen Gebäudes, von welchem außer dem Plan nichts mehr enthalten iſt, mit Ausnahme einiger Fragmente von Geſimſen mit Löwenköpfen. Serra di Falco entdeckte dieſe Baſis im Jahr 1839, und hält ſie für jenen ungeheuern Altar des Hieron, welcher ſelbſt den von Olympia an Größe übertraf.

4. Tycha und Epipolä.

Wir haben alſo auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die wichtigſten Bauwerke des alten Syrakus beiſammen gefunden. Geht man nun nordwärts vom Theater längs des Aquäducts hinauf, ſo breitet ſich eine ganz wüſte Felſenebene aus, welche die Straße von Catania durchſchneidet. Hier lag der Stadtteil Tycha, einſt volkreich und mit vielen Gebäuden beſetzt, vom Tycheion, dem Tempel der Glücksgöttin, ſo benannt. Er ſtieß nördlich an das Meer an jener Stelle, wo der Hafen Trogilos liegt, und ſchloß weiter die Stadt auf dem nördlichen Rand der Felſenhochebene, ſtark ummauert. Weſtlich endigte Tycha gegen das feſte Epipolä. Cicero nennt in Tycha ein Gymnaſium (amplissimum) und viele Tempel; aber heute ſieht man dort nichts anderes als Gräber im Boden, horizontal eingehauen, und noch mit der Umreifung für die Platte verſehen. Oft ſieht man Wagenſpuren durch ſolche Grabvertiefungen unterbrochen, ein Beweis, daß dieſe Gräber ſehr ſpäten Urſprunges ſind.

Die Wanderung durch Tycha oder von Neapolis her, auf der Floridiaſtraße nach Epipolä, dem letzten und höchſten Stadtteil, der ganz in's Land hinein liegt, iſt ungemein beſchwerlich, mag man ſie zu Pferd oder zu Fuß unternehmen. Denn ſobald man nach Epipolä kommt, muß man über ein wüſtes Getrümmer von Kalkfelſen auf einer entſetzlich ſteinigten Straße fortklettern. Epipolä nahm nämlich den höchſten Punkt der Felſen-

hochebene ein, und endigte mit dem Hügel Euryalus in der ſcharfen Spitze des ganzen Dreiecks, während unter dem Euryalus ein zweiter Hügel, das Labdalon, lag. Beide erkennt man noch heute als die untrüglichen Wahrzeichen dieſer alten Feſtungsſtadt; ſie heißen jetzt Belvedere und Mongibelliſi.

Das Labdalon bauten die Athener unter Nikias, um von hier die Stadt zu beherrſchen; ſie hatten ſich überhaupt in Epipolä feſtgeſetzt, bis ſie von den Syrakuſern unter Gylippus daraus vertrieben wurden, welche dann, wie Diodor ſagt, die Mauer auf der ganzen Höhe von Epipolä niederriſſen. Seitdem wird das Labdalon als Caſtell nicht mehr erwähnt. Dionys ließ durch den Bau ſeiner berühmten Mauer auf der Nordſeite von Epipolä, welche 30 Stadien, faſt eine deutſche Meile lang war, jene alten Werke abtragen. Dieſe Mauer war mit vielen Türmen beſetzt, und ihre Quadern waren ſo dick, daß ſie nicht erſtürmt werden konnte. Ob Dionys bei dieſem Mauerbau auch Caſtelle auf dem Labdalon und dem Euryalus errichtet habe, wird nicht geſagt, nur erfahren wir, daß jenes Hexapylon, durch welches die Römer in die Stadt eindrangen, auf der Nordſeite von Epipolä lag, und ohne Zweifel ſtand in derſelben Mauer auch der Turm Gallagra, den die Römer während des Dianenfeſts zuerſt erſtiegen. Was nun heute als Labdalon gezeigt wird, jene ungeheuren Quadern von 14 bis 16 Palm Länge, jene Fundamente von Türmen, die Gräben, die unterirdiſch in den Fels gehauenen Gänge, bewies mir, daß hier ein Fort geſtanden, welches ſorgſamer angelegt wurde, als es die

Athener zum Zweck der Belagerung werden gethan haben. Nach altgriechiſcher Weiſe ſind die rieſigen Quadern ohne Mörtel aufeinander geſetzt; namentlich bilden ſie noch an einer Stelle eine höchſt impoſante Maſſe. In dem lebendigen Felſen ſelbſt fand ich gleich den Katakomben große Galerien von 9 bis 10 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite ausgehauen; ſie bilden mit ihren Corridoren und unterirdiſchen Räumen eine zweite ſehr ausgedehnte Feſtung. Die Höhe dieſer Gänge hat die Annahme veranlaßt, daß hier die Reiterei ihre Station hatte. Wahrſcheinlich verband ſich die unterirdiſche Feſtung durch Ausfalltore mit der Stadt und mit dem Feld. Auch hier beweiſt der gänzliche Mangel an Gewölbbau und die allenthalben geradlinige Structur der Gänge den griechiſchen Urſprung.

Man ſieht nun von den Quadern des Labdalon in die fürchterlichſte Steinwüſte von Epipolä hinab; überall erblickt man teils ungeheure Steine von der Dionyſiſchen Mauer, teils Ruinen der Caſtelle, teils den jähen Abſturz der Kalkfelſen. Auch hier befinden ſich Latomien; es ſind die wildbizarren Steinbrüche, worin Dionys den Philoxenus einſperrte, und wo dieſer ſeinen Cyklopen dichtete. Von hier holten viele Städte Baumaterial; ein großer Teil der Feſtungswerke von Syrakus wurde aus den Trümmern der Dionyſiſchen Mauer erbaut, und als der wahre Verwüſter des alten Syrakus iſt eigentlich Karl III. von Neapel zu betrachten. Sieht man nun die unendlichen Steinmaſſen, ſo muß man über die Fülle des ſchönſten Materials wahrlich erſtaunen; dieſer Reichtum an Stein, der durch das Eiſen ſo leicht zu

bearbeiten iſt, machte die Ausbreitung von Syrakus erſt möglich, wie die ganz ähnliche Beſchaffenheit des neapolitaniſchen Geſteins das Anwachſen Neapels und ſeiner Vorſtädte ungemein erleichtert hat.

Weiter hinauf führt uns jetzt ein rauher Weg nach dem Euryalus, der Endſpitze der ſyrakuſiſchen Felsebene. Der melodiſche Name tönt ſchön und ſchwermütig in dieſer Wüſte. Ein elender Ort hat ſich jetzt am Fluß des Kalkfelſens angeſiedelt; oben ſteht ein Telegraph. Keine andere Reſte ſieht man dort als eine Ciſterne und ein altes Gemäuer von zweifelhaftem Urſprung. Daß hier ein Caſtell geſtanden, lehrt die Lage des Hügels, da er das ganze Stadtgebiet Syrakus überherrſcht. Es iſt ungewiß, ob Dionys das Fort Euryalus erbaute; zur Zeit der Atheniſchen Belagerung wird es nicht genannt. Dagegen war es von großer Bedeutung, als Marcellus Syrakus beſtürmte. Nachdem er nämlich ſchon Tycha und Neapolis in ſeine Gewalt bekommen hatte, blieb der Euryalus, welchen Livius Hügel und Burg nennt, in ſeinem Rücken, und bedrohte ſeine Stellung. Er ſelbſt war in den Mauern jener Stadtteile ſo gut wie eingeſchloſſen, und da Hippokrates und Himilkon von der Landſeite heranzogen, um ſich in den Euryalus zu werfen, ſo lief er Gefahr, zwiſchen ihm und Achradina gänzlich abgeſperrt zu werden. Die uneinnehmbare Burg übergab endlich Philodemus auf Capitulation, weil ihm die Hoffnung des Entſatzes geſchwunden war.

Heute heißt der Hügel mit Recht Belvedere, wegen der köſtlichen Ausſicht die er gewährt. Denn von ſeiner

Spitze überſchaut man das herrlichſte Gemälde. Den Horizont ſchließt vorwärts die große Linie des ioniſchen Meers, rückwärts „die himmliſche Säule“ des Aetna; großſtiliſirte Gebirgsketten ziehen ſich landhinein in flimmernden Lichtern, und die Oſtküſte der Inſel mit den herrlichſten Golfen und ihren Vorgebirgen liegt, bis weit über Agoſta und wo ſich Catania im Duft verliert, vor den Blicken aufgethan. Vor ſich ſieht man über die ganze ſyrakuſiſche Felſenebene, welche drei Stunden weit bis zur Ortygia ſich herabſenkt. Denkt man ſich dies ungeheure Gebiet mit dem alten Syrakus bedeckt, und noch den Golf von Landhäuſern und Ortſchaften umkränzt, ſo muß der Anblick einer ſo großen Stadt, die ſich als eine Rieſenpyramide landwärts hinaufzog, gleichſam in vier Stockwerken oder Stadtſtufen ſich erhebend, über alles Vorſtellen großartig geweſen ſein, und hier ſcheint die Angabe: Syrakus habe in ſeiner Blütezeit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner gezählt, nicht übertrieben.

Einer ſyriſchen Steinwüſte gleich breitet ſich nun dieſe Ebene bis zur Inſel hin, welche in's Unſcheinbare ſich verliert. Nur ſüdwärts vom Felſenrande der Neapolis lacht eine immergrüne Niederung, und man kann dort den Lauf der Quelle Cyane und des Anapus verfolgen. Dorthin wollen wir noch hinübergehen.

5. Der Anapus und das Olympion.

Es führte von der Neapolis die helorische Straße
urch den Sumpf Lysimelia und Syraka, und eine
rücke über den Anapus, auf dessen anderer Seite sich
r Hügel Polychne erhebt. Auf ihm stand der Tempel
s olympischen Zeus und ein Ort Olympikon genannt.
iese Gegend ist aus der Kriegsgeschichte von Syrakus
kannt genug, denn sowol die Athener als zu wieder-
olten Malen die Carthager lagerten sich um das Olym-
ikon bis hinauf nach dem Becken der Quelle Cyane,
nd jedesmal raffte die aus dem Sumpf aufsteigende
est die Heere hin. Die wenigen zersplitterten Säulen,
elche noch von dem Olympion auf jenem nun ganz
den Hügel stehen geblieben sind, sieht man auf Millien-
eite; sie und jene Säule am Brunnen degli Ingegneri
nd heute die einzigen frei stehenden Säulenreste, die auf
em Stadtgebiet von Syrakus in die Augen fallen.

Um dorthin und nach dem Anapus zu gelangen schifft
an von der Insel in einer Barke über den herrlichen
roßen Hafen, und läßt sich dann in den versumpften
luß rudern. Er mündet unterhalb einer Brücke in's
eer. Je weiter man ihn hinauffährt, desto mehr ver-
gt er sich, bis ihn zuletzt die Barke im vollen Sinne
s Wortes ausfüllt. Die Ruder werden deshalb weg-
elegt, die Bootsleute stoßen den Kahn teils mit mäch-
gen Rohrstangen fort, teils ziehen sie ihn stark ange-
engt am Tau weiter. Ich habe nie eine romantischere
ahrt gehabt als auf dem Anapus. Zu beiden Seiten

iſt der Fluß mit 20 Fuß hohem Schilf von prächtiger Fülle dicht bewachſen; um dieſe beinahe armdicken Rohre ſchlingen ſich Waſſerlianen wie um Bäume, und Ranken blühender Gewächſe ringeln ſich in wildverworrenen Guirlanden herüber und hinüber. Der myſtiſche Geruch der Wildniß und des Waſſers dringt ſo ſcharf auf die Sinne ein, wie die ſchwüle unbewegte Luft. Man glaubt ſich hier in eine tropiſche Flußlandſchaft verſetzt, ſo erſtaunlich iſt die Fülle des Pflanzenwuchſes. Dabei flattern Hunderte von fremden, buntbeſchwingten Waſſervögeln umher, oder ſie ſtreifen ſpielend über die Wellen wie die Schwalben. Der Anapus teilt ſich bald oberhalb der heloriſchen Straße, oder es ſtrömt vielmehr in ihn jene klaſſiſche blaue Cyane ein, welche dem runden klaren Waſſerbecken La Piſma entſpringt. Nach der Sage warf ſich hier die Nymphe Cyane dem Pluton entgegen, als er Proſerpina zur Unterwelt hinabführte, und ſie ward hierauf in die kornblumenblaue Quelle verwandelt. Alljährlich kamen die Syrakuſier an die Cyane und feierten das Gedächtnißfeſt Proſerpina's durch Opfer, da im Namen des Volks ein Stier und eine Kuh in den Teich des Quells verſenkt ward. Wahrlich, dies Local iſt ganz wunderbar; ſo von dem verſchattenden immer flüſternden Rohricht mitten auf der Welle umwölbt, ſitzt man da wie im Traume, in die lieblichſte Mythe verſenkt. Wie wurden mir da alle jene Reliefs alter Sarkophage, welche den Raub der Proſerpina darſtellen, lebendig; wie Arabesken umſchwebten mich hier dieſe reizenden Gebilde griechiſcher Phantaſie! Und wie hat nun Ceres dieſe fiſchwimmelnde Quelle zum Lohn für

ihre Tränen um Proſerpina geſchmückt. An ihren ewig grünenden Ufern wächst die ſeltſame Papyrusſtaude! Es iſt der einzige Ort in Europa, wo ſie in der Wildniß gefunden wird, ſeitdem ſie vom Ufer des Orethos bei Palermo verſchwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als ich nun wirklich die erſten Papyrusſtauden vor mir ſah, aus der bläulichen Flut fremd aufſprießend, verlorene Kinder des Nils. Die ſchöne Binſe erhebt ſich aus dem Waſſer jungfräulich graziös, ſchlank, in ſchönſter Linie gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Aber auf der Spitze überkraust ſie eine reiche volle Krone von zahlloſen grünen Faſern, welche fein und feiner wie geknotete Fäden, und gleich ſtrömendem Haar lang herabhängen. Das Volk nennt die Büſchel recht treffend La Perrucca. Dieſe ſo zierliche Geſtalt des ſeltſamſten Gewächſes, der wahren Papiernymphe der Gelehrſamkeit, iſt für uns vom Cimmeriſchen Norden kommende Wanderer überraſchend genug; ganz mythiſch wird ihre Erſcheinung, wenn dieſe Stauden als dichtes Gebüſch beiſammenſtehen, in maleriſcher Verwirrung durcheinander aufgeſchoſſen, große und kleine, königlich ragende alte und ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantaſtiſchen Kronenbüſchel träumeriſch geſenkt und in der azurblauen Flut der Cyane ſich ſpiegelnd. Da iſt wie unter Zauber alles Helleniſche aus der Seele geſchwunden, und die Phantaſie ſteht plötzlich am rätſelhaften und weiſen Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beſchriebenen Papyrusrollen. An

dem Rand der ſyrakuſiſchen Cyane, auf helleniſchem Boden ſchien mir dieſe Staude ſelbſt wie eine Mythe dazuſtehen, wie jene nämlich, welche ſagt, daß aller Urgrund der Cultur und Literatur aus dem fabelhaften Aegypten herübergekommen ſei. So blickte ich bald auf dieſe Papyruspflanzen und bald auf jene noch herabſchauenden doriſchen Säulen des olympiſchen Zeus, und ſie erſchienen mir beide hier wie Sinnbilder abendländiſch-morgenländiſcher Cultureinheit.

Landolina und Politi haben den Verſuch gemacht, aus dem ſyrakuſiſchen Papyrus Papier zu fertigen, und es iſt ſo vollkommen gelungen, daß ſich die Papyrusblätter von Syrakus von den ägyptiſchen nur durch die friſchere Farbe unterſcheiden. Das zarte Baſtgefaſer des Stengels wird dazu verwendet, indem man es in die feinſten Blättchen zerſchneidet, dann leimt und preßt.

Ich verließ die Barke in der Cyane, um nach dem ganz nahen Hügel Polychne zu gehen. Die dort ſtehenden beiden Säulen des Olympions ſind cannelirt und haben Baſamente; ihre Capitäle fehlen. Der Tempel war ſehr alt, er ſtand ſchon vor der Schlacht bei Himera, aber ſeine Größe war nicht beträchtlich, da der Säulendurchmeſſer nur $6_{,10}$ Palm beträgt. Gelon hatte hier dem Zeus einen goldenen Mantel geſtiftet und Dionys ihn dem Gott von den Schultern genommen, indem er als Freigeiſt ſagte: Der goldene Mantel ſei im Sommer zu ſchwer, im Winter aber zu kalt. Die hochberühmte Bildſäule des Zeus ſelbſt raubte ſpäter Verres und brachte ſie nach Rom. Im Olympion wur-

den auch die Namenregiſter aller Bürger von Syrakus aufbewahrt; ſie fielen den Athenern in die Hände, als ſie das Olympikon beſetzten. Auch von dieſem Hügel iſt der Blick auf Syrakus überaus ſchön. Lieblich liegt ihm zu Füßen die von der Cyane durchſtrömte Wieſe, das ſagenvolle, dem Hades geweihte Grab von ſo viel Tauſenden von Athenern und von Puniern. Es gibt keine ſo idylliſche und zugleich ſo melancholiſche Stelle in Syrakus. Wenn man jene ſtarre Felſenwüſte von Achradina bis nach Epipolä durchwandert hat, ermüdet von dem Anblick dieſes ſteinernen Todes, ſetzt man ſich gern auf die Trümmer des Olympion und weidet die Seele an dem grünen Teppich des Anapus und dem Bade der ſchlängelnden Cyane, und gedenkt des Pindar und des Theokrit. Du ſchöne menſchliche Zeit von Hellas, wo biſt du hin?

Ein Regenſchauer vertrieb mich, und wie ich den Anapus wieder hinauffuhr, zwang er mich unter die heloriſche Brücke zu flüchten. Da ſaß ich lange, wie in einem Grabgewölbe, wie eine Seele über dem Styx, gleichgültig des Lebens, oder vielmehr nur von der Näſſe durchſchauert. Aber es iſt kein Tag, ſagt Cicero, wo nicht in Syrakus die Sonne ſcheint; nach einer halben Stunde kam ſie wieder, und ich ſah die himmliſche Botin Iris wunderbar herrlich über das Meer wandeln und einen Stralenbogen gerade um Ortygia ziehen, ſo daß die ganze Inſel von der ſiebenfarbigen Glorie umfaßt war. So erblickte ich zum erſtenmal den Veſuv, als ich in Neapel einfuhr, gerade ſo von dem Regenbogen

umfaßt. Und ich wünſche allen Wanderern, die nach Neapel oder Syrakus gehen, daß die Götter ihnen dieſe feenhafte und gute Viſion vergönnen möchten.

Das war nun ein rechter, herzlabender Abſchied von Syrakus; denn am folgenden Tage wollte ich hinweg; die Götter wiſſen, wie ſchwer es mir wurde. Ich mußte denn kurz vor dem Scheiden doch noch zum Theater hinauf, um den allerletzten Blick von Syrakus zu nehmen. Und ſo: Lebe wol Arethuſa!

Wol ihr Bäche vom Thymbris die lieblichen Waſſer ergießend!

ihre Tränen um Proſerpina geſchmückt. An ihren ewig grünenden Ufern wächst die ſeltſame Papyrusſtaude! Es iſt der einzige Ort in Europa, wo ſie in der Wildniß gefunden wird, ſeitdem ſie vom Ufer des Orethos bei Palermo verſchwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als ich nun wirklich die erſten Papyrusſtauden vor mir ſah, aus der bläulichen Flut fremd aufſprießend, verlorene Kinder des Nils. Die ſchöne Binſe erhebt ſich aus dem Waſſer jungfräulich graziös, ſchlank, in ſchönſter Linie gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Aber auf der Spitze überkraust ſie eine reiche volle Krone von zahlloſen grünen Faſern, welche fein und feiner wie geknotete Fäden, und gleich ſtrömendem Haar lang herabhängen. Das Volk nennt die Büſchel recht treffend La Perrucca. Dieſe ſo zierliche Geſtalt des ſeltſamſten Gewächſes, der wahren Papiernymphe der Gelehrſamkeit, iſt für uns vom Cimmeriſchen Norden kommende Wanderer überraſchend genug; ganz mythiſch wird ihre Erſcheinung, wenn dieſe Stauden als dichtes Gebüſch beiſammenſtehen, in maleriſcher Verwirrung durcheinander aufgeſchoſſen, große und kleine, königlich ragende alte und ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantaſtiſchen Kronenbüſchel träumeriſch geſenkt und in der azurblauen Flut der Cyane ſich ſpiegelnd. Da iſt wie unter Zauber alles Helleniſche aus der Seele geſchwunden, und die Phantaſie ſteht plötzlich am rätſelhaften und weiſen Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beſchriebenen Papyrusrollen. An

Volkslieder aus dem ſchönen Sicilien, im Dialekt der Inſel, vom Boden des alten Syrakus, von Agrigent, vom palmenreichen Strand Selinus, von Palermo, vom fabelhaften Aetna, dies ſind reizende und geheimnißvolle Fremdlinge, die wir recht willkommen heißen. Wir empfingen die ſicilianiſche Sammlung des Lionardo Vigo zugleich mit der toscaniſchen Tigri's, denn beide ſind in dieſen jüngſten Jahren entſtanden. Was die Gefilde Italiens Köſtliches hervorbringen, ſcheint in dieſen Urwäldern des Geſanges verſammelt und in farbenprächtige Gebilde der Poeſie verwandelt zu ſein. Man muß beide Sammlungen leſen, um die hohe Begabung dieſer Nation zu würdigen, welche eben wieder in ſo tiefer politiſcher Bewegung begriffen iſt; man muß überhaupt in die unverfälſchten Regionen des Volks hinabſteigen, welchem, trotz aller Verkommenheit und Demoraliſation der ſtaatlichen wie bürgerlichen Zuſtände, die Grazien ſolche Lieder dictiren, um die Italiener zu lieben. Man muß ſich aus den Städten in das Land flüchten, das Volk nicht auf der gemeinen Heerſtraße, ſondern in den unwegſamen Gebirgen ſuchen, wo es arbeitet und ſingt, um

den wahren Begriff von ſeinem ächten und ſchönen Naturell zu haben. Die Volksmuſe dieſes Landes, mit ſolchen blühenden Zweigen in der Hand, iſt wol geeignet, auch den bitterſten Haß von menſchenfeindlichen Seelen zu entwaffnen. Und überhaupt iſt es gut, daß ihr unſchuldiger Geſang gerade heute vernommen wird, daß ſie ungeſtört von dem Kanonendonner der Schlachtfelder, von dem Geſchrei der Parteien harmlos wie die Grille Anakreons ihre ſchönen Lieder weiter ſingt.

Indem die Sicilianer neben die toscaniſche Sammlung ihre heimatliche hingeſtellt haben, bieten ſie zugleich die intereſſanteſte Parallele dar, und dieſes faſt gleichzeitige Zuſammentreffen der ſchönſten Liederſchätze Italiens iſt als ein glückliches Ereigniß für die Geſchichte der Poeſie zu betrachten. Was in dem milden und reizenden Toscana gewachſen iſt, wie könnte es anderer Art ſein, als die graziöſe und fein durchgebildete Sprache, oder das traditionelle Kunſtgefühl der Toscaner? Wir finden in Tigri's Sammlung nur was wir ſuchten, oder unſere begründete Erwartung wird weit übertroffen. Aber unſere Vorſtellung von dem Charakter der ſicilianiſchen Volkspoeſie gründet ſich mehr auf das, was wir nicht wiſſen, als was wir ſchon kennen. Die toscaniſche Sprache iſt das reinſte Italieniſch, die ſicilianiſche iſt ein ſelbſt den Italienern dunkler Dialekt. Die Literatur, die Zuſtände, die Städte Toscana's ſind uns wol bekannt, aber das unwegſame Sicilien iſt uns noch vielfach myſteriös geblieben. Die Einbildungskraft wird von dem Namen Sicilien auch bei dem electriſirt, der dieſes verwilderte Paradies nicht mit Augen ſah. Die Vor-

ſtellung von ſeiner Schönheit hat für uns etwas Mythiſches, und weder das Wort des Poeten, noch der Pinſel des Malers vermag eine ſicilianiſche Landſchaft irgend auszuſprechen. Wie werden alſo Lieder ausſehen, welche, von der cultivirenden Hand der Kunſt nicht gemodelt, unmittelbar aus den Elementen jener ſüdlichen, zaubervollen Natur erwachſen ſind? Wenn nun kein Land Italiens ſo reich an Naturſchönheit iſt, ſo iſt auch keines claſſiſcher als Sicilien.

Norditalien und Toscana ſind ſtolz auf die Blüte des Mittelalters, die ſie hervorgetrieben haben. Auf Latium liegt der unverlöſchliche Nachglanz des großen Rom und der Dichtung Virgils. Doch mit Neapel beginnt der helleniſche Hauch, welcher Süditalien ſeine zauberiſche Atmoſphäre verleiht. Sicilien iſt von ihm ganz durchweht. Die lateiniſche Muſe tritt hier nur als Fremdling und Gaſt auf, aber die Muſe von Hellas begrüßt uns mit uralten mythiſchen Geſängen und mit den Namen Steſichorus, Theokrit, ja ſelbſt Pindar und Aeſchylus. Zu den helleniſchen geſellen ſich puniſche Erinnerungen. Man atmet die Lüfte des nahen Carthago. Byzantiniſcher Geiſt kommt von Oſten herüber, und neben ihm die orientaliſche Poeſie der Araber, welche die Inſel ſo lang beherrſchten. Ein anderer Culturſtrom bringt vom Norden herein und führt in das ſicilianiſche Land die Romantik des normanniſchen Rittertums und der großen ſchwäbiſchen Periode unſeres deutſchen Vaterlandes. Dann folgt die Herrſchaft Aragons und Spaniens; und ſo treffen auf dieſer Einen Inſel in langer und merkwürdiger Geſchichte die verſchiedenartigſten

Charaktere der Weltcultur zuſammen, Griechenland, Rom, Carthago, Byzanz, Kairewan und Bagdad, Deutſchland, Frankreich, Neapel, Spanien. Indem ſie alle ihre Spuren ihr eingedrückt haben, erzeugten ſie auch die ungewöhnliche hiſtoriſche Natur Siciliens.

Nun iſt eben deshalb eine Wahrnehmung ſehr merkwürdig: ſo viele und ſo langwierige Fremdherrſchaften die Inſel in Beſitz hatten, ſo wenig waren ſie doch im Stande, die ſicilianiſche Volksſprache auszulöſchen und mit ihr die nationalen Grundelemente zu vertilgen, auf denen die Volkspoeſie Siciliens eben ſo wol beruht wie die von Toscana. Die ſicilianiſche Sprache iſt ein uralter Zweig des großen lateiniſchen Sprachſtamms. Ich will ſie, Herrn Vigo zu Liebe, die ſiculiſche nennen und in ihren erſten Wurzeln von jenen Siculern herleiten, die in grauer Vorzeit um die Ufer des Tiber und in Latium wohnten, ehe ſie zur Auswanderung getrieben ſich in Sicilien niederließen und neben den Sicanern anſiedelten. Die alte Sprache Siciliens war alſo ein Zweig des Idioms, das ſich auf dem feſten Land Italien als ſabiniſch, oskiſch, lateiniſch unterſchied, und die Sprache der Siculer (was nur ein Synonym von Italer iſt, wie ſchon Niebuhr nachgewieſen) kann als die Aeltermutter des heutigen ſicilianiſchen Dialekts immerhin betrachtet werden. Die glänzende und lange Herrſchaft der Hellenen in Sicilien breitete über die Inſel das Griechiſche als gebildete Literaturſprache aus, aber ihr Gebrauch in ſo vielen und mächtigen Städten und ihre fortdauernde literariſche Production vermochte dennoch nicht die ſiculiſch-italiſche Sprache auszulöſchen;

andern neben den Geſängen des Steſichorus und Theokrit hallten fort und fort die Volkslieder ſiculiſcher Hirten auf den Bergen wie am Meer. Die Römer machten herauf, ſobald ſie ſich Siciliens bemächtigt hatten, dem Einfluß des Griechiſchen ein Ende. Sie ſelbſt fanden auf der Inſel einen dem Latein ſehr nahe verwandten Dialekt vor, der ihnen ziemlich archaiſtiſch wird erſchienen ſein, und es iſt kein Zweifel, daß ſie ihn während ihrer ſechshundertlangen Herrſchaft lateiniſirten, wie das Etruskiſche. Die gleiche Abkunft von einem und demſelben Urſtamm und von einer und derſelben Mutterſprache ketteten fortan Sicilien an Italien, als an das große gemeinſame Vaterland, und alle folgenden Eroberer vermochten die Inſel nur politiſch von jenem abzutrennen. Nach dem Sturz des römiſchen Reichs in der Gewalt von Byzanz behauptete das ſicilianiſche Volk ſeine italiſche Sprache, und das Griechiſche, deſſen Cultur auf der Inſel alſo nach langer Unterbrechung durch Byzanz wieder neu erweckt wurde, drang doch nur in den Cultus der Kirche ein.

Nicht auffallender iſt ſodann der ſiegreiche Widerſtand, welchen das Inſelidiom dem Arabiſchen entgegenſetzte; denn während eines zweihundertjährigen Beſitzes gelang es den Mohamedanern weder die Sprache des Volks auszurotten, noch das Chriſtentum zu verdrängen. Sie blieben Fremdlinge im Lande, und das Sicilianiſche ebte ohne jede Hülfe ſchriftlicher Denkmäler fort. Die Araber nahmen ſogar die landesüblichen Namen von Orten, Flüſſen und Bergen an, während die Sicilianer, wie die Italiener überhaupt, von ihnen nur manche

Ausdrücke entlehnten. Es sind arabisch: dogana, marramma, giarra, bagaredda, sciarra, zrammara, zibibbo, arcova u. s. w. Das Arabische erlosch dagegen völlig, sobald die Normannen die Insel erobert hatten; und nachdem Kaiser Friedrich II., welcher es zu sprechen wußte, auch die letzten Reste der Saracenen Siciliens unter ihrem Häuptling Mirabut nach Nocera in Apulien verpflanzt hatte, ward kein Arabisch mehr auf der Insel vernommen. Die Normannen wiederum fanden dort die lebendige und klangvolle Volkssprache vor, daß ihre eigene normannisch-französische nicht aufkommen ließ; ja sehr bald sogar am Hofe selbst verdrängte; und es war eben unter ihrem Schutz, daß sicilianische Poeten zum erstenmal ihre Verse in ihrer Landessprache schriftlich überlieferten.

Mit dieser Thatsache, und historisch mit dem Poeten Cielle von Alcamo beginnt dann die Geschichte der sicilianischen Sprache, so daß sich ihre Entwicklung bis auf heute an schriftlichen Denkmälern verfolgen läßt. Der glühende Patriotismus der Sicilianer, auf ihrer alten und großen Culturgeschichte so wol begründet, und durch die insularische Lage des schönen Landes so leicht erklärlich, weigert sich noch heute, das Sicilianische als einen Dialekt der allgemeinen Sprache Italiens anzuerkennen. Es soll durchaus eine eigene und originale Sprache, wenn nicht gar die Mutter des Italienischen selber sein. Die Sicilianer haben nicht vergessen, was Dante in seinem Tractat über die Vulgärsprache gesagt hat: daß alles was die Italiener in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt

werden müſſe. Dieſe Meinung Dante's iſt indeß nicht wahr geworden, denn ſein eigenes Vaterland Toscana hat der Literärſprache Italiens den Namen gegeben, und Sicilien nur den Ruhm behalten, daß es eben ſein Dialekt war, in welchem durch die Gunſt der Verhältniſſe die italieniſche Schrift- und Dichterſprache ſich [illegible]ete.

Ich will es Vigo gern zugeben, daß ſich eine lebende [illegible]berlieferung von dem alten Siculiſchen bis zu dem [illegible]utigen Sicilianiſchen fortgezogen habe, gerade ſo wie [illegible]e Wurzeln des heutigen Italieniſch in der Sprache enthalten ſind, die noch vor der Entſtehung Roms in Umbrien, in der Sabina und in Latium geredet ward; aber trotzdem war das Sicilianiſche auch zur Zeit Ciullo's und Friedrichs nur eine lingua volgare im Verhältniß zum Latein, welches einſt den alten ſiculiſchen Dialekt ohne Zweifel verändert hatte, wie alle anderen Provincialſprachen Italiens durch die Herrſchaft des Römiſchen mußten verändert worden ſein. Indem es im zwölften Jahrhundert in Italien noch keine allgemeine, durch Schrift [illegible]nd Cultur anerkannte Sprache außer der lateiniſchen [illegible]gab, zerfiel das damalige Italieniſch je nach den Pro[illegible]zen in eben ſo viele Mundarten, welche alte gemeinſame italiſche Wurzeln hatten, denen aber alte und neue Corruption des Lateiniſchen ihre Form gab. Von ihnen war die ſicilianiſche Sprache nur Eine, und damals den übrigen italieniſchen Dialekten näher verwandt, als ſie es heute iſt, nachdem das Sicilianiſche ſich während langer Jahrhunderte der Uncultur verſchlechtert und von der Sprache der Dichter des zwölften und dreizehnten

Säculums weit entfernt hat. Und noch jetzt ſteht der Dialekt der Neapolitaner, der Corſen, der Sarden dem Sicilianiſchen ſehr nahe, und ſelbſt hier mitten im alten Latium, wo ich dieſe Blätter ſchreibe, in Genazzano bei Paleſtrina, höre ich täglich Ausdrücke, die ich in den ſicilianiſchen Volksliedern finde. Auch hier wird das r in manchen Worten verſetzt: ſo ſagt man auch hier crapa und nicht capra, ſo nennt man das nahe Felſenneſt Capranica, Crapanica.*) Der Mädchenname Clorinda wird hier Crolinda geſprochen, und Claudia, Craudia. So ſagt man auch hier (in Genazzano) andar a balle (valle), zu Tal gehen oder abſteigen; ſtatt padre mio, wie in Neapel und Sicilien, patremo; ſtatt questo und esso, quisto und isso; ſtatt sò (ich weiß), saccio. Und ſo verwandelt man auch hier, wie in Sicilien, das nd in Gerundien und Subſtantiven gern in nn; man ſagt alſo vivenno, campanno, granne, banno und munno. Ja ſelbſt die barbariſchen Formen corrumpirten Lateins auf ora und ara, die ich ſo oft in römiſchen Documenten des neunten, zehnten und eilften Säculums gefunden habe, begegnen mir noch heute ſo gut in Latium, wie in Sicilien. In jenen Jahrhunderten ſchrieben die Notare und ſprach das Volk fundora als Plural von fundus, arcora (von arcus), bandora (von bandus),

*) Dieſer wunderliche Ort hat einen lateiniſchen Solöcismus, den ich der Bemerkung wert halte. Während überall das Volk domani (morgen) ſagt, ſagen die Bewohner von Capranica crai (von cras), und ſtatt posdomani (übermorgen) biscrai.

censora (von census); ja ſelbſt die Accuſativform domoras von domus las ich in einer Urkunde des zehnten Jahrhunderts. Dieſe Barbarismen waren vielleicht ſchon ſeit langer Zeit im vulgären Gebrauch, denn das Volk nahm gern Endungen auf, welche dem Ohre wolgefielen. Wenn nun Vigo das heutige ſicilianiſche ficara (Plural von ficus) aus dem Franzöſiſchen ableitet, ſo iſt dies ein Irrtum; ſondern jener alten Vulgärſprache analog bilden die Sicilianer noch heute die Pluralformen: ramira (von ramus), ficara (von ficus), und ſo nomira, loghira, sonura, ortura. Auch hier in Genazzano, 37 Millien von Rom, höre ich täglich gerade ſo wie in Meſſina ſagen: le ficara und le ramora; und da ich vor wenig Tagen aus dem reizenden Nympha nach dem alten Norma im Volskergebirg hinaufging, lockte ich einem mich begleitenden Knaben dieſelben Ausdrucksweiſen ab, die er noch zu meiner Genugthuung, wie ein Sicilianer, mit dem lateiniſchen marmora (ſtatt i marmi) vermehrte.

Im Ganzen darf man ſagen, daß derſelbe Grundzug durch alle Dialekte Italiens geht. Wenn der ſardiſche Poet Don Gavino Pes ſingt:

Li dì, l'ori, e l'istanti
Chi viè possu; cun sinzera amori
Offeru a chist' Amanti,
Chi da l'omu nò vò sinnò lu cori;

ſo klingt das dem Sicilianiſchen ſehr ähnlich; und wenn das corſiſche Volkslied ſagt:

Un ghiornu solu mill' anni
Mi sarà pensandu a te;

ſo ähnelt dies nicht minder dem Sicilianiſchen. Der ſicilianiſche Dialekt hat jedoch einige Beſonderheiten merkwürdiger Art, vornämlich in der Conjugation der Zeitwörter, deren es dort nur zwei auf ari und iri gibt. Die zweite Perſon des Plurals hat den eigentümlichen Pronominal-Zuſatz vu (voi); z. B. dicisti-vu, vidisti-vu. Vigo macht auf den nahen Zuſammenhang der ſicilianiſchen Conjugation mit der lateiniſchen aufmerkſam und zeigt, wie die erſte aus der letzten entſtanden ſei. Lateiniſch: vidi, vidisti, vidit, vidimus, vidistis, viderunt. Sicilianiſch: vitti, vidisti, vitti, vittimu, vidisti-vu, vittiru. Doch dies betrifft das Hochitalieniſche nicht minder. Die dritte Perſon des Perfectums lautet auf ao oder au, ſtatt ò: durao ſtatt durò, und auch dies iſt in andern Dialekten zu finden, nicht minder die Futuralform aggio, wie partiraggio, ſtatt partirò, entſtanden aus partir-aggio, d. h. ho a partire, denn aggio iſt die dialektiſche und alte Form für ho oder o, ich habe, und partirô iſt gleich partir-ho. Noch heute ſagt man im Römiſchen aggio, ſtatt ho. Durch bloßes Abwerfen der lateiniſchen Nomenendung s und m hat der Sicilianer einfach viele ſeiner Worte auf u gebildet: tempus — tempu, bonus — bonu, matrimoniu, muru, periculu, maritu. Er ſteht hier, ganz wie der Sarde, dem Latein näher als der Toscaner, der das us und um in o verwandelt. Der Ausgang auf u iſt übrigens allen Dialekten Italiens gemein, und ſicherlich uraltes lateiniſches Vulgär. Der Sicilianer hat auch ſtatt der italieniſchen Endung e das dialektiſche i, wie notti, ſtatt notte.

Die Verwechslung des b und v iſt uralt, und man

kann ſie auf zahlloſen chriſtlichen Inſchriften aus der römiſchen Kaiſerzeit im Vatican leſen. Der Sicilianer macht aus bibere, viriri, aus bos, vo, aus brachium, vrazzu, aus bucca, vucca, und aus votum, botu. Kennzeichnend für das Sicilianiſche iſt die Verwandlung des ll in dd, z. B. beddu ſtatt bello, iddu und idda ſtatt illo und illa. Weil aber dieſe Eigentümlichkeit ſich auch bei den Sarden findet, ſo iſt es mir zweifelhaft, ob ſie Vigo mit Grund von den Carthagern herſchreiben darf. Uebrigens iſt es Vigo ſelbſt, der in ſeiner vortrefflichen Einleitung ſagt: „Dieſe Sprache, welche ich die inſulariſche genannt habe, und die ein und daſſelbe Gepräge trägt, lebt nicht allein in Sicilien, ſondern auch in Calabrien, freilich mit beſondern Modificationen, aber von dem gleichen Charakter, und ihre Spuren ſind zahlreich in Sardinien und Corſica. Nach ſo langen Jahrhunderten und politiſchen Wechſelfällen reden ſie noch die Calabreſen, ja in vielen ihrer Städte iſt ſie durchaus nicht von der ſicilianiſchen verſchieden. Dies iſt in ihrem gemeinſchaftlichen Urſprung begründet, daher de Ritis ſagt: «Vom Gürtel der Apenninen bis zum Meer iſt die Volksſprache ‚campaniſch‘, oder wenn man will osciſch und folglich dem Sicilianiſchen ähnlich.»“

Die Benennung „campaniſch“ iſt glücklich; man muß darunter weſentlich auch die Volksſprache der Römer Latiums und eines Teils von Tuscien begreifen. Wenn man das Romanesco lieſt, z. B. die alta vita des Cola di Rienzo, und wenn man ſie mit den calabreſiſchen Chroniken, z. B. des Spinello, ferner mit dem Sicilianiſchen vergleicht, ſo wird man ihrer Gemeinſamkeit gleich

gewahr. Jenſeits der Apenninen aber bilden die Romagna, die Marken, Lombardien, Venedig und Piemont eine andere dialektiſche Gruppe, in welcher fremde Einflüſſe galliſch-franzöſiſcher und langobardiſch-germaniſcher Sprache deutlich genug ſind. Es fallen demnach die Grenzen der wahren italieniſchen Vulgärſprache mit denen des eigentlichen und hiſtoriſchen Italiens zuſammen, welches von den Apenninen bis zu Sicilien reicht und in Latium ſeinen wahren Mittelpunkt hat.

Dieſes Vulgär mag älter ſein als der Untergang des römiſchen Reichs, und ſeine früheſten Spuren mögen in der Komödie des Plautus und beim Ennius gefunden werden; aber ſeine völlige Ausbildung kann doch nur aus dem Ruin des Latein datirt werden, wie mir hunderte von lateiniſchen Urkunden vom achten bis zum eilften Säculum dargethan haben. Als in der Barbarei die wiſſenſchaftliche und politiſche Cultur Roms unterging, ſchwand das Latein aus dem Gebrauche des Volks, und die volkstümliche Mundart wurde die herrſchende; ſie nahm die entſtellten Trümmer des Latein in ſich auf. Die moderne Sprache Italiens baute ſich, wie das zweite Rom, aus den ſchönen Marmorſteinen der alten Römerſprache auf, bildete ſich, ein wundervolles Phänomen der Culturverwandlung, weiter und weiter fort und trieb in Toscana ſeine Blüte. Sicilien errang jedoch die bleibende Ehre, dieſe campaniſche Vulgärſprache zuerſt cultivirt zu haben, denn unter den Normannenkönigen, noch mehr am Hofe Friedrichs wurde ſie zuerſt zur Sprache der Poeſie erhoben, als höfiſche (aulica) ausgezeichnet und mit den Formen der Canzone und des

Sonetts ausgeſtattet, ſo daß die erſten bekannten Dichter in italieniſcher Sprache Sicilianer und deutſche Fürſten Siciliens waren. Mit Recht kann alſo Vigo ſagen: „Allora noi fummo l'Italia.“ Dieſer Ruhm verleiht dem ſicilianiſchen Dialekt Anſpruch auf Ehrwürdigkeit, und wenn man Vigo's Sammlung neben der toscaniſchen Tigri's aufſchlägt, glaubt man die Stimme der Mutter neben der ihrer cultivirteren Tochter zu vernehmen. Und in der That klingt das heutige Sicilianiſch ſehr antiquirt. Eine weite Kluft der Cultur trennt es nun von dem Toscaniſchen, während doch die urſprüngliche Sprache Ciullo's von Alcamo, Jacopo's von Lentini, Piers delle Vigne und Friedrichs des Zweiten, ein durch die Poeten gereinigtes, aber nationales Sicilianiſch des zwölften Jahrhunderts, dem heutigen Toscaniſchen noch nahe ſteht.

Die Fixirung des Italieniſchen als einer Schriftſprache datirt alſo erſt aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem jene Sänger Siciliens lebten. Vor Ciullo gibt es kaum überlieferte Documente weder ſicilianiſcher noch italieniſcher Volksſprache, wenn man nicht das Fragment eines Liedes, anſcheinend aus dem eilften Jahrhundert, ausnimmt, welches ſich im Archiv von Monte Caſino befindet, und bereits in Federici's Geſchichte der Herzöge und Conſuln von Gaeta abgedruckt iſt. Die lateiniſchen Diplome vor jener Epoche wimmeln jedoch von Vulgärausdrücken, die auf die Volksſprache ſchließen laſſen. In römiſchen Urkunden habe ich keine ſo entſchiedene Einmiſchung vulgärer Phraſen gefunden, als in den corſiſchen des zehnten Säculums, welche Muratori und Mittarelli mitteilen, und die zuſammenhängendſte

italieniſche Phraſe, die ich aus jener Epoche entdeckte, las ich in einer lateiniſchen Urkunde von Monte Caſino aus dem zehnten Säculum, wo es wörtlich heißt: „Sao che chelle terre per chelle fini che contene trenta anni le possete parte sancti Benedicti;“ ſie beweiſt, daß das Volk bereits das Italieniſche ſprach, deſſen Exiſtenz ſicherlich in hohe Jahrhunderte hinaufreicht.

Das heutige Sicilianiſch unterſcheidet ſich wiederum je nach Siciliens Städten, Bergen und Tälern in mannichfache und ſehr viele dialektiſche Zweige. Aber außerdem bewahrt die Inſel als ein ſonderbares Phänomen eine Sprache, die, obwol italieniſch, doch den Sicilianern ſelbſt völlig fremd und unverſtändlich bleibt. Dies iſt die Sprache der Lombardencolonien Siciliens. Es grenzt an das Wunderbare, daß noch heute Nachkommen jener erſt ſo furchtbaren, dann ſo fromm geſitteten Langobarden des Alboin, des Rotharis, des Liutprand und Deſiderius in Sicilien als Stämme gefunden werden, während ſie in Lombardien und Benevent ſeit mindeſtens ſchon ſieben Jahrhunderten in dem allgemeinen italieniſchen Element unerkenntlich aufgegangen ſind. Das Reich der Langobarden war durch Karl den Großen vernichtet worden, aber das blühende Herzogthum Benevent hatte den Ruin überlebt und dauerte noch, obwol in Benevent, Salerno und Capua zerſplittert, bis in das eilfte Jahrhundert fort. Die Normannen machten auch dieſem ſchönen Reſt langobardiſcher Herrſchaft ein Ende. Nachdem nun Robert und Roger Sicilien erobert hatten, ſiedelten ſich langobardiſche Schaaren aus Benevent und Salerno, welche unter ihren Fahnen auf der Inſel gefochten hatten,

in Sicilien an. Mit ihnen vereinten ſich andere, die aus der eigentlichen Lombardei herübergekommen waren, als der Graf Roger ſich mit Adelheid von Montferrat vermälte, ſeinen Söhnen Jordan und Godfried aber deren Schweſtern zu Weibern gab. Dieſe Langobarden ließen ſich nieder in Piazza, Nicoſia, Aidone, San Fratello, Randazzo, Sperlinga, Capizzi und Maniace, welche Orte von ihnen Lombardenſtädte genannt wurden. Roger ſetzte einen eigenen lombardiſchen Grafen über ſie, den leiblichen Bruder ſeiner Gattin, Heinrich, Sohn des lombardiſchen Markgrafen Manfred. Ihre Hauptſtadt wurde ſeitdem Piazza. Die alte germaniſche Mundart der Langobarden war freilich längſt der italieniſchen Sprache gewichen. Die Urenkel redeten nicht mehr die kräftige Heldenſprache des deutſchen Alboin, aber ihr italieniſch gewordener Dialekt hatte dennoch germaniſche Accente, Laute und Endungen behalten. In manchen ſicilianiſchen Orten vermiſchten ſich die Lombarden mit den Normannen, und wo die Zahl der letzteren überwog, bekam ihr Lombardiſch, wie es noch heute deutlich iſt, eine franzöſiſche Färbung. Die Normannen ſind auf Sicilien ſpurlos untergegangen, wie die Griechen und Araber, aber dieſe Lombarden-Colonien haben den Angriffen des ſicilianiſchen Elements durch acht Jahrhunderte getrotzt — ein Beweis von der außerordentlichen Zähigkeit dieſes Stamms, aber nicht minder von der Uncultur und Unwegſamkeit Siciliens. Einige lombardiſche Orte haben freilich ſchon aufgehört es zu ſein, und Vigo, welcher die lombardiſche Bevölkerung auf 50000 Seelen berechnet, bemerkt, daß ihre Sprache

heute nur in Piazza, San Fratello, Nicoſia und Aidone am Leben ſei, von denen Nicoſia ſich durch franzöſiſch-normanniſchen Accent, San Fratello aber durch das reinſte Lombardiſch auszeichnen ſoll.

Welcher Art nun dieſe Sprache ſei, macht er durch eine Anekdote klar. Als im Jahr 1806 der König Ferdinand III. durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?“ Der Lombarde antwortete: „Ppi V. M. a Cciazza gh'è 'nciangh cing di fi riau.“ Worte, ſagt Vigo, verſtändlicher als die Sprache des Teufels, und die mir völlig wie chineſiſch klingen. Sie wollen auf italieniſch ſagen: per V. M. in Piazza v'é un piano pieno di fichi reali (für E. M. iſt in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen.) In San Fratello, ſo bemerkt Vigo, pflegt man zu ſagen parduoma a dumbard (lombardiſche Sprache), wenn ſie ſanfratellaniſch reden wollen, und parduoma a datin, wenn ſie lateiniſch, d. h. ſicilianiſch reden wollen.

Eine Octave aus San Fratello lautet:

Ajudam tucc a sgugghier st' strecc,
Cunfess ú mie debu, e 'un m'ámmucc.
A miei figgh cuminzà a dumer ù mecc,
Ognun si van abbuscher ù sa stucc,
Volu camper li fomni, brutt' impecc',
E roi divaintu cum i babalucc,
E quand puoi fan i scaramecc,
'N spartuoma la fam 'n tucc 'n tucc.

Die italieniſche Ueberſetzung davon:

Ajutatemi a sciogliere questa matassa,
Confesso il mio debole, e non mi occulto,
A miei figli cominciò ad ardere il mecco,
Ognuno si vuol buscare il suo astuccio:
Voglion campar le femine, brutto impiccio,
Ed essi addiventano come le lumache,
E quando poi faranno i picciolini,
Ci spartiremo la fame in tutti in tutti.

Außer dieſen Lombardencolonien ſind eine nicht minder merkwürdige Erſcheinung Siciliens die dortigen Colonien der Albaneſen, welche ſeit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechiſchen Cultus beibehalten haben. Nach dem Fall von Epirus unter die Türken wanderten viele Landsleute des berühmten Georg Castriota Skanderbeg nach Italien aus; einige ließen ſich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholiſchen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahr 1482 unter der Führung ihres Capitäns Georg Mirsgi, und ſiedelten ſich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Coloniſten in der Nähe von Palermo, wo ſie die Lehen des Erzbistums Monreale Merco und Aidingli beſetzten, welche nun nach ihnen Piana de' Greci heißen. Heute dauern dieſe Albaneſencolonien, 10000 Seelen an Zahl, noch fort in Mezzojuſo, Contessa, Piana und Palazzo Adriano. Außer ihrer Nationalſprache, der albaneſiſchen, reden dieſe Fremdlinge auch griechiſch, und nachdem ſeit dem Ende der byzantiniſchen Herrſchaft die einſt in Sicilien heimiſche

Sprache des Aeſchylus, Pindar und Platon in ſo langen Jahrhunderten völlig erloſchen war, wurde ſie zum dritten mal, und zwar von dieſen Heimatloſen auf die Inſel gebracht. Ihre kleinen Colonien erinnern nun, neben den Ruinen alter Tempel, an die blühende Epoche, als die Hellenen ihre Prachtſtädte Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und ſo viele andere in Sicilien gründeten. Indem ſo jene Albaneſen die Gegenwart wieder an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfen, ſind ſie der gaſtlichen Pflege Siciliens wol wert. Ihr Ritus iſt byzantiniſch, er greift alſo in die freilich nicht glänzende Periode zurück, wo die byzantiniſchen Kaiſer die Inſel beherrſchten und mißhandelten, bis die Saracenen ſie ihnen entriſſen, und zwei Jahrhunderte ſpäter die normanniſche Invaſion die ſicilianiſche Kirche lateiniſirte. Der griechiſche Biſchof der Albaneſen reſidirt in Palermo und neben dem Bistum beſteht dort ein griechiſches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Helleniſten, wie Criſpi, hervorgegangen ſind. Auf dieſes eine Inſtitut haben ſich demnach die alten Philoſophen- und Sophiſtenſchulen des Vaterlands von Gorgias und Empedokles beſchränkt. Die griechiſche Sprache iſt unter den Albaneſen freilich nur die Sprache des Cultus und der Wiſſenſchaft; ihr eigenes Idiom aber iſt von dem Griechiſchen weit verſchieden. Sie ſprechen es unter einander, ſie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgeſänge und ihre Apoſtrophen an die alte Heimat, woraus ſie verbannt worden ſind. Vigo berichtet, daß noch bis vor wenigen Jahren es bei ihnen Sitte war, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tag

:r Abfahrt aus Albanien, gemeindeweiſe auf den Berg
Roſen zu ſteigen und beim Aufgang der Sonne,
en Oſten gewendet, einen ſehnſüchtigen Klagegeſang
erheben, deſſen Refrain lautet:

O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer.
Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Brüder.
O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer.

:ſe Verſe lauten im Original:

O' ebúcura Morée,
Cù cuur tẽ glieë néngh tẽ peë.
Ati cám ù zootintát,
Ati cám ù mëmën t' i me,
Ati cám ú t' im vëlua.
O' ebúcura Morée,
Cù cuur tẽ glieë néngh tẽ peë.

r Leſer, der noch keine albaneſiſchen Laute gehört
, mag aus dieſer Probe urteilen, daß ſie fremd-
g genug klingen und von jeder ihm bekannten Sprache
eichen. Das Albaneſiſche ſteht in der That unter
lebenden Idiomen faſt ſo rätſelhaft da, wie es für
heute unter den todten das Etruskiſche iſt. Der
chgelehrte Biſchof Criſpi ſagt in ſeiner Einleitung
der kleinen Sammlung ſiciliſch-albaneſiſcher Volks-
er, die er in die Collection Vigo's eingefügt hat:
ie albaneſiſche Sprache zählt ein ſo hohes Alter,

daß man ſie zu den Urſprachen rechnen kann, denen ſie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn ſie ähnelt darin dem Chaldäiſchen und Hebräiſchen, ſie iſt innig verbunden mit dem Phrygiſchen, Pelasgiſchen, dem alten Macedoniſch und dem primitiven Aeoliſch. Ihr größter Ruhm iſt jedoch der, einer der urſprünglichen Stämme zu ſein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwol nun aber das Albaneſiſche ſo alt iſt, und obwol es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß dieſe Sprache ſich im Munde des Volks, welches ſie ſpricht, immer lebend erhielt, ſo hat ſie doch nur ſehr wenig Schriftſteller der Art gehabt, welche ſie zu einer Schriftſprache hätten erheben können.“ Wenn nun dem ſo iſt, daß die Sprache der Albaneſen die Urſprache von Hellas ſei, und wenn in dem Dialekt der Sicilianer noch die alte Urſprache der Siculer oder Italer erkannt werden darf, ſo würden alſo in Sicilien durch ein ſeltſames Zuſammentreffen die verwandten Urſtämme des Griechiſchen und Lateiniſchen neben einander gefunden werden. Das urſprüngliche Alphabet der Albaneſen war phöniziſcher Art; jetzt bedienen ſie ſich, und ſchon ſeit lange, der griechiſchen Charaktere, aber in der Propaganda von Rom und in Sicilien ſchreiben ſie mit lateiniſchen Buchſtaben. Mit ſolchen hat auch Crispi die von ihm beigetragenen ſiebzehn Canzonen und die zwei geiſtlichen Geſänge in Vigo's Sammlung aufgezeichnet, indem er ihnen eine italieniſche Ueberſetzung zur Seite gab. Ich finde ſie nicht durch große Schönheit ausgezeichnet; ſie ſtehen den ſonſt bekannten Volks-

ängen aus Epirus und Griechenland weit nach, und ähneln ihnen oder den ſerbiſchen Liedern in Ton und ladenhafter Weiſe, erhalten aber hie und da eine ene Färbung durch ſicilianiſches oder neapolitaniſches :al. Ich will nur Einen Geſang wiedergeben.

Das Bankett.

Bankett, du reizend Bankett,
Prächtiges Bankett und heitres,
Sag' mir nun, ſag' die Wahrheit.
Wer hat geordnet dieſes Bankett?
Die Mutter des Bräutigams.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm der Bräutigam her die ſchöne Farbe?
Von dem roten Granatenapfel.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm doch her die Aehnlichkeit
Der ſchwellende Buſen der Braut?
Vom ſüßen Apfel.

Dies genügt die Nationalweiſe zu erkennen; ſie erin- rt durchaus an die Serben, und in Sicilien ſteht ſie llig fremd und vom Landescharakter gründlich ver- ieden dar, während die Volkslieder der Lombarden iciliens ſich von den ſicilianiſchen nur durch die Sprache terſcheiden; denn auch ihre Form, wenigſtens ſo viele :er Vigo aufgenommen hat, iſt die ſicilianiſche Octave.

Ich wende mich nun zu dem ſicilianiſchen Volks- ang ſelber. In der Einleitung zu meiner Ueber- ung vieler Poeſien Giovanni Meli's habe ich eine berſicht der poetiſchen Nationalliteratur der Inſel

von Ciullo's Zeit bis auf Meli gegeben, aber auf die Volkspoeſie nicht Rückſicht genommen. Denn die namhaften Dichter Siciliens, wie Don Antonio Viniziano, der Marcheſe Rao e Requeſenz, Vitale da Gangi, Giovanni Meli, Domenico Tempio, Ignazio Scimonelli, ſind Kunſtpoeten, obwol ſie in derſelben Sprache geſchrieben haben, in welcher das namenloſe Volk ſeine ſchönen Lieder dichtet. Nur der gefeierte Pietro Fullone von Palermo, aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, deſſen zahlloſe Gedichte über die Inſel verbreitet ſind, iſt als der wahre Volkspoet und das Haupt der poesia rustica Siciliens zu betrachten. Er gehörte dem Volk ſelber an, weil er ein armer Steinſchneider und Arbeiter auf den königlichen Galeeren war. In ſeiner faſt beiſpielloſen Begabung für die Improviſation und die Dichtung jeder Art von Liedern, mochten ſie weltlich und geiſtlich, erotiſch, epiſch und ſatiriſch ſein, hat ſich das poetiſche Naturell des ſicilianiſchen Volks einmal einen perſönlichen Ausdruck gegeben, und dieſe Naturkraft wiederholte ſich ſeit Fullone (er ſtarb am 22. März 1670) nicht mehr auf gleiche Weiſe in einer Perſon. Indeß finden ſich immer unter dem Volk einzelne namhafte Poeten, die ihre Gelegenheitsgedichte als fliegende Blätter drucken laſſen. Vigo, der dieſer Klaſſe von Dichtern eine rühmliche Liebe und Aufmerkſamkeit zugewendet hat, zeichnet von heute lebenden Volksdichtern beſonders aus: Alaimo, Adelſio und la Sala von Palermo. Von ihnen iſt der erſte ein Feldarbeiter, was man in Italien Zappatore nennt, d. h. ein Tagelöhner, der die Erde hackt; er iſt durch eine ſatiriſche Ader

ausgezeichnet. Vigo nennt ihn den Salvator Roſa der poesia rustica, Stefano la Sala aber rühmt er als deren Arioſt. Dieſer Poet lebt als armer Nagelſchmied in Palermo. Vigo lernte ihn kennen und machte ihn im Jahr 1846 bekannt, indem er ſeine Poeſien drucken und das Porträt des Dichters in der Umgebung ſeiner Handwerkſtätte lithographiren ließ. Das Volk beſtellt bei ihm Lieder, aber keine Arbeit, ſo daß es mit Sala's Schmiedekunſt nicht fortgehen will.

Sehr merkwürdig iſt, was Vigo über die Dichterakademie der blinden Bettler in Palermo mitteilt; es genügt, den außerordentlichen Sinn der Sicilianer für die Poeſie zu bezeichnen. In ganz Sicilien, ſo berichtet er, treiben die Blinden die Kunſt der Muſik und des Geſanges; die unzählige Menge von Tabernakeln und Kapellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, die Novenen der Schutzpatrone, das Weihnachtsfeſt, die Tage des heiligen Joſeph, der Maria und Roſalia, die heilige Woche, der Märzen-Freitag, die Marien-Mittwoche, außerdem Hochzeiten, Ständchen, Carneval, alle dieſe Gelegenheiten geben den Blinden vollauf zu thun. Man findet ſie alſo in beſtändiger Thätigkeit. Von einem Ende Palermo's zum andern ſieht man ſie an der Hand eines Knaben gehen, um zur Violine oder Guitarre ihre Lieder zu ſingen, Lobgeſänge auf die Heiligen, Canzonen von Liebe, Eiferſucht, Verſchmähen, oder Banditengeſchichten von Teſtalonga, Fradiavolo, Tabbuſo, Zuzza. Sie ſind ſo ſehr beſchäftigt, daß man ſie nur auf ausdrückliche Beſtellung haben kann. In Palermo bilden ſie eine förmliche Akademie mit eigenen Statuten.

ſchaft, welcher ausdrücklich verbot, ſie aus dem Profeßhauſe zu treiben. Die Blinden verſchloſſen dieſes gerechte und rühmliche Dekret der Regierung in ihren Diplomkaſten mit drei Schöſſern, wo ſie alle auf ihre Zunft bezüglichen Urkunden verwahren. Vigo erzählt, daß ſie dieſelben mit ſo mißtrauiſcher Eiferſucht hüten, daß ſie ſelbſt ihm, einem ihrer Wolthäter, die Einſicht in jene Papiere nicht geſtatteten, wahrſcheinlich argwöhnend, er könne ein Emiſſär der Jeſuiten ſein. Demnach haben die Blinden über den Orden Jeſu geſiegt, denn es iſt ihm nicht gelungen, ſie zum Weichen zu bringen — ein ſeltſamer, ja ein rührender Triumf des erblindeten und bettelhaften Orpheus über den furchtbaren und heiligen General Ignatius Loyola.

Die Congregation beſteht aus dreißig Mitgliedern, alle Muſiker und Sänger. Einige ſind Finder von neuen Reimen (Trovatori), andere Rhapſoden, welche jene ſingen und verbreiten. Sie verpflichten ſich, nicht in Freudenhäuſern zu ſingen, noch auf den Straßen profane Poeſien vorzutragen, jeden Tag den Roſenkranz zu recitiren, jedes Jahr am 2. November zehn Gran für die Todtenfeier der verſtorbenen Blinden zu zahlen und einen Tari für das Feſt der Immacolata am 8. December. Sie haben einen Capellan, der ihnen täglich die Meſſe lieſt, einen Jeſuitenpater, bei dem ſie jeden erſten Donnerstag im Monat beichten und deſſen Cenſur ſie ihre Poeſien vorlegen müſſen. Außerdem regieren ſie ſich durch ihre Beamten, einen Superior, zwei Conjuncten, ſechs Conſultoren. Stolz auf ihre Geſellſchaft, rühmen ſie ſich Genoſſen der Congregation

der heil. Maria Maddalena in Rom zu ſein, und ihr geheimnißvoller Kaſten verſchließt den gnadenreichen Erlaß des Erzbiſchofs Mormile, der jedem, welcher einen Blinden eine geiſtliche Poeſie recitiren läßt, eine Indulgenz von vierzig Tagen gewährt. Jeder Zunftgenoſſe war ehedem gehalten, der Congregation am 8. December eine neue Poeſie zum Lob der Madonna vorzutragen, aber dieſer Gebrauch iſt ſchon erloſchen. Wenn nun die Zuſammenkunft ſtattfindet, ſo iſt es rührend, dieſe Armen wie eben ſo viel blinde Homere im Kreis umher ſitzen zu ſehen, in ſonderbaren Haltungen, voll glühenden Eifers, einer dem andern den allgemeinen Beifall ſtreitig zu machen und einer nach dem andern ſeine neue Poeſie und Muſik vorzutragen, während die Kinder, ihre Führer, auf eine Weile von der Mühe ihre Dienſtes befreit, alle zuſammen auf der Erde kauern und ſich kindlichem Spiel überlaſſen.

Dies iſt die Schilderung Vigo's von der Akademie der Blinden zu Palermo, ein koſtbares Gemälde aus dem Leben des armen Volks, wofür wir ihm wahrhaft dankbar ſind. Jeder ſeiner Leſer wird es gern den langweiligen und anſpruchsvollen Akademien oder Reimgeſellſchaften in den Städten Italiens gegenüber ſtellen, wo Herren und Damen ihre überkünſtelten Sonette noch immer, wie zu Marini's Zeit, hören laſſen. Und kaum wird irgendwo ein Dichter- und Sängerbund gefunden werden, dem es wie jenem in Palermo ſo heiliger Ernſt um die Sache wäre. Ich kenne keine der Reimereien der armen Sänger, denn Vigo hat keine mitgeteilt, aber wie ſie auch ſein mögen, wie ſchrille Töne auch

ihr Fiedelbogen hervorſtreichen mag, ſo glaube ich doch, daß die Muſen mit ſtillem Lächeln ihnen gern zuhören und daß ſie dieſen blinden Meiſtern, deren einzige himmliſche Tröſter und Ernährer ſie ſind, bisweilen auch gern einen guten Reim und Einfall vom Himmel ſchenken.

Während meines Aufenthalts in Sicilien hatte ich oft Gelegenheit Improviſatoren oder jene Rhapſoden zu hören, welche in den Straßen in einem Kreiſe von Zuhörern Märchen und Rittergeſchichten erzählen und Romanzen vortragen. Meiſtens ſind auch ſie ſonderbare Leute, blind oder buckelig, und ich erinnere mich namentlich an einen ſolchen Volkserzähler in Catania, der mit einem Zepterſtab in der Hand geſticulirte und ſobald er einen ritterlichen Kampf ſchilderte, in den Lüften herumhieb; er ſah ſo aus wie der ſogenannte Aeſop in der Villa Albani zu Rom. Wenn man den Ernſt und die Begierde ſieht, mit welcher das Volk ſolchen Improviſatoren zuhört, ſo darf man ſich nicht mehr wundern, daß die Inſel von zahlloſen Volksliedern wie von Grillengeſang wiederklingt. Auf ganz Sicilien iſt der Stein der Poeſie (la pietra della poesia) berühmt. Er ſteht in Mineo, und Vigo ſagt: „Es iſt Volksglauben, daß man, um Poet zu werden, nach Mineo gehen und den Stein der Poeſie küſſen muß.“ Wenn einige meiner Landsleute, die nach Sicilien reiſen, dazu Luſt haben, ſo mögen ſie ſich adreſſiren laſſen nach Mineo, Contrada Camuti, Villa di Paolo Maura, denn dort ſteht der Stein der Poeſie. Indeß wer nicht zu dieſem Kuß das rechte Herz mitbringt, kommt von Mineo gerade ſo klug zurück, als wäre er in Abdera geweſen. Es iſt merkwür-

dig, daß auch die Irländer einen ähnlichen Zauber haben, denn ſie ſagen daſſelbe von dem Blarney-Stein im Turm Blarney; wer ihn küßt, wird beredt.

Kein Volk, es ſei denn das ſtammverwandte Neapolitaniſche, beſitzt eine gleich große Begabung für die Improviſation, als die Sicilianer. Wenn ſie beim Wein ſitzen, ſprudelt ihre Luſt leicht in Reimen über; von dieſem Talent hat Giovanni Meli eine Probe in ſeinem Dithyrambus gegeben, den ich unter dem Titel „Der ſicilianiſche Weinſchwelg“ überſetzt habe. Bei ihren Feſten, zumal bei den Jahresmeſſen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. „Jeder ſingt für ſich“, ſagt Vigo, „wie die alten Troubadours, und jedem folgt eine Menge Volks, welches ihm applaudirt und ihn bezahlt, bis der Wetteifer ſowol der Sänger als der Zuhörer die Tenzone oder den Sängerkrieg entzündet. Die Poeten kommen unter einem ſchattigen Baum oder in einer Schenke zuſammen. Ehe ihr Wettgeſang beginnt, durchſucht man ſie, um ihnen die Waffen abzunehmen. Die Proſa iſt unterſagt; ſie begrüßen ſich in Verſen und fordern ſich heraus, dann legen ſie ſich Aufgaben zur Improviſation vor. Der Beſiegte wird ausgepfiffen und verjagt, während der Sieger fröhlich weiter ſingt und auf ſeiner Guitarre oder dem Pſalter klimpert. Aber das gewöhnliche Ende dieſer Tenzonen iſt, daß der Beſiegte wie eine Furie ſich auf den Sieger ſtürzt, und in der Regel gelingt es dann erſt den herbeieilenden Prieſtern, die Kämpfenden zu verſöhnen.“ Vigo erzählt als Augenzeuge von einer friedlichen Tenzone, die am Johannisfeſt zu Palermo ſtatt-

fand. „Es waren dort", ſo ſagt er, „fünf- bis ſechstauſend Zuſchauer verſammelt; um die Mittagsſtunde wurde der Heilige aus der Kirche getragen und auf dem Platz auf die Tragbahre geſtellt. Hierauf beſtiegen dieſelbe Bahre fünf Poeten, Antonio Ruſſo, ein Knabe, geführt von ſeinem Vater, einem Eiſenſchmied, Giovanni Pagano, ein Ackermann, der Schuſter Andrea Pappalardo und der Bauer Salvatore da Miſterbianco. Einer nach dem andern ſang das Lob und die Wunder des heiligen Johann und hierauf begann der Wettſtreit. Alle bedienten ſich zur Improviſation der ſicilianiſchen Octave; nur Pappalardo ſang in der Seſtine mit zwei Plattreimen am Ende. Alle waren außerordentlich gewandt und kampffertig, am meiſten der Eiſenſchmied. Sie alle wurden belohnt und bekränzt. Niemand weiß", ſo bemerkt Vigo, „von wann ſich dieſe Tenzonen herſchreiben, nur daß ſie uralt ſind; ſie verdienen die größte Aufmunterung, weil ſie nicht allein Nutzen bringen, ſondern noch an die edlen Gebräuche der helleniſchen Zeit erinnern."

Die außerordentliche Begabung der Italiener und Sicilianer für die Improviſation wird übrigens durch die traditionellen Formen unterſtützt, worin ſie ihre Poeſien ausſprechen. Bei Völkern, welche ſolche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, iſt der improviſirte Geſang weit ſchwieriger, weil willkürlicher, oder weil eher die That perſönlichſten Talents. Aber das italieniſche Volk beſitzt von Alters her ſeine beſtändigen Sangesformen, die ihm zur geläufigſten Gewohnheit geworden ſind. Faſt durchweg in Toscana, in Latium,

[illegible] ...ends in Sicilien nur die Octave [illegible] ...aus gebraucht, und nur sehr weni- [illegible] ...gibt die ganze große Sammlung Vigo's [illegible] ...worin die verschiedenartigste poetische [illegible] ...gesprochen und jeder beliebige Gegenstand [illegible] Dieses Maaß und diese [illegible] Form [illegible] Art, daß der Reim sich [illegible], also [illegible] ...reuzt: denn diese Gestalt der Octave ist [illegible] ...nationale Erfindung Siciliens. [illegible] ...sowol der Volks- als der Kunstpoesie, [illegible] ...Tasso und Ariost angewendet haben, sich [illegible] ...unterscheidet, daß der Reim sich nur [illegible] ...die Octave also mit zwei Blattreimen [illegible] ...sicilianische Octave [illegible] die Assonanz, so daß [illegible] ...die vier abwechselnden Reime, nur durch leise Vocal- [illegible] ...modificirt, den vier leitenden Reimen [illegible] ...Man [illegible] Reime [illegible] ...Das gibt einen großen [illegible] ...als Muster Vigo [illegible]

[illegible]

[illegible] ...Octave, und nur eine

einzige, genügt übrigens dem Sänger. Sie enthält das ganze Lied oder Gedicht, ſei es Liebeslied, Sinnſpruch, Klage, Ständchen und dergleichen mehr. Ihr Name iſt wie im Toscaniſchen canzuna und bisweilen, wie eben auch dort, strambotto, oder stornetto, wie man auf dem Aetna ſagt. Der Ausdruck strambotto, nach Tigri aus strano motto entſtanden, iſt ſehr alt; er war ſchon zur Zeit des Königs und Sängers Manfred im Gebrauch, denn dies lehrt der Chroniſt Matteo Spinello, der von ihm erzählt: „Der König ging häufig Nachts in Barletta umher und ſang strambotti und amoroſe Canzonen, und mit ihm gingen zwei ſicilianiſche Muſikanten, welche große Romanzatori waren.“ (Lo re spisso la notte esceva per Barletta, cantando strambotti, e canzone amorose, e con esso ivano due musici siciliani, che erano gran romanzatori.) Der Strambotto oder die Octave iſt mit Recht eine Erfindung der Sicilianer genannt worden, und nur in der Stellung der Reime haben die Toscaner ſpäter die bemerkte Aenderung getroffen. Die Nationalität dieſer Octave lehrt eben auch die Sammlung Vigo's. Vergleicht man ihre Liederformen mit denen, welche die toscaniſche Sammlung Tigri's enthält, ſo ergibt ſich, daß die Toscaner von jener Form der alten ſicilianiſchen Trovatori abgewichen ſind. Während ſie in Sicilien mit aller Energie feſtgehalten iſt, hat ſie ſich in Toscana nicht allein ſo verwandelt, wie ich oben ſchon angegeben habe, nämlich in die Seſtine mit angehängten Plattreimen, ſondern nicht einmal die Reime der Seſtine werden dort regelrecht durchgeführt. Der Toscaner

hilft ſich mit Aſſonanz und ſelbſt mit dem Plattreim ſchon am Schluß der eigentlichen Seſtine, ſo daß ſeine populäre Octave ſehr oft mit einem Doppelpaar von Plattreimen ſchließt. Außerdem ſind bei ihm die zehn-, eilf- und zwölfzeiligen Strophen häufig in Gebrauch, wie es die zehnzeiligen im Römiſchen ſind, von denen Visconti und Giovanni Torlonia kleine Sammlungen herausgegeben haben. Die Toscaner nennen im Allgemeinen ihre Lieder rispetti, nicht strambotti, womit ſie eben Liebeslieder („Grüße der Hochachtung", des rispetto) bezeichnen.

Wie in Toscana, findet ſich auch in Sicilien die Gattung der fiori, oder Blumenritornelle, welche die Toscaner durchweg stornelli nennen. Die Sammlung Tigri's gibt davon eine große Anzahl und darunter ſo ſchöne, geiſtreiche und poetiſche, daß ſie in ihr als wahrhafte, in keiner andern Sprache nachzuahmende Edelſteine eingefügt ſind. Dieſe reizende Art der Volksdichtung iſt über Italien, wie die Blumen ſelber, verbreitet, aber ſie ſcheint in dem graziöſen Toscana, dem Garten Italiens, ihre eigentliche Heimat zu haben und in Sicilien nicht ſo gut zu gedeihen. Denn nur aus dieſem Grunde erkläre ich mir die auffallend geringe Anzahl von höchſtens fünfzehn fiori, welche Vigo aufgenommen hat, und von dieſen erreicht nicht Eine Blume den Duft und die Anmut der toscaniſchen stornelli.

Als Vigo ſeine patriotiſche Sammlung anlegte und durch ein Circular ganz Sicilien zu Beiſteuern aufforderte, bezeichnete er als Gegenſtände derſelben folgende:

1. Lieder von Liebe, Haß, Verſchmähung, Eiferſucht, Verlaſſen, Entfernung, Hochzeit u. ſ. w. 2. Wiegenlieder (ninne-nanne). 3. Rätſel (Indovinelli). 4. Fiori. 5. Todtenlieder (canti funebri). 6. Heilige Geſänge. 7. Lieder von Banditen, Vendetta, Hexen, Krieg. 8. Lombardiſche und albaneſiſche Volkslieder.

Seine Sammlung iſt ziemlich vollſtändig geworden, namentlich in der erſten Nummer. Da, wie Herr Vigo mir mitteilt, bald eine vermehrte Ausgabe erſcheinen wird, bringt ſie wol mehr fiori, ferner Banditen und Vendettalieder und Todtenklagen, an denen Sicilien gewiß reich iſt, und die eine intereſſante Vergleichung mit den ſchönen Todtenklagen und Rachegeſängen der Corſen darbieten können. Auffallend war es mir, daß in der ganzen Sammlung Tigri's kein einziges Volkslied geſchichtlichen Inhalts zu finden, und daß dieſe Gattung auch von Vigo kaum berückſichtigt worden iſt. Der Volksgeſang Italiens beſteht weſentlich in der amoroſen Canzone. Wenn die ewige Klarheit des Himmels und die Schärfe des Verſtandes in Italien die poetiſche Gattung von Märchen, Geiſterſagen und Balladen dieſer Art völlig unmöglich macht, ſo läßt auch die Menge, die Größe und die Beſtimmtheit der hiſtoriſchen Thatſachen in dieſem Vaterlande der Geſchichte die hiſtoriſche Volksſage nicht aufkommen. Das Volk aber beſingt geſchichtliche Ereigniſſe gewöhnlich erſt dann, wenn ſie durch das poetiſche Medium der Sage hindurchgegangen ſind. Ich habe in den Gebirgen Italiens Hunderte von den zerſtörten Burgen beſucht, aber keine einzige von einer Volksſage im eigentlichen Sinne des Worts, wie

bei uns oder in England, bewohnt gefunden. Dagegen gibt es kaum einen Ort in Italien, der nicht ſeine hiſtoriſchen Annalen von grauen Uranfängen herzuleiten wüßte, und wenige, die nicht ihre eigene gedruckte Specialgeſchichte aufzuweiſen hätten, voll von hiſtoriſchen und archäologiſchen Erläuterungen, von welchen, und namentlich den letzteren, die Muſen ſchnell, wie die Bienen aus ihrem Honigſtock durch Rauch, vertrieben werden.

Vigo hat ſehr wol gethan, jedes der Lieder mit dem Namen des Orts zu bezeichnen, dem es angehört. Einige ausgezeichnete Städte ſind, nicht durch ſeine Schuld, leer ausgegangen. Ich habe nur ein einziges Lied aus Syrakus gefunden, keines aus Agrigent, keines aus Taormina, Cefalu und Monreale. Am zahlreichſten iſt Vigo's eigener Wohnort vertreten, Aci Reale, eines der reizendſten Städtchen in der Welt, in einem Paradies zu Füßen des Aetna gelegen, an des mythiſchen Akis heiliger Quelle, und gegenüber den Inſeln des Polyphem, der dort um Galathea ſchmachtete. Wenn man dieſen mit immerblühenden Roſen, mit Orangen und mit Reben bedeckten Ort kennt, wird man ſich nicht wundern, daß unter ſeinem Volk ſo ſüß ſingende und melodiſche Muſen wohnen. Nächſt Aci ſind viele und ſchöne Beiträge aus Meſſina, Catania, vom Aetna ſelbſt, aus Palermo, Mineo und Raffadali, aus Lentini, Termini, Modica, Bronte, Itala, Piazza, Siciliana, Aderno und vielen andern Städten, in denen einſt die Muſe von Hellas gehört ward. Wenn heute die großen ſicilianiſchen Poeten, Steſichorus und Theokrit, wenn ſelbſt Pindar und Simonides die Lieder hörten, welche nach mehr als

2000 Jahren noch um die Ruinen der erlauchten Griechenſtädte von einem andern Geſchlecht geſungen werden, ſie würden ihnen ihren Beifall nicht verſagen. Die alten Weiſen der Ode ſind untergegangen, nur der bukoliſche Geſang iſt durch Meli ſchön erneuert worden; die künſtliche Strophe hat ſich in die gereimte Octave verwandelt; die Muſe ſelbſt trägt ein anderes Geſicht; aber auch dieſes iſt ſchön, ausdrucksvoll und voll Geiſt und Gefühl. Denn die Muſe iſt unſterblich, wie die elyſiſche Natur und das Menſchenherz, welches unter ihren Eindrücken ſeine Luſt und ſein Leid beſingt.

Vergleicht man nun die zahlreiche Klaſſe der Liebeslieder bei Vigo mit den rispetti bei Tigri, ſo wird man durch ihre Aehnlichkeit überraſcht. Die Uebereinſtimmung in dieſen Volksweiſen iſt ein glänzender Beweis von der Einheit der italieniſchen Nation. Die einzige Conföderation, welche ihre Stämme behauptet haben, iſt die der Poeſie. Eine blutige Geſchichte hat ihre Provinzen zerriſſen, die Politik des Auslands wie der eigenen Staaten hat dieſe Trennung beſtändig erhalten, ja vermehrt, der Municipalismus hält noch heute ſelbſt die Städte eines und deſſelben politiſchen Ganzen auseinander; der Mangel an Induſtrie, Handel und Straßen ſcheidet nahe Gebiete weit voneinander ab, und wie dem materiellen, ſo fehlen auch dem geiſtigen Leben Italiens die verbindenden und allgemeinen Culturſtraßen des Verkehrs. Und dennoch zeigt ſich im Volksliede der Italiener ein völlig individuelles, ein gleichartig nationales Gepräge, welches mit Entſchiedenheit die Einheit der Nation ausſpricht und vor der Welt behauptet. Das Volkslied iſt

die Schatzkammer der Nationalität, worin dieſe ihre Kleinodien verwahrt, die unveräußerlich ſind. Denn Geſetze, Rechte, Freiheiten, politiſche und bürgerliche Inſtitutionen laſſen ſich durch geſchichtliche Proceſſe vertilgen, aber die Sprache, worin das Volk redet und ſingt, iſt ein nur mit ihm ſelbſt zerſtörbares Element. In dieſem Sinne der Nationalität ſind daher beide Sammlungen Toscana's und Siciliens bedeutende hiſtoriſche Documente von der innern Einheit des italieniſchen Volks und als deſſen, was die Lateiner und ihre Nachkommen mit dem Begriff indoles bezeichnen.

Man leſe dieſe Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuſchen Cultur des Herzens dieſes Volk fähig iſt, das unter ſo elenden politiſchen und bürgerlichen Zuſtänden, und faſt ohne Unterricht, faſt immer an ſeine Scholle gefeſſelt, aufwachſen muß. Es wiederholt ſich bis zum Ekel, daß Touriſten aus allen Ländern, namentlich aber aus Deutſchland, nachdem ſie flüchtig auf den breiten Heerſtraßen ein paar Monate, ſelbſt nur Wochen lang aus dem Reiſewagen Italien geſehen haben, ſich herausnehmen über die Zuſtände des Volks dicke Bücher zu ſchreiben, worin ſie die althergebrachten Phraſen von der italieniſchen Canaille wiederholen, um ſich vielleicht nur an den Wirtshausprellereien zu rächen. Und doch kennen ſie von dem Lande gerade ſo viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen geſehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wiſſen, und man muß es in ſeinen Bergen und Tälern, bei ſeiner unausgeſetzten Arbeit,

wie bei ſeinen mäßigen Feſten aufſuchen. Jene Volkspoeſie aber, ſie iſt die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälſchende Civiliſation noch nicht berührt hat.

Dieſelbe Art alſo des Empfindens, des Anſchauens von Dingen und Menſchen, dieſelbe poetiſche Vorſtellungsweiſe, die gleiche Symbolik, der gleiche Cultus des Gefühls, namentlich in Bezug auf die ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber, durchdringt alle dieſe Lieder, und dieſelbe Ausdrucksweiſe des poetiſchen Gedankens findet ſich in Toscana, in Latium, in Corſica, Sardinien und Sicilien wieder. Dieſer poetiſche Cultus tritt überall mit derſelben Einheit auf, wie der Cultus der Religion, und wie das Volksgemüt darin dieſelbe Beſchaffenheit zeigt, iſt auch die äußere Form des Liedes von derſelben Art, wenn auch hie und da durch Beſonderheit modificirt. Die Stanzen Toscana's haben zum Beiſpiel, außer der ſchon bemerkten Abweichung, die Eigentümlichkeit, den Hauptgedanken oder das Motiv refrainartig in ſich ſelber zu wiederholen, was ihnen ein reizendes populäres Gepräge gibt. Das ritornare ſcheint den Toscanern weſentlich zu ſein. Im Ganzen aber hat das italieniſche Volkslied einen gemeinſamen Stil der Architectur, und in dieſer traditionellen Gleichförmigkeit beruht zugleich mehr als die blos techniſche Stärke, welche dieſe Volkslieder auszeichnet.

Ihre Form iſt reich; ſie übertrifft dadurch die trochäiſche Volksweiſe der Spanier, und die im Ganzen monotone Art der ſerbiſchen und griechiſchen Lieder. Sie iſt die volle Form der epiſchen Stanze und die unmittel-

bare Grundlage der italieniſchen Kunſtpoeſie, welche in ihrer höchſten Blüte nur als die Vollendung der populären Stanze erſcheint — eine Thatſache, die von großer Bedeutung iſt. Denn ſie zeigt, daß die Kunſtpoeſie und die Volkspoeſie Italiens durch keine Kluft voneinander getrennt werden. Wenn in unſerem Vaterlande die Poeſien Schillers und Goethe's, als Product der vollendeten literariſchen Cultur, von jenen Schichten des Volks weit entfernt ſind, in denen die Lieder aus des Knaben Wunderhorn entſtanden, ſo werden in Italien die vollkommenen Meiſterwerke des Taſſo und Arioſt keineswegs von den Regionen getrennt, in denen die Volkslieder aus Vigo's und Tigri's Sammlung ihre Heimat haben. Ich finde in manchen volkstümlichen Octaven wörtliche Wendungen aus den großen Kunſtpoeten aufgenommen. Entweder ſind ſie dann urſprüngliches Eigentum des Volks, oder der Liederdichter entlehnte ſie doch als etwas populär Gewordenes jenen Dichtern. So heißt es in einem Lied aus Raffadali:

Vinissi chiddu patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Arioſt ſagt:

Natura il fece, e poi roppe la stampa.

Ein anderes Lied beginnt mit dem bekannten Vers Dante's:

Donni ch'aviti 'ntelletu d'amuri.

Ich darf nicht bemerken, daß das Volkslied die künſtlichen Strophen des Petrarca und die Sonettenform

haus verſchmäht. Uebrigens gibt es noch eine an-
: innerlichere Vermittlung zwiſchen ihm und der
ıſtpoeſie in dieſem Lande. Sie fließt aus dem Volks-
urell ſelber. Denn auch der Volksgeſang der Ita-
ıer hat etwas von Kunſtpoeſie an ſich, weil das
:ſen des Volks künſtleriſch iſt. Der durch alle Klaſſen
erſtreckende Sinn für die Formſchönheit, der feine
t für das Schickliche, die natürliche Grazie in Be-
ung, Kleidungsweiſe, Benehmen, worin die Ita-
ıer (und das müſſen ihnen ſelbſt ihre ärgſten Feinde
eſtehen) alle Völker weit übertreffen, finden ihr ent-
chendes Abbild auch im Volksliede. Es zeigt eine
aſt der Dichtung, die zur Natur geworden iſt, oder
: Natur, die ohne Mühe zur Kunſt wird. Dieſe
ſänge ſind ſchön coſtümirte Lieder, und dieſe nicht
ıe Kunſt zu bildenden Octaven, ſtrahlend von präch-
:n, oft wundervollen Metaphern, gleichen den ſchö-
: Frauen der Campagna an Feſttagen, wo ſie ſich
blitzenden Ohrgehängen, mit Corallenſchnüren und
denen Ringen ſchmücken.

Der Reichtum an Bildern iſt in dieſen Liedern
ß; er bietet den italieniſchen Kunſtpoeten eine un-
höpfliche Schatzkammer dar, in welche ſie um ſo mehr
ifen ſollten, als die Metapher, der ſchöne Schmet-
lingsſtaub auf dem Flügel der Muſe, von ihrer
dernen Poeſie faſt abgewiſcht worden iſt. Die Me-
her iſt aber keineswegs ein bloßes Ornament in der
chitectur eines Gedichts, ſondern der bewegliche Geiſt
: Phantaſie, welcher Gedanken ſchön bekleidet, die
ſchauung der Dinge aus ihrer ſtarren Einſamkeit er-

löst, und ſie poetiſch macht, indem ſie in ſinnliche oder moraliſche Beziehung zum Leben gebracht werden. Die Metapher beruht auf dem Sinn für die Natur und die zahlloſen Verbindungen deſſen, was in ihr als bedeutend erſcheint. Ein Stubenpoet wird daher ſchlecht geſchickt ſein, Metaphern zu finden, aber einem Volksdichter wird nichts geläufiger ſein, als dies, ja er wird ſein Dichten mit der Metapher beginnen, und fehlgreifen, indem er ſie allzuſehr anhäuft. Ein ſerbiſcher Poet vergleicht die Augenbrauen ſeiner Geliebten kühn und ſchön mit geſchwungenen ſchwarzen Schwalbenflügeln; ein corſiſcher ſagt von dem Herzen eines Banditen, es ſei vor Haß ſo klein geworden wie eine Flintenkugel; ein ſicilianiſcher Volksdichter läßt ſein Mädchen ihm ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenſter hinauswerfen. Solche Bilder fallen einem Kunſtpoeten nur dann und wann als glänzende Meteore vom Himmel, aber der Volkspoet bricht ſie mit vollen Händen wie Blumen von einer lebenden Hecke.

Wenn nun dieſe Kunſt des ſchön Verkörperten in der Poeſie, oder die poetiſche Malerei im Allgemeinen eine Gabe der Naturpoeſie iſt, welche, zumal im Süden und im Orient, von dem Sinnlichen ausgeht, ſo kommt dem italieniſchen Naturell im Beſondern die ſcharfe und durchſichtige Klarheit des Verſtandes und ein geiſtreiches, in Antitheſen ſpielendes Weſen zu, wodurch auch das Volkslied ſich der Kunſtpoeſie nähert. Der Italiener iſt von Natur ein logiſcher Kopf, ein gewandter Dialektiker, geborener Advocat, Sophiſt und Rechenmeiſter; es iſt nichts Unklares in ſeiner Phantaſie,

er kennt die Sentimentalität nicht, noch die ſanften Mittelgefühle und Uebergänge, das ſehnſüchtige Werden und Entwickeln in den Elementen des Lebens, wie ſein Jahr nicht den langen Frühling und ſein Tag nicht die lange Dämmerung kennt. Seine Gefühle ſind daher extrem und fertig, vom praktiſchen Trieb bewußten Willens, nicht von dem ſchmerzlichen Verlangen geführt. Das Hangen und Bangen in ſchwebender Pein, welches als ein weſentliches Element der nordiſchen Poeſie ihr die ſchönſten Phänomene der Dämmerung verleiht, iſt dem Italiener völlig fremd. Vigo verlangt für ſeine Sammlung ausdrücklich Lieder von Liebe, Haß, Verachtung, Eiferſucht, Verlaſſen, Entfernung, Hochzeit, und ich zweifle mit Grund, daß irgend ein deutſcher Sammler ſich für eine ſolche Collection je ausgebeten habe Lieder von Haß, Verachtung, Eiferſucht, Rache, während er die Kategorie der Sehnſucht ſehr ſtark würde betont und mit den reichſten Nummern ausgeſtattet haben.

Ich will alſo ſagen, daß auch in der italieniſchen Volkspoeſie reflectirender Verſtand und Bewußtſein des Zwecks die Gefühle zügelt oder beſchränkt. Sie iſt daher nicht in unſerem Sinne lyriſch und muſikaliſch, ſondern behält etwas Epiſches, Bild- und Genreartiges. Die nordiſche Volkspoeſie iſt ſowol empfindungsreich als gedankenreich; die ſüdliche aber iſt graziös und geiſtreich. Die Fülle von Combinationen, Einfällen, originellen Motiven iſt oft erſtaunlich, und dennoch bleibt all dies naiver Ausdruck eines Volks, das von Natur eben ſchön, lebhaft und geiſtreich iſt. Ich habe beide

verzichte auf den Ruhm eines guten Ueberſetzers. Selbſt die Meiſterſchaft eines Rückert würde bisweilen in Verlegenheit geraten, die vierfachen Reime oder die Aſſonanzen genau durchzuführen, ohne den Sinn und Hauch des Liedes gewaltſam zu zerſtören. Und überhaupt: der Zauber ſolcher Volkspoeſien kann durch Ueberſetzung nicht erreicht, nur angedeutet werden.

O Bauer, wie ſchön iſt dein Töchterlein!
Sie gleicht einer Fahne von Golde.
Fädelt die Fäden in die Nadel ſie ein,
Scheint es, ſie ſtickt ſich Fäden von Golde.
Setzt ſie ſich nieder zum Webeſtul fein,
Läßt fliegen das Schifflein die Holde,
Ich Armer, ich Armer bin fern und allein,
Ich höre das Rauſchen, ob ſterben ich ſollte.
Palermo.

Adler, der du fliegſt über Meere, Meere,
Warte, ich ſag' dir zwei Wörtchen lieb.
Drei Federn aus deinem Flügel will ich nehmen,
Ein klein Briefchen ſchreib' ich an mein Lieb.
Ganz mit Blut wol will ich es färben,
Setz' ich als Siegel darein mein Herz.
Wenn das Briefchen ich habe gefertigt,
Adler, dann trag' es zu meinem Lieb.
Itala.

Der Text dieſes reizenden Liedes lautet:

Acula, vai vulannu mari mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Mi cci fazzu 'na littra a lu me' beni;

Tutta di sangu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci metta lo cori;
Quannu la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu me' beni.

Der Adler hat im Sicilianiſchen ein weibliches Nomen. An andern Orten wird als Bote auch die Schwalbe und die Taube geſandt. Denn dieſes Lied iſt ſehr verbreitet und auch eines der reizendſten unter den toscaniſchen, wo es (ich habe die Ueberſetzung freier und liedartiger gehalten) ſo lautet:

Liebe Schwalbe, die du da fliegeſt,
Komm zurück und thu' mir's zu Lieb,
Gib mir 'ne Feder aus deinem Flügel,
Daß ich mag ſchreiben an mein Lieb.

Hab ich geſchrieben, geſiegelt,
Und im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Die Feder, die am Flügel dir fehlt.

Hab' ich's geſchrieben auf Golde,
Und ſind es der Zeilen genug,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Deine Feder und deinen ſchönen Flug.

Ich empfehle dieſes Lied den Componiſten.

Die Amſel, die macht ſich im Strauch ihr Neſt,
Da muß ſie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut ſich die Lerche feſt,
Da muß ſie leiden von Schlangen, Scorpionen;

Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Froſt ſie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baue mein warmes Neſt
Am weißen Buſen von meiner Patronin.
Termini.

Geſtern Abend ging ich aus Meſſina,
Mit der Sonne war ich in Milazzu;
Hört' die Meſſe ſchon in Taormina,
War zu Eſſenszeit ſchon in Randazzu.
Scholl das Vesperglöckchen in Traina,
Hört' ich's ſchlagen Zwei in Caſtellazzu,
Und das Ave lauten in Jaci Catina:
Sieh', aus Liebe welche Wanderſtraße!
Aci.

Sara, Sarella, wach' auf, weil es taget,
Höre der Nachtigall ſüßen Geſang!
Unter dem Fenſter im Garten ſie klaget,
Da breiten ſich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert ſein Neſtchen,
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt ſich ein Junges
Und ſetzt's in einen Käfig von Gold.
Du biſt der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen.
Aci.

Die folgende Octave werde ich nicht in Reimen
der geben, weil ich ihre große Schönheit zerſtören
de. Die ſicilianiſchen Verſe ſchließen in der Regel
dem bedeutenden Kraftwort, worauf der Accent des
ankens liegt und worin eben die poetiſche Schönheit

[illegible]. Sie aber können selten einen vierfachen Rei[illegible] [illegible], ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflu[illegible] [illegible].

Schöne, denn unter den Schönen bist du ein Phönix,
In meinem Herzen hast du entflammt eine Lampe.
Du bist von den Herzen die Kaiserin,
Und wer dich sieht, muß [illegible] weiter leben.
Was in der Welt man sagen und lieset,
S' ist ein Fünkchen von deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich schaffen nicht mehr: er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chidda patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Raffadáli.

Mutter, zur Quelle nicht schick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erschrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Da that ein Knabe die Händ' ausstrecken:
Der sagt': wie ist dein Antlitz so lieblich und fein,
Mit viel Küssen wol wollt' ich's bedecken:
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Wie die Heil'gen wol würd'st du erwecken.

Miner.

e Octave aus Syrakus:

Liebreizend, o Mädchen, ſind deine Manieren,
Die Lippen vollkommene Mandeln ſind.
Gott hab' ich gebeten, er woll' es gewähren,
Daß ich könnt' ſchlafen im Arm dir, o Kind.
Die Nächte, bat ich, ſie möchten mir währen,
So lang wie zwei Tage des Sommers ſind.
O ſelig die Linnen, die alſo die Glieder
Die zarten und ſüßen umfaſſen gelind.

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten ſie Anatomie.
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meiſter der Chirurgie.
Sie kamen mit Meſſern und ſpitzigen Eiſen,
Sie ſchnitten die Bruſt auf ſo mir, und ſo dir;
Da ſtarben vor Schreck ſie, 's that ſich erweiſen:
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.
Bizini.

Mich treibt über Meer die bittere Qual,
Weit, weit, da erreicht dich nimmer die Kunde,
Die Sterbeglocke nicht einmal,
Nicht einmal das Grab im Grunde.
Ich laß' dir dies Sternlein zum Signal:
Iſt es verloſchen, dann weine zur Stunde.
Aetna.

Die du wohneſt beiſeit der Marine,
Wol hält dich das Meer ſo friſch und ſo ſchön,

beſteht. Wir aber können ſelten einen vierfachen Reim durchführen, ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflucht zu nehmen.

Schöne, denn unter den Schönen biſt du ein Phönix,
In meinem Herzen haſt du entflammt eine Lampe.
Du biſt von den Herzen die Kaiſerin,
Und wer dich ſieht, muß närriſch weiter leben.
Was in der Welt man ſaget und lieſet,
'S iſt ein Fünkchen von deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich ſchaffen nicht mehr; er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chidda patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Raffabáli.

Mutter, zur Quelle nicht ſchick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erſchrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Da that ein Knabe die Händ' ausſtrecken;
Der ſagt': wie iſt dein Antlitz ſo lieblich und fein,
Mit viel Küſſen wol wollt' ich's bedecken;
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Alle die Heil'gen wol würd'ſt du erwecken.

Mineo.

Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, ſie fingen ihn nimmer ein.
Ich ſtoß einen Pfiff aus, ich treuer Gebieter:
Da kommt er herunter, der Adler iſt mein.
Ribera.

Heil'ger Engel wardſt du Eremit?
Willſt an's Fenſterlein nicht kommen.
Kommſt du, wird lebendig mein Gemüt,
Iſt mir alles Leiden da benommen.
Wie die Roſe biſt du, die erblüht
Ganz in Blumen ſteht erglommen;
Ich das Eiſen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geſchlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenſtrahl,
Der Mond mir ſo lieb, du weißt's zu ſagen.
Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neſte wir Halme mitſammen tragen.
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre, Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel iſt nicht heiter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

[illegible] Volkslieder.

[illegible]mäglein fest und fester
[illegible] in ihre Nester,
[illegible] Schlaf ist kommen so,
[illegible] dir ninna, mach' dir vò.

[illegible] Augen schlafverdrossen
[illegible] Schäflein halb geschlossen,
[illegible] der Schlaf ist kommen so,
[illegible] dir ninna, mach' dir vò.

Die verliebten Ringelschlangen
[illegible] schon all zu Bett gegangen,
[illegible] der Schlaf ist kommen so,
[illegible] dir ninna, mach' dir vò.

[illegible] will's Bächlein leise lallen,
[illegible] ist auf den Bergen allen,
[illegible] der Schlaf ist kommen so,
[illegible] dir ninna, mach' dir vò.

In dem Tal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen schon ein Weilchen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liebchen saugt die Biene
Honig aus der Gelsumine,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Patti.

Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, ſie ſingen ihn nimmer ein.
Ich ſtoß einen Pfiff aus, ich treuer Gebieter:
Da kommt er herunter, der Adler iſt mein.
Ribera.

Heil'ger Engel wardſt du Eremit?
Willſt an's Fenſterlein nicht kommen.
Kommſt du, wird lebendig mein Gemüt,
Iſt mir alles Leiden da benommen.
Wie die Roſe biſt du, die erblüht
Ganz in Blumen ſteht erglommen;
Ich das Eiſen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geſchlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenſtrahl,
Der Mond mir ſo lieb, du weißt's zu ſagen.
Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neſte wir Halme mitſammen tragen.
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre, Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel iſt nicht heiter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die Buntvöglein feſt und feſter
Hüllen ſich in ihre Neſter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Seine Augen ſchlafverdroſſen
Hat das Schäflein halb geſchloſſen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die verliebten Ringelſchlangen
Sind ſchon all zu Bett gegangen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Kaum will's Bächlein leiſe lallen,
Nacht iſt auf den Bergen allen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

In dem Tal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen ſchon ein Weilchen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liebchen ſaugt die Biene
Honig aus der Gelſumine,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Patti.

's Sammlung gleichkäme. Es iſt eine himm-
equickung wahrhafter Muſe, darin zu leſen und
ıde Reimgeklingel der Kunſtpoeten zu vergeſſen.
:ſe Sammlungen gerade in dieſer gegenwärtigen
an das Licht gekommen ſind, kann dem italie-
Volk zu großem Troſt gereichen; denn dieſe ihre
htung iſt die glänzendſte Apologie Italiens, die
:ieben worden iſt; es iſt das Volksparlament der
welches ſeine Stimme auch vor dem Ausland
und ſie wird gern vernommen werden.

Kommſt du gegangen, der Himmel wird klare,
Die Sonne, ſie ſcheinet, es legt ſich der Wind.
So viel um den Oelbaum Zweige ſich ſchaaren,
In ſo viel Wünſchen im Herzen trag' ich dich, Kind.
Meſſina.

Ich wollte fliegen, kann nicht von der Stelle,
Denn mein Geliebter hält mich am Band.
Ich wollte berühren die rauſchende Welle,
Die Straße, die Sterne und Himmel und Land.
Ach! hätt' ich hundert Augen zum ſehen helle,
Ach hätt' ich tauſend Herzen, dir zugewandt!
Aci.

Ich ſah an dem Himmel zwei Feuer entbrennen,
Zwei ſchöne Sternlein, die ſah ich dort ziehn.
Das eine der Sternlein, nicht konnt' ich's erkennen,
Ein Strahl von der Sonnen das andre mir ſchien.
O Säule des Domes, ſo will ich dich nennen,
O Banner des Feſtes, drum Roſen erglüh'n!
Es wird unſer Lieben ſich ſcheiden und trennen,
Wenn um die Weihnacht der Juni wird blühn.
Mineo.

Ich ſchließe hier, und wünſche Herrn Vigo aufrichtig Glück zu ſeinem Werke. Er hat eins der ſchönſten Denkmäler der ſicilianiſchen Literatur hergeſtellt, und den Liederſchatz von Völkerſtimmen, welchen wir Deutſche ſeit Herders Zeit zu pflegen nicht aufgehört haben, um ein prächtiges Kleinod vermehrt. Seit langen Zeiten hat die italieniſche Literatur nichts hervorgebracht, was nur im Entfernteſten dem Werk jener von Bauern, Fiſchern, Arbeitern gedichteten Lieder in Tigri's und

in Vigo's Sammlung gleichkäme. Es iſt eine himmliſche Erquickung wahrhafter Muſe, darin zu leſen und das elende Reimgeklingel der Kunſtpoeten zu vergeſſen. Daß dieſe Sammlungen gerade in dieſer gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen ſind, kann dem italieniſchen Volk zu großem Troſt gereichen; denn dieſe ihre Volksdichtung iſt die glänzendſte Apologie Italiens, die je geſchrieben worden iſt; es iſt das Volksparlament der Muſen, welches ſeine Stimme auch vor dem Ausland erhebt, und ſie wird gern vernommen werden.

Neapel und Sicilien

vom Jahr 1830 bis 1852.

Ferdinand II. ſeinem Vater Franz I. am 8.
ember 1830 auf den Tron beider Sicilen folgte,
er erſt 20 Jahre alt. Er übernahm den Staat
en in der Bewegung, welche die Julirevolution in
opa hervorrief. Erſt neun Jahre waren vergangen,
die carbonariſtiſche Revolution vom Juli 1820 durch
Treubruch ſeines Großvaters und durch die öſter-
iſche Intervention unterdrückt worden war; jüngſt
im Februar 1827, hatten die Oeſterreicher das nea-
taniſche Land verlaſſen, deren Unterhalt dem Lande
Millionen Ducati gekoſtet. Die Parteien ſtanden
ſchroff gegenüber, die Carbonari rüſteten einen neuen
ſtand, welcher in Verbindung mit den Verſchworenen
telitaliens einen allgemein italieniſchen Charakter an-
nen ſollte. Aber die liberale Partei Neapels war
öpft. Während Mittelitalien ſich erhob, zeigten ſich
Königreich nur flüchtige Bewegungen, welche leicht
ückt wurden, bis auch das ſchnelle Ende der Re-
tionsverſuche in Modena und in den Legationen die
ſtändiſchen vollends entmutigte.

Ferdinand II. ſuchte indeß durch einige Zugeſtändniſſe das Volk zu beſchwichtigen; aber obwol man manchen Druck erleichterte, misliebige Beamte entfernte, einige Exilirte und Verurteilte aus den Jahren 1821 und 1828 amneſtirte, zeigte ſich doch der dem neapolitaniſchen Regiment eigentümliche Widerſpruch in den öffentlichen Maßregeln. Denn ſofort wurde zum Miniſter des Innern gemacht der Marcheſe Pietracatella, ein Anhänger des verhaßten Canoſa, und was noch mehr in Erſtaunen ſetzte, war die Begnadigung des um abſcheulicher Gewaltthat verurteilten Intendanten von Coſenza, de Matteis. Der junge König begnadigte ihn mit einer Penſion.

Damals war Intonti Polizeiminiſter, ein Mann, den das Volk haßte, und der als ehrgeizig und hartherzig galt. Indem derſelbe mit ſteigender Furcht die Gährung des Landes beobachtete, machte er dem jungen König ſelbſt den Antrag, das Regierungsſyſtem in liberalem Sinne zu ändern, ein neues volkstümliches Cabinet zu bilden, einen Staatsrat mit den ausgedehntern Befugniſſen eines Senats einzuſetzen und eine Nationalgarde zu errichten. Intonti ſetzte in dem König bei ſo großer Jugend liberale Neigungen voraus, die er für ſich ſelbſt auszubeuten hoffte; und in der That ſchien Ferdinand geneigt, auf dieſe Vorſchläge einzugehen. Aber kaum hatte Monſignore Oliveri, ſein Erzieher und Ratgeber, davon Kunde erhalten, als er mit den Miniſtern zuſammentrat und dem Könige zu verſtehen gab, wie Intonti ein Intriguant ſei, welcher aus Ehrgeiz und mit der franzöſiſchen Regierung einverſtanden den Staat

in Revolution zu stürzen beabsichtige. Sogleich gebot Ferdinand dem Polizeiminister das Land binnen 24 Stunden zu verlassen, und damit hatte der Reformversuch ein Ende.

Der Fall Intonti's wurde in Neapel mit Jubel begrüßt, doch verwandelte sich die Freude bald genug in Schrecken, als seine Stelle einzunehmen berufen wurde del Carretto, Chef der Gendarmerie, ein Mann, von dem man sagte, er sei zum Henker geboren, und der sich bereits im Jahr 1828 dadurch ausgezeichnet hatte, daß er den Ort Bosco, wo die Carbonari einen Aufstand erhoben, bis auf den Grund zerstörte und viele Unglückliche zum Tode oder zu den Galeeren verdammte. Del Carretto war seither bis zum Jahr 1848 der Dämon Neapels und der Gründer eines fluchwürdigen Polizeiregiments.

Im Jahr 1832 vermälte sich der König Ferdinand mit Maria Christina von Savoyen, der Tochter Victor Emanuel's I. Diese Fürstin machte sich durch ihre große Frömmigkeit und durch ihre Tugenden bald beliebt, aber ihr bigoter Sinn übte einen schädlichen Einfluß auf die Richtung des Hofes aus. Sie starb schon am 31. Januar 1836, nachdem sie wenige Tage zuvor den Tronerben Francesco Maria Leopoldo, Herzog von Calabrien, geboren hatte. Ein Jahr nach ihrem Tode vermälte sich der König zum zweiten male, nämlich mit Maria Theresia, der Tochter des großen Feldherrn Karl, Erzherzogs von Oesterreich, eine Verbindung, welche das Metternich'sche System in Neapel befestigte. Es war das Jahr 1837 ein verhängnißvolles durch die unerhörte

Wut, mit welcher die Cholera im Königreich beider Sicilien auftrat. In der Hauptstadt selbst erlagen in kurzer Zeit 13798 Opfer; aber mit pestartiger Heftigkeit wütete die Seuche in dem heißern Sicilien, wo in Palermo allein 24000 Menschen hingerafft wurden, in Catania 5360, auf der ganzen Insel überhaupt 69250 Menschen starben. Seitdem der Schwarze Tod Europa heimgesucht hatte, waren kaum ähnliche Scenen des Schreckens erlebt worden: es wiederholte sich, was Boccaccio und Manzoni in ihren Schilderungen der Pest erzählten, oder was der Pinsel Spadaro's dargestellt hat. Das Entsetzen ward noch durch die Wut des Volks vermehrt, welches die Brunnen und Lebensmittel vergiftet glaubte, und Beamte, Aerzte, Privatpersonen mit barbarischer Grausamkeit ermordete, verbrannte, lebendig begrub. Die Syrakuser erhoben sich gegen ihre Localregierung, ermordeten den Intendanten und viele andere Personen. Infolge dieser Excesse ernannte der König Militärcommissionen, die Schuldigen zu bestrafen; er schickte nach Calabrien den Intendanten von Catanzaro, Giuseppe de Liguoro, nach Sicilien aber del Carretto als Alter ego. Auf die Schrecken der Pest folgten die der Polizei. Syrakus, bisher Hauptstadt der Provinz, verlor zur Strafe die Intendantur, welche nun nach Noto verlegt wurde, sodaß die Vaterstadt Hiero's und Archimedes' mit jedem Jahr tiefer und zu einem Dorf herabsinken mußte.

So sind wiederholte Aufstände, Erdbeben und Pestilenzen die einzig ausgezeichneten Capitel in der jüngsten Geschichte beider Sicilien, deren Charakter wahrhaft

vulcaniſch erſcheint. Seitdem die Secte der Carbonari dem Jungen Italien Mazzini's Platz gemacht hatte, ſchien die Revolutionspartei mit verdoppelter Energie in allen Provinzen thätig zu werden. Der Schauplatz des Losbruchs aber wurde jetzt tiefer nach dem Süden hinabgerückt; denn obwol die neapolitaniſche Regierung über eine große Truppenmacht gebot, welche der König noch durch neue Schweizerregimenter vermehrte, ſo waren doch die neapolitaniſchen Lande entfernt von dem unmittelbaren Einfluß Oeſterreichs, und mit Recht durften die Radicalen auf das entzündliche Naturell der Calabreſen wie auf den Nationalhaß der um alle ihre verbrieften Rechte gebrachten Sicilianer zählen. Man erwartete ſeit 1840 einen Aufſtand im Königreich beider Sicilien. Die orientaliſche Frage ſchien bereits damals Europa verwirren zu wollen, und eine allgemeine Entzündung der Gemüter weiſſagte ſchwere Ereigniſſe. Neapel war durch die ſogenannte Schwefelfrage von England mit Krieg bedroht, ſodaß ſelbſt die Regierung des Königs, wie im Jahr 1830, eine liberale Miene anzunehmen ſchien. Indem man das Gerücht verbreitete, der König beabſichtige eine Conſtitution und Preßfreiheit zu geben, ſprach ſich eben darin nur das allgemeine Bedürfniß des Volks aus. Indeſſen fanden hie und da einzelne Schilderhebungen ſtatt. Im Jahr 1841 rief man in Aquila die Conſtitution aus. Das Volk erſchlug den verhaßten Intendanten Tanfano, einſt Vertrauter des Cardinals Ruffo und wegen Geſinnung und Grauſamkeit verabſcheut; aber die bewaffnete Macht unterdrückte den Aufſtand ſchnell: der General Carella,

nach Aquila als Commiſſar der Regierung geſchickt, verurteilte 56 Perſonen zu den Galeeren, andere zum Tod.

Kurze Zeit darauf erhob ſich Coſenza, dann Salerno. Dieſe waghalſigen und vereinzelten Aufſtände dienten dazu, den Haß zu vermehren, aber ſie zeigten den Einſichtigen auch die Ohnmacht ſolcher Exploſionen der Leidenſchaft, von denen nur Schwärmerei den Umſturz eines ganzen Staats erwarten konnte. Unter allen jenen chevalereskten und abenteuerlichen Unternehmungen, wie ſie im Charakter des Südens liegen, hat ſich keine dem Gedächtniß der Zeit ſo ſehr eingeprägt, und keine in ganz Europa eine ſo ſchmerzliche Sympathie erregt, als jene der beiden Brüder Attilio und Emilio Bandiera, der jungen und hochherzigen Söhne des öſterreichiſchen Admirals gleiches Namens, welche von ihrem Exil in Korfu nach Calabrien ſchifften, weder zurückgehalten durch die Warnungen Mazzini's ſelbſt, noch durch den Jammer der Mutter, noch durch die offenbare Unſinnigkeit des Wagniſſes. Denn da die engliſche Regierung Neapel von allen Plänen der Fuorusciti in Kenntniß geſetzt hatte und Calabrien ſtreng überwacht wurde, ſodaß die Inſurgenten ſich nicht vereinigen konnten, mußten die kühnen Jünglinge dem Tod entgegengehen. Ein Verräter lockte ſie und ihre 20 Begleiter nach San Giovanni in Fiore, wo man ſie gefangen nahm. Am 25. Juni 1844 wurden ſie in Coſenza erſchoſſen. Die Welt erſtaunte über die Schwäche und die Grauſamkeit der neapolitaniſchen Regierung, während das Beiſpiel der Bandiera die Jugend Italiens noch leidenſchaftlicher ent-

Romagna einen drohenden
s Jungen Italien wiegel-
inzen wurden mit Flug-
organisirt, Geld gesam-
ilitärcommission in Bologna;
er Regierung Gregors XVI.
t, hatte die Commission nach
ort viele Bürger wegen Hoch-
orfen. Diese und andere Ge-
vollends; kaum war im Kirchen-
hemmen, und dort, nachdem die
anischen fehlgeschlagen, schien das
en Revolution sich bilden zu wollen.
Richtung hatte sich Bahn gemacht;
en, daß, um die Erhebung national
s Volk in allen Schichten fortzureißen,
ind gesetzliche Mächte mitwirken müßten.
den Weg der Reformbestrebungen ein
ie öffentliche Meinung zu einer Macht
her dann die Regierungen folgen sollten.
schwung der Gesinnungen spricht schon
erkwürdige Manifest von Rimini aus
le popolazioni dello stato Romano ai
opuli d'Europa"), in welchem die Auf-
Jahr 1845 in gemäßigter Sprache ihr
amm niederlegten. Es sprach sich da-
ie im ganzen Italien mit Entschieden-
tionalismus aus. Weil nun in Italien
en deutschen Ländern, zu gleicher Zeit
inzialstände als Organe der öffentlichen

Wünſche ſich konnten vernehmen laſſen, ſo gab die Preſſe allein, und zwar vom Auslande her, dem Begehren des Volks Stimme und Ausdruck. Die Preſſe war damals in Italien eine hinreißende und allgemeine Macht.

Als literariſche Erſcheinungen von weitreichendem Belang in jener Zeit müſſen Gioberti's „Del primato morale e civile degli Italiani", Ceſare Balbo's Schrift „Le speranze d'Italia" und die Schriften von Maſſimo d'Azeglio, von Giacomo Durando u. ſ. w. erwähnt werden. Indem weſentlich von Piemont aus die Reformpartei ihre politiſchen Grundſätze verbreitete und für den Gedanken der italieniſchen Einheit oder Staatenconföderation reißend ſchnelle Propaganda machte, zugleich auch die beiden Angelpunkte der annahenden allgemeinen Revolution Italiens vorahnend bezeichnet wurden, nämlich der Papſt (im Sinne Gioberti's) und der König von Sardinien (im Sinne Balbo's), der eine als moraliſcher, der andere als politiſcher Einheitspunkt, ſo ſchien das Königreich beider Sicilien hinter dieſer Bewegung zurückzubleiben. Denn weder dieſſeit des Faro, noch am wenigſten jenſeit deſſelben in Sicilien hat der italieniſche Nationalismus einen Boden im Volke. Die geographiſche Abgeſchiedenheit, die commerzielle nach dem Orient hinweiſende Richtung, Sitten und Sprache, die faſt unitalieniſch zu nennende Geſchichte des Landes ſcheiden die Neapolitaner und Sicilianer auffallend vom übrigen Italien, wie beide Volksgruppen wiederum voneinander geſchieden ſind. Die revolutionäre Bewegung nahm daher im Süden in demſelben Maße einen parti-

len Charakter an, als sie in Italien
llgemeiner wurde.
r Italien im Ganzen Cesare Balbo's
Schriften epochemachend auftraten, so
as Königreich beider Sicilien ebenfalls
r, welche der Reformpartei für Neapel
sdruck und Anhalt gaben, Colletta und
der bekannte General Murats, der die
. Casa Lanza abgeschlossen hatte, war
lirt worden, wo er im Jahr 1831 starb.
kurz vor seinem Tode seine berühmte
pels" geschrieben, ein durch Form und
hes Werk, welches im Spiegel der mo-
te Neapels von Karl III. von Bourbon
rbonaristische Revolution die elende Ver-
aats, die Unhaltbarkeit der Absolutie und
keit eines constitutionellen und volkstüm-
ts mit der Beredtsamkeit eines Tacitus
es glänzende Werk war einer der größten
Reformpartei überhaupt erfocht, es öffnete
Augen, indem es historisch überzeugte.
Geschichte wirkte auch auf Sicilien. Ohne
sterte sie den talentvollen Advocaten Michele
ner „Geschichte der Sicilianischen Vesper",
ahr 1842 erschien, ein Buch, taciteisch in
doch dunkler und gezwungener geschrieben,
on Colletta. Mit einer außerordentlich dra-
Lebendigkeit stellte Amari jene merkwürdige
Siciliens dar und lehrte den Sicilianer seine
mäßigen Rechte und, im Widerspruch zu die-

sen, die elende Gegenwart deutlicher erkennen. Amari, der sich in neuester Zeit auch durch den Beginn eines trefflichen Werks über die Geschichte der Muselmannen auf Sicilien bekannt gemacht hat, trat in dem „Vespro siciliano" ganz und gar tendenziös auf. National-sicilianische und particularistische Absichten leiteten ihn allein und verleiteten ihn auch dazu, jene bekannte Figur des Johann von Procida fast ganz aus der geschichtlichen Wirksamkeit in das Reich der Sage zu verweisen, um nur die Befreiung Siciliens vom Joche Neapels als einen Act der Volkskraft selbst erscheinen zu lassen.

Man kann sagen, daß Colletta's und Amari's Werke die Revolutionen von 1848 wie in Neapel so in Sicilien gleichsam ankündigten. Beide waren wahrhaft geschichtliche Proteste gegen die Absolutie des Königtums und die despotische Erdrückung der Volksrechte, aber beide verhalten sich ohne Wissen und Wollen feindlich zueinander: jenes, das neapolitanische, ist das Programm des Constitutionalismus, dieses, das sicilianische, muß auf die Losreißung der Insel und stillschweigend auf die Republik hinauslaufen. In beiden hat sich merkwürdig genug die öffentliche Meinung der beiden Volksstämme in das Asyl streng wissenschaftlicher Darstellung geflüchtet.

Während solche Erscheinungen die denkende Klasse der Bevölkerung bewegten, ward in Neapel die geheime Presse nicht müde, zahllose Flugschriften, Proteste und Appelle, leidenschaftlich und excentrisch in der Haltung und schonungslos im Urteil über den König und die Minister, auszustreuen. Die öffentliche Presse selbst lag

geknechtet unter der ärgſten Cenſur. Die Begriffe popolo, cittadino, nazione wurden aus dem literariſchen Verkehr geſtrichen, die Aengſtlichkeit der Regierung war lächerlich. Dagegen hatten die Jeſuiten volle Freiheit ſich in Schriften zu ergehen: ſie gaben damals, ehe die „Civiltà cattolica" in Neapel gegründet wurde, die Zeitſchrift „Scienza e fede" heraus, unter der Redaction des Padre Curci, eines eifrigen Bekämpfers des Gioberti, und der Protection des Monſignore Cocle des Alles vermögenden Ratgebers des Königs. Die Prieſter übten zugleich die Cenſur aller eingeführten Zeitſchriften und Bücher aus, ſie cenſirten ſelbſt die theatraliſchen Aufführungen und die Ballets.

Eine pietiſtiſche Richtung beherrſchte den Hof, und der König ſelbſt huldigte ihr. Man weiß, daß Ferdinand, von Kindheit an durch Prieſter erzogen und geleitet, eine devote Verehrung gegen die Religion und die Heiligen an den Tag legte. Jeden Morgen hörte er die Meſſe, ſtreng faſtete er am Freitag und am Sonnabend, drei mal des Tags betete er das Angelus, und nie hat er irgend einer großen Kirchenfunction ſeine Gegenwart entzogen. Celeſtino Cocle war damals ſein Beichtvater, Geiſtlicher vom Orden des San Alfonſo und Erzbiſchof von Patras, ein Mann, deſſen Macht nicht minder gefürchtet und gehaßt wurde als jene del Carretto's. Auch andere Prieſter umgaben den König beſtändig, und Don Placido, ein hitziger und bigoter Kanzelredner, welcher in Neapel großes Aufſehen, namentlich beim weiblichen Geſchlecht, machte, ſtand hoch in ſeiner Gunſt. Seit den Ereigniſſen im Frühjahr

1848 kam Ferdinand II. überdies in den Ruf eines grauſamen Tyrannen und zweiten Attila, aber die maßloſe Leidenſchaft hat ihm Eigenſchaften beigelegt, die er nicht beſaß. In keiner Weiſe durch Gaben des Genies ausgezeichnet, weder im Guten noch im Schlimmen, teilte dieſer ſehr untergeordnete Fürſt mit vielen andern älterer und neuerer Zeit daſſelbe Schickſal: die Verhältniſſe und die Umgebungen haben ihn bezwungen, die Furcht ihn ins Extrem gedrängt. Er war zu ſchwach, ihr zu widerſtehen, und zu roh, um einen andern Begriff vom Staat zu haben, als den, daß er ſein Eigentum ſei. Dieſer Geizhals häufte Millionen auf, die ſeinem Volk erpreßt wurden.

Man ſagt nicht ohne Grund, daß Mistrauen und Furcht in keinem andern Staat ſo ſehr alle Handlungen beherrſchten als in Neapel; es war nicht allein die immer wache Furcht vor den Bewegungen in den Provinzen, ſondern auch das Mistrauen gegen ſeine eigenen Miniſter, welches dem König bittere Pein verurſachte. Er ſchien es zum Princip genommen zu haben, ſein eigenes Cabinet in feindliche Elemente zu zerſpalten und ſo gleichſam einen Miniſter zum Beobachter und Gegner des andern zu machen. Präſident des Miniſteriums war im Jahr 1846 der Marcheſe von Pietracatella, ein grundſätzlich entſchiedener Anhänger der Abſolutie, ein Mann von öſterreichiſchen Geſinnungen. Miniſter des Innern war Niccolo Santangelo; Miniſter der Polizei Francesco Saverio del Carretto; Finanzminiſter Ferdinando Ferri, ein alter Liberaler vom Jahr 1799; Miniſter des Auswärtigen der Prinz di Scilla Fulco Ruffo;

Miniſter der Juſtiz Niccolo Pariſio, gerühmt als Gelehrter, aber ohne Energie; Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten der Prinz Giuſeppe Lanza; Miniſter des Kriegs und der Marine der König ſelbſt, Director dieſes Reſſorts aber der General Giuſeppe Garzia. Außerdem war Vicekönig von Sicilien der Herzog Luigi di Maio, ein Mann, welchen die Sicilianer wegen ſeiner unbedeutenden Perſönlichkeit geringſchätzten.

Von allen dieſen Miniſtern zeigten ſich allein mächtig del Carretto und Santangelo; hinter ihnen ſtand Monſignore Cocle, durch deſſen Einfluß auf das Gemüt des Königs Alles vermocht wurde, öffentliche Maßregeln wie Beſetzung der Aemter durch Meiſtbietende oder Günſtlinge. Es erklärte einer jener Proteſte, welche im Jahr 1846 die geheime Preſſe druckte: „Unter den Miniſtern herrſcht nicht einmal die Einigkeit der Banditen, denn ſie kennen einander, ſie haſſen ſich, ſie ſtellen ſich nach; der König hält ſie mit Gewalt zuſammen und glaubt, daß ſie, je feindlicher ſie untereinander ſind, deſto treuer ihm anhängen. Wenn einer von ihnen das Gute vorſchlägt, ſetzen ſich ihm die andern aus Bosheit entgegen und laſſen das Schlimme durchgehen; wenn er das Schlimme vorſchlägt, werden die andern Tugendhelden und verhindern es, daher geſchieht weder das Gute noch das Böſe, ſondern jeder macht in ſeinem Miniſterium was er will. Del Carretto ſpielt den Nero, Santangelo raubt, Ferri erſpart, Pariſio träumt von Juſtiz, der König ſagt Gebete her, Monſignore öffnet die Pforten des Himmels und der Erde. Daher iſt es kein Wunder, wenn der Staatsrat nichts iſt, wenn die Regierung

ſtumpf, ungerecht, lächerlich, tyranniſch und beſchämend iſt für die Unterdrücker wie die Unterdrückten."

In der That waren die Zuſtände Neapels kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 erſchreckend. Täglich fanden Verhaftungen ſtatt, die Polizei füllte alle Kerker; indem ſie gewaltſam die Geſetze umſtieß, hob ſie die öffentliche Sicherheit auf und machte ſie die Willkür zur Regel. Die Proceſſe, zahllos angehäuft, da bei dem geringſten Verdacht oder dem leiſeſten Wink der Spione Verhaftungen erfolgten, wurden insgeheim von der Polizei inſtruirt; die Advocaten wagten nicht mehr zu verteidigen, weil ſie der Rache der Regierung und dem Verluſt ihres Amtes ausgeſetzt waren. Dies Schickſal traf unter Andern Giuſeppe Macarelli, den Präſidenten des Criminalgerichtshofs von Neapel, den mutigen Verteidiger einiger junger Männer, welche des Zuſammenhangs mit dem Jungen Italien waren angeklagt worden. Und doch ſcheute ſich zu gleicher Zeit die Regierung nicht, ihre Ohnmacht den Banditen gegenüber öffentlich einzugeſtehen und mit ihnen wie mit ebenbürtigen Feinden förmliche Friedensverträge abzuſchließen. So geſchah es mit Gioſafat Talarico, einem famoſen Banditen, welcher zwölf Jahre lang im Silawald gehauſt hatte. Man capitulirte mit ihm, der Miniſter del Carretto gab ihm eigenhändig in Coſenza das Gnadendecret in die Hände, und nachdem der gefürchtete Hauptmann ſich unterworfen hatte, ſandte man ihn und ſeine tapferſten Gefährten nach Lipari mit einer monatlichen Penſion von 18 Ducati. Solche Demoraliſation und Schwäche einer despotiſchen Regierung, die nur

gegen die Wehrlosen stark war, mußte sie verhaßt und zugleich verachtet machen. Es schwoll die Gärung in allen Provinzen; in Calabrien, jenem Lande, dessen Haß gegen Neapel nicht minder national ist als der der Sicilianer, bereitete man einen Aufstand vor, der schon lange in Verbindung mit den Liberalen der Hauptstadt selbst organisirt war.

Einen Augenblick lang hemmte die dem Ausbruch nahe Bewegung der Tod Gregors XVI., die am 16. Juni 1846 erfolgte Wahl Pius' IX. und der wunderbare Umschwung, der plötzlich wie mit einem Zauberschlag alle Gemüter in Freude und Entzücken versetzte. Aber während das übrige Italien einem enthusiastischen Taumel sich hingab und die Völker in einem unwiderstehlichen Drange nach Reform und nationaler Selbständigkeit zu einem erneuten Lebensgefühl aufwachten, nahm Neapel ein um so düsteres Aussehen an; die erschreckte Regierung verdoppelte den Druck, statt ihn zu erleichtern. Der König zeigte sich ohne Kopf und Herz, und unfähig die Zeit zu begreifen. Nun erst ging del Carretto's Polizeiherrschaft bis an's Aeußerste. Neapel bedeckte sich mit Gendarmen und Spionen, Verhaftungen folgten auf Verhaftungen; keine Concession im liberalen Sinne ward gemacht, weder im Jahr 1846 noch bis zum Sommer des folgenden Jahrs. In der gewohnten despotischen Verblendung, daß eine schlagfertige Truppe und die Gendarmerie hinreichend sei, den durch soviel Jahrzehnde, durch soviel gehäufte Opfer des Bluts gesteigerten Haß des Volks niederzuhalten, ließ man die Erbitterung wachsen, ermutigt auch durch das neue Freundschafts-

verhältniß zu Rußland, deſſen Kaiſer Nikolaus kurz zuvor (1845) einen Beſuch am Hofe Neapels gemacht hatte. Man hatte ja auch ſeit geraumer Zeit wiederholte Aufſtandsverſuche mit kleiner Mühe erſtickt, und ſie jedesmal als romantiſche Tollheiten ſpurlos verlaufen ſehen. Neuen Unternehmungen der Art wollte man jetzt kräftig vorbeugen, indem man den General Statella mit Truppen in das von unzähligen Banditen beunruhigte Calabrien ſandte, den Herd alles revolutionären Treibens dieſſeit der Meerenge.

Da brach zuerſt in Meſſina ein Aufſtand aus. Eine Schaar fanatiſcher und tapferer Jünglinge hatte ſich verſchworen, den Commandanten der Stadt und die angeſehenſten Offiziere bei einem Feſt zu überfallen und aufzuheben; aber der tollkühne Verſuch endete nach einem kurzen Straßenkampf mit der Gefangennahme oder Flucht der Verſchworenen. Doch war dieſer Aufſtand nicht vereinzelt, er ſtand vielmehr mit andern revolutionären Erhebungen in Verbindung, welche im Sommer des Jahrs 1847 in Calabrien und Sicilien ausbrechen und das ganze Königreich beider Sicilien mit ſich fortreißen ſollten. Für Calabrien waren die Brüder Domenico und Gian Andrea Romeo, aus Reggio, zu Führern ernannt. Nachdem dieſe unternehmenden Männer mit den Verſchworenen in Neapel Abrede getroffen hatten, überfielen ſie plötzlich an der Spitze einer Inſurgentenſchaar die Stadt Reggio, und zwangen die kleine Beſatzung der Citadelle das Gewehr zu ſtrecken. Dies geſchah am Ende des Monats Auguſt. Nirgends erhob man den Ruf nach Republik, man ließ den conſti-

tutionellen König und Pius IX. leben, ja man pflanzte auf der Citadelle die päpſtliche Fahne auf. Aber die Bewegung blieb local. Zwar beteiligte ſich das Volk von Reggio und die nächſte Umgegend; doch ohne Verbindung mit den übrigen Städten und ohne den Maſſenaufſtand der Provinz, mußte die Inſurrection in ſich erlöſchen, wie jene frühern von Aquila, Salerno und Coſenza. Und kaum waren zwei Tage vergangen, als auf die Kunde von der Erhebung Reggio's abgeſendete Kriegsſchiffe vor der empörten Stadt erſchienen. Sie ergab ſich den Truppen nach einem kurzen Widerſtand. Die Führer warfen ſich in die Berge, um mit dem Reſt der Inſurgenten das innere Land aufzuwiegeln; aber die Königlichen überwältigten dieſe verlorenen Schaaren eine nach der andern, und nachdem Domenico Romeo, ein Mann von großem Mut, ein echter Calabreſe, im Kampfe gefallen war, überlieferte ſich ſein Bruder Gian Andrea ſelbſt den Händen der Königlichen. Glücklicher als ſeine Schickſalsgenoſſen vor ihm, wurde er zu den Galeeren begnadigt und ſollte bald darauf noch eine hervorragende Rolle ſpielen.

Der Aufſtand Calabriens war indeß bedeutender geweſen als alle diejenigen, welche ihm ſeit 1820 voraufgegangen waren. Hatten die Erfolge auch keinen Beſtand gehabt, ſo war doch eine Stadt überwältigt, eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt worden, und nachdem die Inſurrection am 31. Auguſt ausgebrochen, hatte man ſie erſt Ende October und nach ſchwierigen Kämpfen völlig bewältigen können. Ihr Zuſammenhang mit der italieniſchen Bewegung im Allgemeinen und der Umſtand,

daß ſie ſich unter die Fahne Pius' IX. geſtellt und ſo in den Augen des Volks ſich eine Heiligung gegeben hatte, mußte der Regierung doppelt gefährlich erſcheinen. Man verſchärfte demnach alle peinlichen Proceſſe, man wandte gegen die gefangenen Inſurgenten und Liberalen in ſcheußlichen Kerkern ſelbſt die Tortur an; unzählige Menſchen in der Hauptſtadt wie in den Provinzen wurden ihren Familien entriſſen, und niemals war bei Carretto's und Campobaſſo's Regiment ſo fürchterlich als nach dem Aufſtand von Reggio. Aber es neigte ſich ſchon dem Ende zu. Denn jene nicht mehr zu hemmende Aufregung der Völker brach nun als Maſſenbewegung in den Hauptſtädten ſelbſt aus. Die Aufſtände in den Provinzen hatten immer nur einen localen und vereinzelten Charakter gehabt, anders aber mußten ſich die Dinge geſtalten, wenn das Volk in der Hauptſtadt ſelbſt die Regierung überflutete.

Dies geſchah! Je mehr ſich die römiſchen Reformen unter Pius IX. erweiterten, deſto lebhafter wurde das Begehren in Neapel, in gleichem Maße fortzuſchreiten. Die Kunde von der vom Papſt bewilligten Staatsconſulta in Rom fiel wie ein Funke in Neapel und Palermo hinein. Die Polizei reichte mit Verhaftungen nun nicht mehr aus, denn man hätte bei den täglichen Demonſtrationen auf den Plätzen und Straßen endlich Tauſende und aus allen Ständen verhaften müſſen. Mit jedem Tage wuchs die Bewegung, Adreſſen, Petitionen, Manifeſtationen jeder Art, Deputationen der Sicilianer, der Calabreſen, der Neapolitaner folgten einander, und man hörte zu jeder Zeit das Geſchrei: Es lebe

Italien! Pio Nono! Es leben die Sicilianer! die Conſtitution!

Man mußte endlich einlenken. Schon im Auguſt hatte der König Ferdinand die drückende Mahlſteuer abgeſchafft und die Abgabe auf das Salz verringert; endlich änderte er das Miniſterium. Niccolo Santangelo, Ferdinando Ferri traten ab, aber del Carretto blieb in ſeinem Poſten, wie auch der öſterreichiſch geſinnte Pietracatella. Das Volk umlagerte indeß täglich den königlichen Palaſt und ſchrie: Reform! Reform! Täglich gingen Deputationen aus allen Teilen des Königsreichs, täglich Botſchaften von drohenden Bewegungen in den Städten und Provinzen ein. Neapel war in einem fieberhaften Zuſtand der Aufregung. Am 14. December ſtrömte das Volk auf den Platz della Carità. Zahlloſe Schaaren aus allen Ständen, zum Teil mit den italieniſchen Nationalfarben geſchmückt, ließen ſie Pius IX., Leopold von Toscana und die Sicilianer hoch leben und den Ruf nach Reform und Conſtitution erſchallen. Das Militär, verſtärkt durch Zuzug aus Salerno und Nola, ſtand kampffertig gerüſtet, das königliche Schloß war mit geladenen Kanonen umſtellt. Noch einmal fanden maſſenhafte Verhaftungen ſtatt, und indem ſich unter den von der Polizei Ergriffenen Jünglinge aus den höchſten Ständen befanden, wie der Prinz Caracciolo, der Herzog von San Donato, der Herzog von Albaneto und Andere, gab man dem Volk den offenkundigen Beweis, daß der Liberalismus ſelbſt in dem höchſten Adel ſeine Anhänger gefunden habe. Man ſchloß die Univerſität und die höhern Lehranſtalten; einige Tauſende den Pro-

vinzen angehörige junge Leute mußten die Stadt verlaſſen. So wuchs die fieberhafte Aufregung, man konnte mit jedem Tag einen Schlag erwarten. Aber er fiel nicht hier, ſondern in Sicilien, und Palermo ſollte durch eine heroiſche Erhebung und einen großartigen Kampf dem übrigen Europa das Signal zu allen jenen Revolutionen geben, welche ſich mit elektriſcher Schnelligkeit verbreiteten, um dann eine nach der andern die Machtloſigkeit des modernen Geſchlechts darzuthun.

Unter allen Nationen, welche ſich damals im Namen des Rechts und der Freiheit erhoben, war keine der Sympathie würdiger und keine in ihren Rechten tiefer verletzt als die ſicilianiſche. Keine auch hatte ein ſo reelles, ſo klar und deutlich gefaßtes und hiſtoriſches Ziel vor Augen: nationale Unabhängigkeit, Conſtitution von 1812. Während im übrigen Europa, ſelbſt in Italien tauſenderlei durch hiſtoriſche Entwicklung oder theoretiſche Schulen erzeugte Ideen politiſcher oder ſocialer Natur die Völker verwirrten, die Kräfte und Intereſſen zerſplitterten und allgemeine Reſultate unmöglich machten, war Sicilien in ſeiner patriotiſchen Abgeſchiedenheit von allen modernen Richtungen unberührt geblieben. Der Feudalismus war aufgehoben worden, ohne daß ſocialiſtiſche Tendenzen ſich bemerklich machten; der Adel mit dem Klerus verbrüdert, ausgezeichnet durch den faſt ausſchließlichen Beſitz literariſcher Bildung und glänzend durch patriotiſche Verdienſte in den Wiſſenſchaften, war der anerkannte Träger der nationalen Rechte, der durch die Geſchichte von Jahrhunderten beſtellte Verfechter der ſicilianiſchen Selbſtändigkeit und der alten Verfaſſung.

n ihm in der Statthalterſchaft
1839 machte der König ſogar
General Tſchudy zum Lieutenant
General Bial folgte, und deſſen
war de Maio.

erhältniſſe Siciliens am Ende 1847
Dynaſtie Bourbon, ſo drängt ſich
eichung mit den Zuſtänden der Inſel
n Vesper vom Jahr 1282 auf. In
neinander getrennten Zeiträumen han-
m auch unter andern Formen, ſo doch
uck und bei demſelben Beſtreben Neapels,
zu entnationaliſiren, um dieſelben Zwecke,
zab der Revolution Grundlage und mate-
zung eine vorhandene, aber unterdrückte
Vielfache Aehnlichkeiten weiſen auch ſonſt
ıtionen auf: beide male ward die herrſchende
s Trones für verluſtig erklärt und ein fremder
zum Könige der neu conſtituirten Nation be-
ver die Reſultate waren weit verſchieden. Die
on von 1848, im Anfang heroiſch, mit Leiden-
:gonnen, ausgezeichnet durch Einheit des Willens,
Zuſtimmung aller Städte und Landſchaften, endlich
die Zeitumſtände hoch begünſtigt, endete doch in
r Zeit mit einer Kraftloſigkeit, welche in Erſtaunen
.; ja ſie erlag vor einer Waffenmacht, die wenig mehr
an 20000 Mann zählte, man darf vielleicht ſagen: vor
ei paar Schweizerregimentern.

Wir wollen den Gang der Ereigniſſe im Zuſammen-
hang überſchauen, den Gang einer Revolution, die klag-

cret vom 31. October einen weitern Gewaltact gegen die Sicilianer ausgeführt; Wechselseitigkeit der Aemter für Neapel und Sicilien festgestellt worden, so daß also ohne Unterschied der Nationalitäten dort Sicilianer hier Neapolitaner angestellt werden durften. Es bitterten die Sicilianer aber auch materielle Beschwerden; denn obwol die Finanzeinnahme nach einem Parlamentsbeschluß von 1813 die Summe von 1,847685 Lire niemals übersteigen sollte, war sie dennoch vermehrt worden, namentlich durch die Mahlsteuer und die Grundsteuer. Dazu kamen indirecte Abgaben, und so sah sich der kleine Eigenthümer mit 32 Procent überlastet.

Seit jenem Cholerajahr von 1837 stieg das Elend Siciliens aufs höchste. Zwei Geißeln hatten die Insel zerfleischt, die Cholera und del Carretto, welchen, wie schon bemerkt worden, der König als seinen Adjutanten nach Sicilien geschickt hatte, um den Aufruhr zu bestrafen. Dieser Mann, den selbst ein Tiberius für die erste Polizeistelle würde verwendet haben, führte sein Polizeiregiment in unerhörter Weise. Der Sicilianer verzweifelte unter dem dreifachen Druck des Steuereinnehmers, des Schergen und des Soldaten. Selbst die Statthalterschaft, wenigstens ein Schein nationaler Anerkennung, wodurch Sicilien von den Provinzen des Festlandes sich unterschied, ward nach und nach zu einem militärischen Posten herabgedrückt. Der Graf von Syrakus, Bruder des Königs, bekannt durch seine seltsamen Launen, die an den russischen Großfürsten Konstantin erinnern, war der letzte Statthalter königlichen Blutes in Sicilien gewesen. Nachdem derselbe im Jahr 1835

berufen worden, folgten ihm in der Statthalterschaft Generale. Im Jahr 1839 machte der König sogar einen Schweizer, den General Tschudy zum Lieutenant der Insel, dem der General Bial folgte, und dessen Nachfolger seit 1840 war de Maio.

Prüft man die Verhältnisse Siciliens am Ende 1847 zu Neapel und zur Dynastie Bourbon, so drängt sich von selbst die Vergleichung mit den Zuständen der Insel vor der sicilianischen Vesper vom Jahr 1282 auf. In beiden so weit voneinander getrennten Zeiträumen handelte es sich, wenn auch unter andern Formen, so doch bei ähnlichem Druck und bei demselben Bestreben Neapels, Sicilien völlig zu entnationalisiren, um dieselben Zwecke, und jedesmal gab der Revolution Grundlage und materielle Berechtigung eine vorhandene, aber unterdrückte Verfassung. Vielfache Aehnlichkeiten weisen auch sonst beide Revolutionen auf: beide male ward die herrschende Dynastie des Trones für verlustig erklärt und ein fremder Herrscher zum Könige der neu constituirten Nation berufen. Aber die Resultate waren weit verschieden. Die Revolution von 1848, im Anfang heroisch, mit Leidenschaft begonnen, ausgezeichnet durch Einheit des Willens, durch Zustimmung aller Städte und Landschaften, endlich durch die Zeitumstände hoch begünstigt, endete doch in kurzer Zeit mit einer Kraftlosigkeit, welche in Erstaunen setzt; ja sie erlag vor einer Waffenmacht, die wenig mehr denn 20000 Mann zählte, man darf vielleicht sagen: vor ein paar Schweizerregimentern.

Wir wollen den Gang der Ereignisse im Zusammenhang überschauen, den Gang einer Revolution, die klag-

lich endete, wie alle jene Revolutionen des Jahres 1848, der Epoche allſeitiger Schwäche, wie der Nationen, ſo mit wenigen Ausnahmen auch der Regierungen.

Während ſeit dem Herbſt 1847 das Volk in Neapel in leidenſchaftliche Aufregung geriet, gährte auch, und heftiger, Palermo. Dort war der Herzog von Maio (ein Name, der einſt zur Zeit des normanniſchen Wilhelm einen ſehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an deſſen Spitze die erſten Männer des Adels, der Marcheſe Ruggiero Settimo, der Marcheſe Spedalotto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Grammonte, Pantellaria ſtanden, hatte Deputationen nach Neapel geſchickt, Wiedergewähr alterbriefter Rechte verlangend. In Palermo dieſelben Demonſtrationen wie in Neapel, dieſelbe drohende Haltung des Militärs, und unausgeſetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeſtändniß von Seiten der Regierung erfolgte, geſchah es, daß die Sicilianer mit einer ritterlichen und heroiſchen Offenheit den Kampf verkündigten, die Revolution durch Placate wie durch Reden und abgeordnete Deputationen gerade heraus anſagten. Sie ſollte nicht den Charakter der Verſchwörung oder eines im Geheimen vorbereiteten Aufſtandes haben, nicht als eine Empörung oder Aufruhr gelten, ſondern offene That des in Maſſe ſich erhebenden Volks ſein. Man verkündete ſie auf den 12. Januar 1848, den Geburtstag des Königs Ferdinand; wenn bis zu dieſem Tage dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt ſein, ſollte der Kampf ſeinen Anfang nehmen.

Am Morgen des festgesetzten Tages begann die Erhebung wirklich. Die Sturmglocken läuteten von allen Kirchen und Klöstern, das Volk stürzte aus den Häusern, Adelige, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und Fischer, ohne Unterschied des Standes, die Einen wolbewaffnet, die Andern bewehrt mit Waffen des Augenblicks, mit Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man rief: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana! Evviva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück, Dragoner und Artillerie umstellten das königliche Schloß, welches den Cassaro, die Hauptstraße der schönen Stadt, beherrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden in allen Teilen Palermo's Barrikaden; aber noch kam es nicht zum Kampf. Man stand sich auf beiden Seiten gerüstet gegenüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch Geschrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in den Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am Vormittag des folgenden Tages begannen die Kanonen vom Schlosse her zu spielen, und Nachmittags warf das Fort Castellamare Granaten. Hier commandirte ein entschlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den Befehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu werfen: er warf nur jede Viertelstunde. Fürchterlich gestaltete sich das Kampfgewühl in der Stadt, deren heißblutiges Volk selbst in seinem alltäglichen bürgerlichen Treiben in einem beständigen fieberhaften Aufruhr zu sein scheint. Das unabläßige Läuten der Sturmglocken mischte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das Dröhnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten aller Consuln der auswärtigen Mächte in Palermo wie

ſich endete, wie alle jene Revolutionen des Jahres 1848, der Epoche allſeitiger Schwäche, wie der Nationen, ſo mit wenigen Ausnahmen auch der Regierungen.

Während ſeit dem Herbſt 1847 das Volk in Neapel in leidenſchaftliche Aufregung geriet, gährte auch, und heftiger, Palermo. Dort war der Herzog von Maio (ein Name, der einſt zur Zeit des normanniſchen Wilhelm einen ſehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an deſſen Spitze die erſten Männer des Adels, der Marcheſe Ruggiero Settimo, der Marcheſe Spedalotto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Grammonte, Pantellaria ſtanden, hatte Deputationen nach Neapel geſchickt, Wiedergewähr altverbriefter Rechte verlangend. In Palermo dieſelben Demonſtrationen wie in Neapel, dieſelbe drohende Haltung des Militärs, und unausgeſetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeſtändniß von Seiten der Regierung erfolgte, geſchah es, daß die Sicilianer mit einer ritterlichen und heroiſchen Offenheit den Kampf verkündigten, die Revolution durch Placate wie durch Reden und abgeordnete Deputationen gerade heraus anſagten. Sie ſollte nicht den Charakter der Verſchwörung oder eines im Geheimen vorbereiteten Aufſtandes haben, nicht als eine Empörung oder Aufruhr gelten, ſondern offene That des in Maſſe ſich erhebenden Volks ſein. Man verkündete ſie auf den 12. Januar 1848, den Geburtstag des Königs Ferdinand; wenn bis zu dieſem Tage dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt ſein, ſollte der Kampf ſeinen Anfang nehmen.

Am Morgen des festgesetzten Tages begann die Erhebung wirklich. Die Sturmglocken läuteten von allen Kirchen und Klöstern, das Volk stürzte aus den Häusern, Adelige, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und Fischer, ohne Unterschied des Standes, die Einen wolbewaffnet, die Andern bewehrt mit Waffen des Augenblicks, mit Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man rief: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana! Evviva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück, Dragoner und Artillerie umstellten das königliche Schloß, welches den Cassaro, die Hauptstraße der schönen Stadt, beherrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden in allen Teilen Palermo's Barrikaden; aber noch kam es nicht zum Kampf. Man stand sich auf beiden Seiten gerüstet gegenüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch Geschrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in den Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am Vormittag des folgenden Tages begannen die Kanonen vom Schlosse her zu spielen, und Nachmittags warf das Fort Castellamare Granaten. Hier commandirte ein entschlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den Befehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu werfen: er warf nur jede Viertelstunde. Fürchterlich gestaltete sich das Kampfgewühl in der Stadt, deren heißblutiges Volk selbst in seinem alltäglichen bürgerlichen Treiben in einem beständigen fieberhaften Aufruhr zu sein scheint. Das unabläßige Läuten der Sturmglocken mischte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das Dröhnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten aller Consuln der auswärtigen Mächte in Palermo wie

[illegible] wie alle [illegible] Revolutionen des Jahres 1848, [illegible] Schwäche, wie der Nationen, so [illegible] Ausnahmen auch der Regierungen.

Während seit dem Herbst 1847 das Volk in Neapel [illegible] Aufregung geriet, gährte auch, und [illegible] Palermo. Dort war der Herzog von Maio [illegible] Name, der einst zur Zeit des normannischen Wilhelm einen sehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an dessen Spitze die ersten Männer des Adels, der Marchese Ruggiero Settimo, der Marchese Spedalotto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Giammonte, Pantellaria standen, hatte Deputationen nach Neapel geschickt, Wiedergewähr altverbriefter Rechte verlangend. In Palermo dieselben Demonstrationen wie in Neapel, dieselbe drohende Haltung des Militärs, und unausgesetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeständniß von Seiten der Regierung erfolgte, geschah es, daß die Sicilianer mit einer ritterlichen und heroischen Offenheit den Kampf verkündigten, die Revolution durch Placate wie durch Reden und abgeordnete Deputationen gerade heraus ansagten. Sie sollte nicht den Charakter der Verschwörung oder eines im Geheimen vorbereiteten Aufstandes haben, nicht als eine Empörung oder Aufruhr gelten, sondern offene That des in Masse sich erhebenden Volks sein. Man verkündete sie auf den 12. Januar 1848, den Geburtstag des Königs Ferdinand; wenn bis zu diesem Tage dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt sein, sollte der Kampf seinen Anfang nehmen.

Am Morgen des festgesetzten Tages begann die Er-
ung wirklich. Die Sturmglocken läuteten von allen
hen und Klöstern, das Volk stürzte aus den Häusern,
lige, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und
her, ohne Unterschied des Standes, die Einen wol-
affnet, die Andern bewehrt mit Waffen des Augen-
s, mit Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man
: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana!
iva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück,
goner und Artillerie umstellten das königliche Schloß,
hes den Cassaro, die Hauptstraße der schönen Stadt,
rrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden in allen
en Palermo's Barrikaden; aber noch kam es nicht
Kampf. Man stand sich auf beiden Seiten gerüstet
nüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch
hrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in
Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am
mittag des folgenden Tages begannen die Kanonen
Schlosse her zu spielen, und Nachmittags warf das
t Castellamare Granaten. Hier commandirte ein
chlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den
ehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt
werfen: er warf nur jede Viertelstunde. Fürchterlich
altete sich das Kampfgewühl in der Stadt, deren
blutiges Volk selbst in seinem alltäglichen bürgerlichen
ben in einem beständigen fieberhaften Aufruhr zu
scheint. Das unablässige Läuten der Sturmglocken
chte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das
ähnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten
n Consuln der auswärtigen Mächte in Palermo wie

des Commandanten des im Hafen liegenden britischen Dampfers Bulldog, wenigstens die Beschießung der Stadt mit Bomben und Raketen zu mindern, und endlich auf einen Waffenstillstand von 24 Stunden auszuwirken, während welcher Zeit sich die Fremden auf die Schiffe flüchten konnten. Aber der Kampf begann aufs Neue nach Verlauf dieser Frist. Der Mut der Palermitaner war ihrer Vorfahren würdig; man sah ihre Schaaren selbst von Benedictinermönchen angeführt und mitten im Kugelregen Priester Kreuz und Fahne emporhalten. Musterhaft war die Ordnung, kein Excess wurde begangen, kein Diebstahl der nicht sofort durch Volksjustiz mit dem Tode bestraft worden wäre. Keine Gewaltthat geschah in den ersten Tagen der Begeisterung von Seiten des Volks, selbst die verwundeten und gefangenen Soldaten trug man in die Lazarethe. Aber später bekamen Rachsucht und persönlicher wie allgemeiner Haß ihre Opfer zu fordern, und es fielen Scenen der Volkswut vor, die kannibalisch genug waren; auch die Truppen, und sie vielleicht zuerst, wüteten, erbittert durch ihre unhaltbare Lage und die unsägliche Anstrengung, da sie von allen Seiten gedrängt wurden. Sie stürmten in die Klöster, ermordeten die Benedictinermönche und warfen Lebende und Todte aus den Fenstern auf das Straßenpflaster.

Während das Volk in den Straßen kämpfte, erließen die Führer einen Aufruf, die Ursachen der Revolution auseinanderlegend. Seit 30 Jahren, hieß es darin, sei das sicilianische Parlament von der Executivgewalt nicht mehr berufen worden; auf den Absolutismus, der die alten Staatsgesetze und die gesetzlichen Rechte gewaltsam

unterdrückt habe, sei das Elend der Grundbesitzer und der Industrie gefolgt. Vergebens habe das Volk bei England im Jahr 1816 protestirt, weil diese Nation doch im Jahr 1812 das politische Statut Friedrichs II. von Aragon in seiner neuen Modification garantirt habe; vergebens die Aufstände von 1831, 1837, 1847! Aber mit Pius' IX. Reformen sei die Stunde der Befreiung gekommen, jetzt hätten sich die Sicilianer erhoben, ihre Rechte wiederzuerobern, ihr Vaterland wieder in die Reihe der blühenden Nationen zurückzuführen. „Sicilianer, haben unsere Vorfahren nicht den tyrannischen Karl von Anjou verjagt und nicht Friedrich von Aragon gegen ganz Europa verteidigt? Was können demnach die Waffen Ferdinands II. ausrichten, wenn ein ganzes Volk auf seinem Willen besteht? Die Würfel sind gefallen; vollenden wir das heilige Unternehmen. Es lebe Pius IX.! es lebe Sicilien! es leben unsere italienischen Brüder!"

Unterdeß hatte der Dampfer Vesuv die Kunde von der ausgebrochenen Revolution nach Neapel gebracht. Die erschreckte Regierung schiffte sofort 6000 Mann Truppen ein, auf zehn Dampfschiffen, unter dem Befehle des Generals Desauget. Als diese schon am 15. Januar (man fährt in 16 Stunden von Neapel nach Palermo) im Hafen der empörten Stadt landeten, fanden sie das Volk Meister aller offenen Punkte, die Besatzungstruppen aber im Besitz aller Forts, wie auch des königlichen Schlosses. Der Aufstand war vollständig organisirt, eine provisorische Regierung von 30 Männern aus den ersten Ständen eingesetzt, und das Landvolk im vollen Zuzug auf Palermo. Die Revolution zeigte nicht einen localen,

ſondern einen allgemeinen Charakter; daß ſie im erſten Anlauf eine Erhebung des Volks, nicht, wie man behauptet hat, ein bloßes Machwerk der herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit und des auf ſeine Pairsrechte eiferſüchtigen Adels war, lehrte ja der augenblickliche Beitritt aller Städte. Ueberall, in Syrakus, Girgenti, Noto, Catania, Trapani, Milazzo, Caltaniſetta war das neapolitaniſche Militär überwunden, ein Volksausſchuß eingeſetzt und der Anſchluß an die Junta von Palermo verkündigt. Dieſe ſelbſt teilte ſich am 15. Januar in vier Ausſchüſſe, einen zur Verteidigung der Stadt unter dem Fürſten Pantellaria, den andern zum Behuf der Verpflegung unter dem Marcheſe Spedalotto, den dritten für die Finanzen unter dem Marcheſe Rudini, den vierten endlich zum Behufe der Staatsangelegenheiten unter Ruggiero Settimo, einem würdigen Greiſe von edelſtem Charakter, welcher ehedem ſicilianiſcher Miniſter geweſen war und wegen ſeiner liberalen Grundſätze die höchſte Popularität im Volke genoß. Dieſer Mann trat jetzt als Haupt der Revolution an die Spitze des Volks.

Die Truppen Deſaugets waren gelandet, hatten ſich mit der Beſatzung vereinigt und, alſo 9000 Mann ſtark geworden, den Kampf mit dem Volke und die Beſchießung der Stadt wieder aufgenommen. Man kämpfte und unterhandelte zugleich. Der Herzog von Maio und der Prätor der Stadt, das iſt der Präſident des Senats von Palermo, welches damals Spedalotto war, ſandten ſich hin und her Botſchaften: das Volk verlangte die Verfaſſung von 1812 und die ſofortige Berufung des Parlaments. Es war der Graf von Aquila, Bruder

des Königs, am 15. mit den Truppen angekommen, nach einem nur 24stündigen Aufenthalt mit zwei Fregatten von Palermo nach Neapel zurückgegangen, um dem Könige den Stand der Dinge vorzutragen und zum Einlenken zu ermahnen. Schon am 20. Januar kam er mit denselben Fregatten von Neapel zurück und brachte die Reformdecrete vom 18. Januar, welche der König, erschreckt durch die bedrohliche Wendung der Ereignisse, sich hatte abdringen lassen. Darin ward den Sicilianern getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugesichert, das Decret vom 31. October 1837 aufgehoben, der Graf von Aquila zum Statthalter ernannt und ein neues Ministerium unter Lucchesi Palli angekündigt.

Aber die provisorische Regierung Palermo's lehnte diese Zugeständnisse ab: sie verlangte rund heraus die Entfernung des Militärs, die Uebergabe sämmtlicher Forts und die Einberufung des Parlaments auf Grund der Constitution von 1812. Der Enthusiasmus der Sicilianer kannte kein Bedenken mehr, man wollte das Entschiedene und nicht das Halbe. Also begann der Kampf mit neuer Heftigkeit. Man schlug sich von beiden Seiten mit der größten Erbitterung und hartnäckigen Tapferkeit; aber die Soldaten litten entsetzlich, und erschöpft durch Mangel, Hunger, Witterung und beständigen Kampf fingen sie an zu weichen. Als nun am 25. Januar auch das königliche Schloß in die Hände des Volks gefallen war, erkannte der General Desauget die Unmöglichkeit, Palermo zu bezwingen oder sich überhaupt nur zu halten: er begehrte einen Waffenstillstand, um den Rest seiner Truppen nach Neapel einzuschiffen. Weil

aber das Volk die Uebergabe von Caſtellamare zur unerlaßlichen Bedingung eines Waffenſtillſtands machte, zogen ſich die königlichen Truppen in der Nacht des 29. Januar über Bagaria nach Solanto zurück, wo ſie ſich endlich mit genauer Not auf die Dampfboote retteten. Als ſie hierauf in Neapel ausgeſchifft wurden, elend und verwildert, unbeſchuht, abgeriſſen wie nach einer langen Campagne, verkündeten ſie in jener Hauptſtadt den Sieg der Sicilianer und die Unfähigkeit der Regierung, mit Waffengewalt auf der Inſel etwas auszurichten.

Und in der That machte die Revolution in Sicilien reißende Fortſchritte. Die Königlichen waren gewichen, nur die Citadellen von Palermo, von Meſſina, welche der General Pronio verteidigte, und die Feſtung von Syrakus war in ihren Händen geblieben, alles übrige Land frei und in voller Thätigkeit, ſich im nationalen Sinn zu organiſiren.

Das Gerücht vergrößerte die Ereigniſſe Siciliens in Neapel ſelbſt. Hier überließ ſich das Volk einem unverholenen Jubel, es durchwogte die Straßen mit dem Geſchrei: Sicilien! Conſtitution! Schon wehte auf dem Caſtell San Elmo die blutrote Fahne der Revolution, und in allen Kaſernen ertönten die Alarmſignale. Wer mochte noch Neapel bändigen? Der König, umringt von ſeinen Räten und den fremden Diplomaten, ſchwankte, dann gab er nach. Schon am Abend des 26. Januar wurde der Polizeiminiſter del Carretto entlaſſen; aber, als er in Begleitung des Herzogs Filangieri den Palaſt verließ, auf der Treppe ſelbſt verhaftet und in aller Stille, nach altvenetianiſcher Art, fortgeführt und auf

in der Nacht
Verkehr
Freunden
, nur 3000

ung ein. An die
bisherige Botschafter
ola, und die übrigen
dem Volk angenehmen
welcher von der Revolution
Liberaler bekannt war und
uden hatte, Bonanni, Dentice,
das Innere übernahm. Man hat
Männer die Portefeuilles nur unter
nahmen, daß der König eine Consti-
der neuere Mittheilungen versichern, daß
st die Initiative ergriff und eine Consti-
l. Sie wurde verkündigt am 29. Januar
as Decret verhieß eine Pairskammer, die vom
eine Deputirtenkammer, die aus einem Wahl-
vom Volk zu ernennen sei, Verantwortlichkeit der
ster, Organisation der Nationalbank, Preßfreiheit
Repressivmaßregeln. So hatte der absolute König
n Neapel, durch die Ereignisse außer Fassung gebracht,
einem Lande eine Verfassung gegeben, ehe selbst Toscana
oder Piemont sie gaben. Der Umschlag der Dinge in
Neapel war von zauberischer Schnelligkeit: mit einem
mal war die Polizei verschwunden, wie das Nachtgevögel,
welches der Tag in seine Höhlen zurückschreckt; die Exilirten
kehrten zurück, die Kerker der Stadt und der Inseln

gaben ihre Opfer wieder; die entfeſſelte Preſſe ſchüttete Journale, Flugſchriften, Pamphlete, ſatiriſche Lebensgeſchichten der frühern Miniſter aus. Aber das Volk in ſeinen tiefſten Schichten ſtarrte die neue Erſcheinung mit Erſtaunen und mit Mistrauen an; jene Lazzaroni, die Freunde des abſoluten Königtums, welche von den fanatiſchen Mönchen bearbeitet, von del Carretto mit Geldausteilungen beſchenkt zu ſein gewohnt waren, erhoben ſich ſogar mit drohenden Ausrufen und rotteten ſich auf dem Mercato und am Hafen zuſammen, um das bedrohte Königtum zu verteidigen. Die Nationalgarde brachte ſie zur Ruhe. Aber es ſchieden ſich gleich mit der Erteilung der Conſtitution die Parteien, und während ſich auf der einen Seite die Radicalen und Advocaten, Schriftſteller und enthuſiaſtiſche Principi ſchaarten und ein leidenſchaftliches Treiben begann, ſah man das Volk im Großen und Ganzen, aufgeregt vom Augenblick und der Neuheit der Dinge, aber unfähig, ein politiſches Princip zu faſſen, ohne geſchichtlichen Ernſt und nachhaltige Teilnahme. Die Neapolitaner ſind große Kinder, ſelbſt die Weltgeſchichte decorirt ſich dort, wie die Natur, opernhaft und verläuft am Ende wie ein Theaterſtück, deſſen Couliſſen dann die Polizei abräumen läßt.

Man feierte wahre Saturnalien ausgelaſſenen Taumels; nach den Provinzen flogen die Boten, dieſe mit der Beſchwörungsformel Conſtitution zu entwaffnen. Ein Dampfſchiff eilte nach Palermo, die noch kämpfenden Sicilianer zu beſchwichtigen und dem Commandanten von Caſtellamare die Uebergabe der Forts an das Volk zu befehlen. Es geſchah dies erſt am 5. Februar. Drei

Tage zuvor hatte der Generalausschuß in Palermo zu einer geregelten Regierung unter dem Vorsitz des Ruggiero Settimo sich geordnet, und indem die Insel in dem neuen Zustand sich mehr und mehr befestigte, wuchs das Vertrauen auf die nationale Kraft, sowie mit der Verachtung der Schwäche Neapels, welches gleichsam zwischen zwei Feuern stand, auch die Ueberschätzung der eigenen Stärke und der Uebermut. Und doch war Messina noch in den Händen der Königlichen; denn alle verzweifelten Stürme des Volks, welches auch dort sich erhoben hatte, scheiterten an dem Castell, von dessen Mauern Pronio die unglückliche Stadt mit einem Hagel von Bomben und Raketen überschüttete, indem er zugleich wütende Ausfälle machte. Daß die Sicilianer nicht im Stande waren, im ersten Anlauf der Begeisterung jenes Castell zu nehmen, dessen muß man sich verwundern. Indem sie diesen wichtigen Posten dem Feinde überließen, behielten sie im eigenen Lande den Todeskeim; Messina war die Achillesferse ihrer neuen Freiheit.

Unterdeß befand sich die Regierung Neapels in der übelsten Lage. Unfähig, in diesem Augenblick Sicilien mit Gewalt anzugreifen, noch weniger geneigt, die Forderungen des Inselvolks geradezu oder durch directe Unterhandlungen anzuerkennen, nahm sie die aufgedrungene Vermittelung Englands an. Das Cabinet Palmerston ergriff die Gelegenheit der innern Verwirrung Neapels mit der Begierde, diesen Staat zu schwächen, seine Hand in seinen Angelegenheiten zu behalten und eine Position in Sicilien zu gewinnen. Aller Augen waren auf England gerichtet. Es hatte die Constitution Lord Bentincks

gewährleiſtet, es galt als der natürliche Verbündete der ſicilianiſchen Inſurrection, ſeine Flotte erſchien vor Palermo, engliſche Schiffe kreuzten vor Meſſina, engliſche Waffen und Munition waren in Palermo ausgetheilt worden. Die engliſche Diplomatie drängte den König Ferdinand zu den weiteſten Zugeſtändniſſen. Derſelbe nahm alſo Lord Minto's Vermittelung zwiſchen ſich und ſeinem Lande Sicilien an, und ſo ward die unabhängige Haltung Siciliens factiſch anerkannt. Als nun die franzöſiſche Februarrevolution alle europäiſchen Verhältniſſe umzuſtürzen ſchien und den Forderungen der Nationen einen neuen Nachdruck gab, gewährte die neapolitaniſche Regierung den Sicilianern alles, was ſie bis an die Grenzen einer völligen Entſagung gewähren konnte.

Am 6. März willigte der König in die ſofortige Einberufung des ſicilianiſchen Parlaments, auf daß es die Conſtitution von 1812 „den Zeitumſtänden anpaſſe". Zugleich wurde Ruggiero Settimo zum Vicekönig ernannt und ein eigener ſicilianiſcher Miniſter beſtellt; aber Meſſina und Syrakus ſollten den neapolitaniſchen Truppen als Pfänder eingeräumt werden.

Hätte damals das ſicilianiſche Volk, in ruhiger Ueberlegung ſeiner ſchwachen Widerſtandskraft und ſeiner geringen Kriegsmittel, die Vermittelungsvorſchläge Englands angenommen, hätte es ſich mit getrenntem Parlament und Verwaltung begnügt, dann würde es unter der Garantie Englands und Frankreichs dieſe Errungenſchaften vielleicht behauptet haben. Aber der leichte Sieg vom Januar, die offenbare und verächtliche Schwäche der bourboniſchen Dynaſtie, an deren frühere Meineide

die Stimme des Volks immer wieder mahnte, die patriotische Leidenschaft, der unglaubliche Haß gegen Neapel, der Nationalstolz und die Eifersucht der Barone, endlich der allgemeine Siegestaumel Europa's, welcher eine neue europäische Epoche anzukündigen schien, erstickten jede Stimme der Mäßigung. Das so oft getäuschte Sicilien wollte endlich eine bestimmte, rückhaltlose Entscheidung. Man nahm Lord Minto in Palermo mit kalter Zurückhaltung auf; man mistraute den Engländern nicht minder als den Neapolitanern; man forderte die völlige Unabhängigkeit; nur einen Statthalter königlichen Bluts, aber gleichsam als Bevollmächtigten des Nationalparlaments und durch seinen Willen anerkannt, wollte man von Neapel sich gefallen lassen. Alle Aemter sollten nur von dem Vicekönig an Sicilianer und ohne Bestätigung des Königs erteilt werden, das Heer sicilianisch sein. Man verlangte die Uebergabe von Messina und Syrakus, ja sogar die Auslieferung des vierten Teils der Kriegsschiffe und des Kriegsvorrats als sicilianisches Nationaleigenthum. Endlich sollte Sicilien bei der italienischen Lega selbständige Vertretung haben.

Man wollte also dem König von Neapel nur die Titel und Ehren eines Königs von Sicilien lassen, etwa in dem Sinne, wie er sich noch heute König von Jerusalem nennt. Als mishandelte Nation mochten sich die Sicilianer das Recht zuschreiben, diese Forderungen zu stellen, aber es fehlte ihnen leider das wichtigste Recht, das der Volkskraft, welche den Willen auch durch die That zu behaupten im Stande ist.

Freilich protestirte der König von Neapel gegen jeden

[illegible] durch den Wiener [illegible] des Königreichs beider Sicilien [illegible] auf die Insel zu schmälern. [illegible] Ferdinand, der Verräther [illegible] Volk. Bei solcher [illegible] Lage [illegible] mit großer Gewandtheit, [illegible] und mit [illegible]. Die Sicilianer verlangten [illegible] Lande [illegible] des Fürsten sollte erst [illegible] „la Costituzione“ rein ausgespielt werden.

Die Verfassung war am 10. Februar verkündigt worden, am 14. kamen [illegible] mit großem Pomp, [illegible] des Volks in der [illegible] Sicilien [illegible] vom König auf das [illegible] Evangelium schwören, wie einst Ferdinand I. die Sicilianer in [illegible]. Neapel war noch [illegible] vollkommenen Ruhe.

Am [illegible] 3. März [illegible] das Ministerium [illegible] aus [illegible] Männern gebildet worden. Diese Ernennungen [illegible] in Neapel! [illegible] Partei der [illegible] Ehrgeiz, der kaum noch die Hoffnung [illegible] aufgehört hatte, [illegible] jetzt als Minister des [illegible] Ferdinand [illegible] jenen Plan [illegible] [illegible] auf der Tagesordnung [illegible] Eisen [illegible] [illegible] [illegible] und zum [illegible] Generalcapitän [illegible] ernannt, [illegible] [illegible] [illegible] der constitutionellen [illegible] [illegible] [illegible] Radicalismus [illegible] Am 11. März empfing die Regierung [illegible] [illegible] Deputirten. Als Vorboten rollten

über den Platz des Caſtell nuovo, beſetzt mit den Vätern Jeſu, welche — in's Exil wanderten. Auch Monſignore Cocle, der allmächtige Beichtvater des Königs, war ſchon vorher verſchwunden und nach Malta in Sicherheit gebracht worden. Uebrigens zeigte die Entfernung der Jeſuiten den Radicalen deutlich den Zuſtand des Volks. Denn kaum verließen die Väter Jeſu die Stadt, als die Lazzaroni einen Tumult erregten und, von Mönchen und Prieſtern fanatiſirt, ſich in Schaaren verſammelten und gegen den Schloßplatz zogen, mit wütendem Geſchrei die Zurückberufung der Jeſuiten verlangend. Sie ließen den König und die Madonna del Carmine leben und ſchrien Tod der Conſtitution und den Liberalen, welche ihnen die Religion und die Heiligen nehmen und ihre Kirchen zerſtören wollten. Die Nationalgarde bändigte den Tumult nicht ohne Mühe. Dieſe Lazzaroni, die armen Kinder des Augenblicks und doch die eifrigſten Anhänger des althergebrachten Zuſtandes, begriffen die Conſtitution ſo wenig als die politiſche Bewegung überhaupt. Sie blieben dem Könige zugethan, und ſo oft er ſich öffentlich zeigte, umſchwärmten ſie ihn, ließen ihn hoch leben und verlangten von ihm Waffen, um ſeine Feinde zu erſchlagen. Wenn wir keine Waffen haben, ſagten ſie, ſo werden wir die Steine vom Boden aufgreifen und dich vertheidigen, wie unſere Väter deinen Großvater vertheidigt haben.

Der Zuſtand Neapels war ſeltſam. Während Sicilien, welches am 25. März ſein Nationalparlament feierlich in Palermo eröffnet hatte, ſich zur vollſtändigen Losreißung und Enttronung des Königs anſchickte, und

ſo die Regierung Neapels dieſſeit und jenſeit des Faro in doppelter Bedrängniß ſtand, wurde ſie auch über die eigenen Grenzen hinaus in die allgemeine italieniſche Bewegung hineingeriſſen. Es handelte ſich um die Lega d'Italia: der italieniſche Congreß ſollte in Rom beſchickt, ein Hülfscorps für den lombardiſchen Krieg abgeſendet und für die italieniſche Unabhängigkeit gefochten werden. Mit großem Geſchick leiſtete man alles. Schon am 28. März mußte Fürſt Schwarzenberg, der öſterreichiſche Geſandte in Neapel, deſſen Wappen das Volk heruntergeriſſen, die Stadt verlaſſen. Am 7. April, nachdem unter Carlo Troya ein neues Miniſterium gebildet worden, erſchien ſodann ein pomphaftes Proclam des Königs, in welchem dieſer ſeine Völker für die italieniſche Union aufrief. Sofort wurden die Regimenter für den Kampf in der Lombardei ausgerüſtet, und dem General Wilhelm Pepe, dem berühmten Carbonarichef aus dem Jahr 1820, ward der Oberbefehl über dieſes Corps übertragen. Freiwillige waren bereits abgegangen, begleitet von der enthuſiaſtiſchen Prinzeſſin Belgiojoſo; am 27. April aber ſtachen 8000 Mann Truppen auf acht Kriegsſchiffen in See, um die italieniſche Sache in Oberitalien zu unterſtützen.

Kaum war dies geſchehen und der Blick in das weite Vaterland gerichtet, als die Kunde von Palermo einlief, das ſicilianiſche Parlament habe einſtimmig Ferdinand von Neapel und die bourboniſche Dynaſtie für alle Zeiten des Trones und jedes Rechts auf Sicilien entſetzt und verluſtig erklärt. Am 13. April war dieſer überraſchende Act erlaſſen worden, unterzeichnet vom Mar-

chese Torrearsa als Präsidenten der Kammer der Gemeinen, vom Herzog Serra di Falco als Präsidenten der Pairskammer, von Ruggiero Settimo als Reichspräsidenten und von Calvi als Minister des Innern. Sicilien hatte sich unabhängig und zu einem constitutionellen Staat erklärt, auf dessen Tron ein italienischer Fürst berufen werden sollte, sobald die Verfassung gänzlich würde geregelt sein.

Dies verzweifelte Decret brachte im Volk nicht gleichmäßige Wirkung hervor. Die Radicalen frohlockten, Palermo beleuchtete sich drei Nächte lang, man stürzte die Bildsäulen der Könige um, außer der Karls III.; aber die Gemäßigten erschraken, und eine Spaltung der Parteien und die Reaction im eigenen Lande war entschieden. Grenzenloser Haß und fanatische Leidenschaft, der Stolz des hohen Adels, Rechnung auf England und Frankreich, wie auf Piemont, dem man die Krone anzutragen willens war, hatten diesen Entschluß herbeigeführt: man wollte die Revolution der Sicilianischen Vesper noch einmal durchführen, verrechnete sich aber in den Mitteln, wie in der eigenen Kraft, so in der Unterstützung des Auslandes.

Der König Ferdinand antwortete auf die Unabhängigkeitserklärung Siciliens mit einem Protest, worin er diesen Act der Sicilianer für illegal und nichtig erklärte. Das sicilianische Parlament hatte indessen eine Commission niedergesetzt, welche die Motive der Entsetzung des Hauses Bourbon in einem Manifest an alle civilisirte Nationen auseinanderlegen und auch die Constitution von 1812 revidiren sollte. Aber nicht mit gleicher

Energie ſchritten die Anſtalten zur Aufſtellung eines Nationalheeres vorwärts. Pronio hielt ſich noch immer in der Citadelle von Meſſina, und jeder Verſuch des Volks auf die Feſtung war abgeſchlagen worden, bis endlich Gian Andrea Romeo, welchen der König ſelbſt abgeſendet hatte, einen Waffenſtillſtand bis zum 15. Mai vermittelte.

So ſtanden die Dinge ſchwebend, als jener Revolutionstag vom 15. Mai eine plötzliche Veränderung hervorbrachte und mit einem Schlag die Revolution in Neapel zu Boden warf. An dieſem Tag ſollte das neapolitaniſche Parlament eröffnet werden. Nachdem die Abgeordneten aus den Provinzen angelangt waren, erſchien am 14. in der Staatszeitung die Liſte der vom König erwählten 50 Pairs und das Ceremoniell, welches bei der Eröffnung der Kammern zu beobachten ſei. Danach hatten ſich Pairs und Gemeine in der Kirche San Lorenzo zu vereinigen. Der König ſollte nach beendigter Meſſe die Eröffnungsrede halten, und hierauf der Eid der Treue gegen den König und die Conſtitution vom 10. Februar geleiſtet werden. Nicht ſobald war dies Programm erſchienen, als ſich eine wilde Bewegung kund gab. Die Deputirten weigerten ſich einen Eid zu leiſten, der die Befugniß der Kammern vorweg beſchränken müſſe; die Radicalen wollten von einer Pairskammer nichts hören. Letztere verſammelten ſich in der Nacht vom 14. auf den 15. in Montoliveto, 99 an der Zahl, worunter exaltirte Adelige, wie Ricciardi, Camaldoli, La Cecilia. Sie blieben in Permanenz, indem ſie Deputationen an den Miniſterpräſidenten ſchick-

ten, Abſtand von jenem Programm verlangend. Der König weigerte ſich. Die Radicalen, vielleicht auch Agenten der Abſolutie, brachten das Volk in Aufruhr: man ſtieß Drohungen aus, man ſprach von Zuzügen der Calabreſen Romeo's, vom Einſchreiten der Franzoſen, deren Flotte unter Baudin vor Neapel lag, es erhob ſich der Ruf nach Republik und Abdankung des Königs. Noch in der Nacht baute man Barrikaden in den Seitenſtraßen des Toledo, welche die Nationalgarden beſetzten, während die Truppen ſich vor dem Schloſſe aufgeſtellt hatten. Die Wut und die Verwirrung ſtieg mit jedem Augenblick. Am Morgen des 15. conſtituirten ſich die Deputirten im Stadthauſe als proviſoriſche Regierung und ernannten einen Wolfahrtsausſchuß. So ward jede unblutige Löſung der Frage nunmehr unmöglich. Das Mistrauen gegen die bourboniſche Dynaſtie trieb alles auf die Spitze, und dieſem Mistrauen iſt mehr als der republikaniſchen Partei die Kataſtrophe des 15. Mai zuzuſchreiben, denn jene war im Ganzen klein und im Volk ohne Anhalt. Der König übrigens gab noch am Morgen ſoweit nach, daß die Pairskammer nicht eröffnet und die beanſtandete Eidesformel verändert werden ſollte, und wirklich ſchien ſich hierdurch der Tumult zu beruhigen: man verließ ſogar einige Barrikaden und die Schweizerregimenter kehrten in die Kaſernen zurück. Aber die Radicalen trauten keiner Zuſage, und die Revolutionsmänner, von denen die meiſten aus den Abruzzen, dem Principato und Calabrien hereingeſtrömt waren, ſchürten den Aufſtand, indem ſie das Abbrechen der Barrikaden hinderten und

neue erbauten. Noch einmal ſandten jetzt die Deputirten eine Deputation an den König, welche als Gewähr ſeiner redlichen Abſicht, die Conſtitution zu halten, folgende Bedingungen ſtellte: Abſchaffung der Pairskammer, Uebergabe aller Forts an die Nationalgarde, Entfernung aller Truppen auf zehn Millien von dem Stadtgebiet. Dagegen berief ſich der Monarch auf die von ihm beſchworene Conſtitution, welche die Deputirtenkammer durch ihre geſetzwidrigen Beſchlüſſe offenbar umgeſtoßen habe, und die er verteidigen werde. Allerdings war die Conſtitution vom 10. Februar von den Abgeordneten umgeſtoßen und die Regierung in dieſem Augenblick im formellen Recht. Sie kannte die Schwäche der Volkspartei wol und konnte auf die Truppen zählen, darum ſcheute ſie ſich nicht den Kampf mit Entſchloſſenheit aufzunehmen. Der König ſelbſt zeigte ſich zum Aeußerſten bereit, und ſandte an die Commandanten der Forts den Befehl, die Stadt zu bombardiren, als der Kampf begonnen hatte.

Um 11 Uhr Morgens fiel der erſte Schuß, ein Nationalgardiſt erſchoß einen Soldaten: der Kampf begann. Die Truppen rückten ſofort gegen die Barrikaden, und die vier Schweizerregimenter ſtürmten mit gefälltem Bayonnet. Zugleich feuerte das Caſtell nuovo rückſichtslos mit Kartätſchen. Man focht eine Zeit lang mit großer Erbitterung; aber obwol die Radicalen die Häuſer in Feſtungen verwandelt hatten und aus den Fenſtern und von den Balconen wie aus den Kelleröffnungen ein heftiges Feuer unterhielten, fielen doch die Barrikaden im Nu vor dem Ungeſtüm der Schweizer, welche in die Pa-

läſte drangen und mit ſchonungsloſer Wut niederſtachen, was ſie darin in Waffen fanden. Nachmittags war das Kampfgewühl im untern Toledo ſtill geworden, während noch auf Santa Brigitta und Mercadello fortgekämpft wurde. Viele Paläſte ſtanden in Flammen oder lagen in Trümmern. Hinter den Schweizern aber wälzte ſich die entfeſſelte Horde der Lazzaroni, welche die entſetzte Stadt zu plündern herbeigekommen waren, in die Häuſer drangen und fortſchleppten, was in ihre Hände fiel. Als nun die vom Flammenſchein gerötete Nacht des 15. Mai vergangen war, enthüllte der Morgen ein ſchauderhaftes Bild der Verwüſtung: zerſtörte Paläſte, auseinander gezerrte Barrikaden, Leichen und Verwundete übereinander geſtürzt, herumſchweifendes Geſindel in Lumpen, beladen mit Geräten und Koſtbarkeiten jeder Art, Trupps von Gefangenen, die mit Kolbenſtößen nach dem Caſtell nuovo abgeführt wurden. Die Deputirten indeſſen waren zerſprengt oder gefangen, andere glücklich entflohen, wie Romeo, Pellicano, Scialoja, Saliceti; viele nahmen die im Hafen ankernden franzöſiſchen Schiffe auf.

Die Schweizer hatten den Thron gerettet. Man hat dieſen Mietlingen blutige Grauſamkeit gegen das Volk, ſelbſt Plünderung der Paläſte während dieſer Kataſtrophe vom 15. Mai vorgeworfen; aber im Namen der vier Schweizerregimenter haben ſich die Oberſten derſelben in einer Erklärung (Neapel, 7. Juni 1848) gerechtfertigt, worin ſie alle ſolche Beſchuldigungen von ſich abweiſen und behaupten, daß ſie am 15. Mai nicht gegen das Volk, ſondern für die auch von ihnen beſchworene Con-

ſtitution vom 10. Februar gekämpft hätten. Ihre Erklärung iſt glaubwürdig.

Der König Ferdinand erſchien am 16. Mai auf dem Balcon ſeines Schloſſes und dankte ſeinen Rettern; am 17. hielt er einen Zug durch die noch verwüſteten Straßen ſeines ſchönen Neapel. Es umſchwärmten ihn Lazzaronihaufen, welche die Fahne der Bourbons ſchwangen und das Bild der Madonna del Carmine einhertrugen, mit dem Gebrüll: Santa Fede! den Monarchen beglückwünſchend und die Plünderung der Stadt verlangend.

Schon am 16. war die Nationalgarde aufgelöſt und entwaffnet; ihre Waffen ſah man nun von Lazzaroni und zerlumpten Straßenbuben mit Hohngeſchrei auf das Generalcommando ſchleppen. Neapel ſelbſt ward in Belagerungszuſtand erklärt; zugleich aber erſchien ein königliches Decret, welches die feierliche Verſicherung enthielt, die beſchworene Conſtitution aufrecht zu erhalten, und, indem es die Deputirtenkammer auflöste, eine neue ausſchrieb und auf den 1. Juli berief. Endlich kam auch ein neues Miniſterium unter dem Principe Cariati zu Stande, in welchem Bozzelli das Innere übernahm, der Principe Iſchitella den Krieg und die Marine, der Principe di Torella den Ackerbau und Handel, der General Carascoſa die öffentlichen Arbeiten, Paolo Ruggiero die Finanzen, während der Duca di Serracapriola die Präſidentſchaft des Staatsraths erhielt.

So ging Ferdinand II. von Neapel mit einem glänzenden Sieg aus dem Kampfe des 15. Mai hervor, glücklicher als ſein Großvater, der erſt durch einen offen-

baren Treubruch und durch die Waffenmacht der Fremden die läſtige Conſtitution losgeworden war. Die Urteile über den 15. Mai ſind ſehr verſchieden; aber wenn man auch wol weiß, daß der Abſolutismus es mit der Verfaſſung nimmer redlich meinen kann, ſo muß man dennoch zugeſtehen, daß die neapolitaniſche Regierung Charakter zeigte, und daß ſie anfangs mit Mäßigung verfuhr. Die Radicalen, ſchlecht organiſirt, im Volk ohne Rückhalt, töricht bis zur Unſinnigkeit, meiſt, wie auch im übrigen Europa, unpraktiſche Männer, boten der Regierung ſelbſt den köſtlichen Moment dar. Dieſe ergriff ihn mit Klugheit und mit Energie, machte die Volkspartei zu einer Rebellenpartei, ſich zum Verteidiger der Verfaſſung, beſiegte jene mit Leichtigkeit, und ſo ließ ſie darauf die Conſtitution allgemach verſchwinden. Vergleicht man das Jahr 1848 mit jenem von 1820, ſo zeigt ſich klar, daß die Revolution der Carbonari concreter und im Princip beſtimmter, daher nachhaltiger war. Damals gab es nur eine Frage; im Jahr 1848 ging der Mittelpunkt der Bewegung, ſo in Neapel wie in Deutſchland und Frankreich, über tauſend andern Fragen verloren. Daher dieſe grenzenloſe Schwäche der Volkspartei und die allgemeine Erſcheinung, daß niemals in der Weltgeſchichte die Anfänge der Revolutionen glänzender, kläglicher die Ausgänge waren.

Der 15. Mai zog für Italien die verhängnißvollſten Folgen nach ſich. Sofort machte ſich der Rückſchlag in der Lombardei fühlbar. Indem der König Ferdinand ſeine Hülfsarmee zurückrief, wurde der öſterreichiſch-lombardiſche Krieg plötzlich in eine neue Phaſe gerückt und den

italieniſchen Beſtrebungen der Todesſtoß verſetzt. Die neapolitaniſche Flotte, welche am 5. Mai vor Ancona erſchienen war und nun, vor Venedig kreuzend, Trieſt blokirte und das öſterreichiſche Geſchwader in Schach hielt, kehrte heim und gab von jener Seite Venedig bloß. Die Landarmee unter Pepe wurde ebenfalls zurückgerufen. Schon auf ihrem Marſch durch die päpſtlichen Staaten hatte ſie ſich auffallend langſam bewegt, geheimer Befehle gemäß; denn viele Offiziere, welche im Vertrauen des Königs waren, legten dem Marſch der Truppen unter mancherlei Vorwänden Hinderniſſe entgegen, ſodaß ſie erſt nach unverhältnißmäßig langer Zeit Bologna erreichten. Da erſchien ein Stabsoffizier von Neapel mit dem Befehl zur ſchleunigen Umkehr. Pepe zwar widerſetzte ſich und führte eine kleine Schaar weiter über den Po, aber faſt die ganze Armee kehrte mit dem General Statella nach Hauſe zurück, um gegen die Aufſtändiſchen in Calabrien zu marſchiren. Indem alſo 14000 Neapolitaner, auf welche man in der Lombardei gezählt hatte, den Rücken wandten, geſchah es, daß der römiſche General Durando, welcher den Oeſterreichern unter Nugent entgegenſtand, ſich nicht mehr halten konnte, und daß auch die Operationsplane der Piemonteſen dadurch geſtört wurden.

Schneller alſo, als die Neapolitaner gegen die Lombardei heraufgerückt waren, marſchirten ſie jetzt gegen Calabrien hinunter. Denn dort ſollte nun der in Neapel verunglückte Kampf fortgeführt werden, dort wollte die zerſprengte Deputirtenkammer ſich vereinigen und Coſenza zum Mittelpunkt aller Operationen machen. Vier De-

putirte, Ricciardi, Eugenio di Riso, Raffaele Valentini und Domenico Mauro, sollten sich nach Cosenza begeben und die übrigen Abgeordneten dahin berufen. Indem sie sich hier als Wolfahrtsausschuß organisirten und die Radicalen von allen Seiten zusammenströmten, rüstete man die Volksbewaffnung. Mehre Tausende Calabresen hatten sich versammelt; von Messina her führte der tapfere Ignazio Ribotti einige Hundert Mann auf das Festland hinüber. Aber kaum rückte der General Lanza gegen Cosenza, als die Calabresen sich zurückzogen und der Wolfahrtsausschuß entfloh. Zugleich war der General Nunziante in Pizzo gelandet, hatte in Monteleone Verstärkungen an sich gezogen und war auf Campo Longo marschirt. Hier warfen ihn die Calabresen mit großer Bravour zurück, sodaß die Neapolitaner sich wieder auf Pizzo zurückzogen, wo sie arge Excesse verübten. Aber freilich brach unter den Führern der Volkssache Uneinigkeit aus, namentlich zwischen Ribotti und Mauro. Das calabresische Heer zerschmolz und löste sich auf, die Sicilianer, welche zu Schiffe zu entkommen suchten, wurden gefangen; doch rettete sich der Wolfahrtsausschuß nach der Insel Korfu. Die Insurgenten wurden zu Banditen: sie zerstreuten sich in die Berge und machten ganz Calabrien unsicher. Eine heillose Anarchie war die Folge des calabresischen Kriegs, so daß in jener Provinz barbarische Gräuel, Raub und Mord an den Gutsbesitzern und jegliche Jacquerie verübt wurde.

In den übrigen Provinzen fanden nur unbedeutende Erhebungen statt; die Sache des Volks war gänzlich verloren. Zwar schmeichelte man dem Volk in Neapel

noch mit einem conſtitutionellen Scheine, aber es geſchah nur, weil die Reaction nicht mit einem mal alles wagen durfte. Ja man hob ſchon am 14. Juni den Belagerungszuſtand auf, man publicirte die Reorganiſation der Nationalgarde, man vollzog die Wahlen zu den neuen Kammern, welche durchaus gegen die Regierung ausfielen. Am 1. Juli eröffnete Serracapriola das Parlament im Namen des Königs mit einer Rede, welche den Schmerz des Monarchen über die blutigen Ereigniſſe des 15. Mai ausdrückte und die Aufmerkſamkeit der Kammern ſodann auf die Verwaltung der Communen und Provinzen, auf die Reorganiſation der Nationalgarde, auf die Finanzen und den öffentlichen Unterricht leitete.

Jetzt aber richtete die Regierung, der Bewegung dieſſeit des Faro ſicher und Herrin der Dinge, alle ihre Kräfte auf die Unterwerfung Siciliens. Von der italieniſchen Angelegenheit nun ganz auf ſich zurückgewendet, konnte ſie alle Mittel dazu aufbieten. Schon zog ſich Nunziante's Heer Meſſina gegenüber in Reggio zuſammen, und die Flotte rüſtete ſich, von Neapel mit den Schweizerregimentern auszulaufen. Da beſchloß das Parlament Siciliens am 11. Juli die Krone der Inſel dem tapfern Herzog von Genua, dem zweiten Sohn des Königs von Sardinien, anzutragen, welcher als Albert Amadeus zum Könige der Sicilianer ernannt wurde, mit einer Civilliſte von 243030 Ducati. Eine Deputation überbrachte die Krone dem Herzog nach Turin, aber ſie wurde mit unentſchiedenen Worten entlaſſen. Der Prinz (er ſtarb ſechs Jahre darauf im Anfang

des Jahres 1855) erkannte die Unsicherheit der Lage Siciliens zu wol, und Sardinien mußte sich damals einen zu kühnen Schritt versagen.

So kam das Ende des Monats August heran, und die königlichen Truppen, 10000 Mann stark, schifften sich unter Filangieri in Neapel auf 13 Dampfern und 20 Kanonierschiffen ein und erschienen, nachdem sie zuerst bei Reggio angelegt hatten, am 2. September im Angesicht von Messina. Diese Stadt, in welcher eine provisorische Regierung tagte, war von etwa 16000 Mann Nationalgarden verteidigt, die nicht hinreichten zweifache Angriffe, die des landenden Feindes und jene aus dem Castell, abzuhalten. Indem Pronio am Morgen das Bombardement eröffnete und die Stadt, welche, wie wenige Städte Europas, durch Erdbeben, Pest und Krieg seit so vielen Jahrhunderten heimgesucht worden ist, mit Wurfgeschossen überschüttete, bewerkstelligten die Truppen an der Rhede Marco Grosso am 5. September die Landung. Die Messineser sind ein tapferes und todesmutiges Volk, vielleicht unter allen Sicilianern die am meisten energischen: sie verteidigten sich auch diesmal mit großer Erbitterung. Aber ein Posten nach dem andern mußte dem Feinde überlassen werden, und nach rühmlichem Kampf sah sich die Stadt zur Uebergabe gezwungen. In das fürchterlich verwüstete Messina zog Filangieri am 7. September ein. So war die wichtige Stadt in drei Tagen übergegangen. Auch hier drängt sich der Vergleich mit jenen Kämpfen nach der Sicilianischen Vesper auf. Damals vermochte die gesammte Macht Karls von Anjou, welcher in Person sein Heer

befehligte, Meſſina nicht zu beugen, und vom April bis zum 2. September 1282 behauptete ſich der große Kriegsheld Lentini als Sieger in zahlloſen Ausfällen, trotz beiſpielloſer Hungersnot und Erſchöpfung der Bürger, bis jener Peter von Aragon, welchem das Parlament von Palermo die Krone angetragen, die heldenmütige Stadt entſetzte.

Der Fall Meſſina's machte auf Palermo eine entmutigende Wirkung. Auf's neue wandte ſich jetzt das Parlament an England in der Hoffnung, endlich officielle Anerkennung zu finden. Das engliſche Cabinet mahnte allerdings den König von Neapel von einem Kriege gegen Sicilien ab, und mit ihm vereinigten ſich die Vorſtellungen Frankreichs durch deſſen Geſandten Rayneval. Man unterhandelte durch die Admirale Baudin und Parker, deren Flotten Sicilien beobachteten, und man ſchloß vorerſt einen Waffenſtillſtand.

Während hier nun die Waffen ruhten, geſchah in Neapel ſelbſt nichts Nennenswertes als neue Vertagung der Kammern und neue Berufung, ein Schauſpiel, welchem das Volk teilnahmlos zuzuſehen begann. Denn die Neapolitaner, immer nach neuen Dingen begierig, ſind bald gelangweilt. Von 9000 eingeſchriebenen Wählern nahmen im November kaum 1000 teil, und nachdem die neuen Kammern eröffnet waren, wurden auch ſie ſogleich bis zum 1. Februar 1849 vertagt. Die Phyſiognomie der Stadt war allmälig die alte geworden: die Polizei füllte wieder die Straßen, die Militärcommiſſion, welche die Verhafteten des 15. Mai zu richten hatte, entwickelte die größte Thätigkeit, auch Monſignore

Cocle war aus ſeinem Exil zu Malta bereits am 2. October nach Neapel zurückgekehrt.

Aber bald ſollte ein ſeltſames Ereigniß die Augen der Welt auf Neapel richten, ein Ereigniß, wie es ſeit Jahrhunderten nicht erlebt worden, und welches damals nachhaltigere Folgen für die Geſchichte verſprach, als ſie in Wirklichkeit eingetreten ſind. Am 27. November erſchien der Graf Spaur, Geſandter Baierns am päpſtlichen Hof, im Schloſſe zu Neapel und gab folgenden Brief in die Hände des Königs:

„Sire! Der augenblickliche Triumf der Feinde des Heiligen Stuls und der Religion haben das Oberhaupt der katholiſchen Kirche gezwungen, Rom wider Willen zu verlaſſen. Ich weiß nicht, zu welchem Punkt der Erde der Wille des Herrn, dem ich meine Seele in aller Demut befehle, meine flüchtigen Schritte führen wird; unterdeſſen habe ich mich in die Staaten Ew. Majeſtät geflüchtet, mit einigen treuergebenen Perſonen. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Abſichten in Bezug auf mich ſein werden, und deſſen ungewiß halte ich es für Pflicht, Ihnen durch meinen Abgeſandten, den Grafen Spaur, bairiſchen Miniſter beim Heiligen Stul, wiſſen zu laſſen, daß ich bereit bin, das neapolitaniſche Gebiet zu verlaſſen, wenn meine Gegenwart in den Staaten Ew. Majeſtät ein Gegenſtand der Furcht oder der politiſchen Differenzen werden könnte. Pius IX.“

Um 7 Uhr des Morgens fuhr der König Ferdinand mit der königlichen Familie auf einem Dampfſchiff nach Gaeta ab. Derſelbe Papſt, der einſt durch ſeine Re-

ferneren die italienische Bewegung veranlaßt hatte, deſſen Name als Revolutionsruf in allen aufſtändiſchen Provinzen gehört werden war, kam nun als Flüchtling, die Gaſtfreundſchaft Neapels anzuflehen. Der Hof nahm ihn mit Enthuſiasmus auf: die Reaction wurde nun gleichſam ſanctionirt. Man führte Pius in den Gouvernementspalaſt von Gaeta, wo er ſich einrichtete, und hiermit wurde dieſes Gibraltar Neapels das italieniſche Koblenz, der Sammelpunkt der Reaction.

Nachdem, wie ſchon berührt, durch die Vermittelung von England und Frankreich ein Waffenſtillſtand zwiſchen Neapel und Sicilien abgeſchloſſen worden, waren Unterhandlungen rückſichtlich des Schickſals der Inſel in Gang gekommen. Wirklich gab der König Ferdinand den dringenden Vorſtellungen der beiden fremden Höfe ſo weit nach, daß er den Sicilianern ein Ultimatum ſtellte: er bot ihnen eine Conſtitution auf der Baſis von 1812, die Statthalterſchaft eines königlichen Prinzen oder eines Sicilianers, die getrennte innere Verwaltung; doch ſollte Sicilien Heer und Flotte mit Neapel gemein haben und in allen äußern Angelegenheiten nur durch Neapel vertreten ſein. Er bot endlich eine Amneſtie, nahm aber 45 Perſonen davon aus, welche von der Inſel zu entfernen ſeien.

Die fremden Admirale überbrachten dies Ultimatum dem Parlament nach Palermo. Aber teils war man ſchon überhaupt zu weit gegangen, teils traute man dem Könige nicht, der ſchon die Conſtitution Neapels unterdrückt hatte. Man erkannte auch in den Zugeſtändniſſen ſo viele Punkte, welche die Verfaſſung illuſoriſch machen

mußten, wie namentlich einen, der den ſicilianiſchen Adel mit dem Verluſt ſeiner Pairie bedrohte, da der König Miene machte, die Pairs ſelbſt ernennen zu wollen. Das Parlament antwortete daher mit einem Aufruf (vom 20. März 1849) zur Erhebung in Maſſe, der alſo lautete:

„Sicilianer! Für uns iſt das Kriegsgeſchrei ein Freudengeſchrei! Der 29. März, der Tag, an welchem die Feindſeligkeiten mit dem Despoten von Neapel beginnen, wird von uns mit ſolcher Luſt begrüßt werden, wie es der 12. Januar war, weil man ja die Freiheit mit dem Preiſe des Bluts erkaufen kann. Der Friede, den man euch antrug, war ſchimpflich. Er zerſtörte mit einem Schlag alle durch die Revolution erworbenen Güter. Ihr habt die Aufmerkſamkeit des ganzen Europa verdient; aber wenn ihr auf eure Rechte weniger eiferſüchtig geweſen wäret, wenn ihr euch von neuem dem betrügeriſchen Despotismus eines Tyrannen würdet unterworfen haben, was hätte Europa geſagt? Sicilianer, obwol der Sieg unſicher iſt, ſo hat doch eine Nation, deren Ehre auf dem Spiele ſteht, wie ein Individuum, das höchſte Recht, ſich zu opfern. Es iſt beſſer, mitten unter den Ruinen des Vaterlandes ſich zu begraben, als Europa das Schauſpiel unerhörter Feigheit zu geben. Der Tod iſt der Sklaverei vorzuziehen. Aber nein! wir werden ſiegen, wir vertrauen unſerer heiligen Sache und der Gewalt unſerer Waffen. Blickt auf die Verzweiflung und die Trümmer von Meſſina! Der Krieg iſt alſo für uns das Symbol der Rache und der Pietät. Eine ein-

zige Stadt Siciliens ſeufzt unter dem Joche des Feindes der Freiheit. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sieg oder Tod!"

Was verlieh, ſo fragt man wol mit Recht, dieſem Manifeſte den Nachdruck? Welches waren die Vertheidigungsmittel? welches die Generale und Führer des Volks? Als die Magyaren in ähnlicher Lage aufſtanden, ſah das überraſchte Europa im Augenblick wie aus dem Boden aufſprießen eine Fülle organiſirender Talente und eine Schaar von Feldherren und Führern, welche in jeder Epoche als militäriſche Genies würden geglänzt haben. Aber die Sicilianer hatten keinen einzigen bedeutenden Mann aufzuſtellen. Da zeigte ſich, wie dieſes begabte und leidenſchaftliche Volk durch die lange Knechtſchaft unter den Bourbons entkräftet worden war! es war ſeinem Elend erlegen, und jener einſt ſo gewaltige Feudaladel des Mittelalters, im Kriegshandwerk nimmermehr geübt, war in den Künſten des Friedens und in Wiſſenſchaften aufgewachſen.

Mieroſlawſki, ein Pole von zweideutigen Talenten, leitete das ſogenannte ſicilianiſche Nationalheer, kaum 20000 Mann regulärer Truppen, unter denen obenein viele Fremde, Polen und Franzoſen ſich befanden. Kein Wunder, daß der Unabhängigkeitskrieg der Sicilianer ſo kläglich verlief. Ueberall nichts als Scharmützel, kaum größere Kämpfe! Am 4. April begannen die Feindſeligkeiten. Auch diesmal waren es wieder die Schweizer, die dem Abſolutismus den Sieg gewannen. Filangieri rückte von Meſſina zuerſt auf Taormina, welche berühmte Stadt, auf Höhen gelegen, in einer faſt unein-

nehmbaren Position die große Straße versperrt, so daß man hier einen unbesieglichen Widerstand erwartete. Aber der Ort wurde, obwol ihn 4000 Mann mit neun Kanonen verteidigten, in einigen Stunden von mehreren Bataillonen gestürmt und genommen. Sofort rückte Filangieri auf der Straße von Catania weiter und besetzte Aci Reale, wo ihn das Volk bereitwillig aufnahm. Von hier sind es nur einige Stunden bis zum schönen Catania am Fuß des Aetna. Dort hatten sich die Sicilianer concentrirt: es mußte also da oder nirgends einen Kampf auf Leben und Tod geben. Am 5. April 1849 wurde die Stadt zu Lande und zu Wasser angegriffen; die Kriegsschiffe stellten sich am Hafen auf, dessen Zugang nur drei Batterien schützten. Am 6. rückte Flotte und Heer zu gleicher Zeit an, während 20000 Mann Sicilianer und Fremde, reguläre Truppen wie Milizen, die verbarrikadirte Stadt verteidigten, die durch das Bombardement vernichtet zu werden drohte. Tapfer kämpfte die Fremdenlegion, und heldenmütig wehrten sich die Catanesen, aber sie mußten weichen. Denn die Schweizer stürmten unter Muralt das Thor Santa Agata und drangen in die Stadt, worauf ein grausiger Straßenkampf begann, ein Morden, Brennen und Plündern, wie in Neapel und Messina. Die Strada Etnea, die herrlichste Catania's, dieses köstlichen Edelsteins unter den Städten Siciliens, wurde ganz verwüstet, selbst das berühmte Museum Biscari war der Plünderung ausgesetzt und büßte Vieles aus seiner wertvollen Sammlung ein.

Als Catania gefallen war, machte Mieroslawski von Regalbutto aus noch einen Versuch, die Neapolitaner

daraus zu vertreiben, aber an den Vorbergen des Aetna zurückgeſchlagen, entwich er mit dem Reſt ſeines Heerhaufens in das Innere. Hierauf ergaben ſich ohne Schwertſtreich die Feſtungen Syrakus, Auguſta und Noto. Die ganze Oſtküſte Siciliens war in wenig Tagen erobert worden, und nunmehr konnte Filangieri ſeinen Marſch gegen Palermo richten.

Hier war das Parlament auf die Nachricht, daß alle jene feſten Punkte des Landes in Feindes Hand gefallen ſeien, in die größte Beſtürzung geraten. Das Volk ſelbſt ward unruhig, Stimmen der Verzweiflung ließen ſich überall hören, an ernſtlichen Widerſtand dachten Wenige. Nicht einmal das feſte Caſtro Giovanni, das alte Enna, wo ſich vor Zeiten Byzantiner und Sarazenen ſo lange Jahre gehalten hatten, beſetzte man. Die Ratloſigkeit war grenzenlos, es fehlte an einem Garibaldi. Alſo geſchah es, daß die Miniſter dem Parlament den Antrag der Unterwerfung vorlegten. Die Pairskammer nahm ihn einſtimmig, die Deputirtenkammer mit 60 Stimmen gegen 30 an, und nachdem dies geſchehen, erſuchte man den Admiral Baudin die Vermittelung zu übernehmen. Als nun der Heerhaufen Filangieri's bereits Caltaniſetta erreicht hatte, im Begriff auf Palermo vorzurücken, kam ihm eine Deputation von Palermo entgegen, darunter der Prinz von Pallagonia, der Marcheſe von Rudini, der Graf Lucheſi Palli, mit der Nachricht, daß Palermo ſich unbedingt unterwerfe und dem Einzuge der königlichen Truppen nichts mehr in den Weg ſtelle. Zwar hatten ſich die Radicalen in der Stadt unter der Führung Scordati's erhoben, eine pro-

visorische Regierung eingesetzt und Anstalten zur Vertheidigung getroffen, und es gab wirklich am 8. und 9. Mai einen Zusammenstoß mit den Truppen, welche von Monreale heranzogen; aber in der Stadt herrschte die wildeste Anarchie, ein Tumult zwischen der Fremdenlegion und den Sicilianern war ausgebrochen. Das Parlament selbst hatte sich aufgelöst, und 3000 Personen waren auf englischen und französischen Schiffen aufgenommen worden. Filangieri indessen blieb einige Tage vor Palermo stehen. Er verkündete Amnestie, von welcher aber 45 Personen ausgeschlossen blieben, unter ihnen Ruggiero Settimo, Serra di Falco, der Marchese Torrearsa, Mariano, Stabile, der Principe Scordia. Hierauf zog er erst am 15. Mai, dem Jahrestag der neapolitanischen Contrerevolution, in das entwaffnete Palermo ein.

So endete die Revolution Siciliens, wahrlich kläglich, erwägt man ihren Beginn und sieht man auf ihre Parlamentsbeschlüsse. Auch die Sicilianer hatten falsch gerechnet. England hatte sie sich selbst überlassen, da der 15. Mai (1848) den Dingen eine andere Wendung gegeben; das Volk aber war bald nicht mehr mit ganzer Seele bei der Revolution. Der Adel und die Geistlichkeit erregten Mistrauen um ihrer egoistischen Absichten willen; die Führer fehlten wie die Mittel, denn Land und Städte waren grenzenlos verarmt und erschöpft. So dem frisch gerüsteten Absolutismus nicht gewachsen, sank die unselige Insel auf's neue, und elender denn zuvor, unter das Joch des verhaßten Neapel.

An demselben Tage, da Palermo fiel, stand der

König Ferdinand — ſo wunderbar wechſelten die Ereigniſſe — mit einem kampffertigen Heer auf päpſtlichem Gebiet, in ſeinem Hauptquartier zu Albano im Angeſicht von Rom. Denn von Gaeta aus hatte der Papſt im Frühjahr alle katholiſchen Mächte aufgefordert, mit Waffengewalt das republikaniſche Rom ihm zu unterwerfen und ihn in ſeine Staaten wieder einzuſetzen. Während nun die Franzoſen, ihrer eigenen republikaniſchen Verfaſſung zum Widerſpruch, unter Oudinot vor Rom lagen, die Oeſterreicher Bologna beſetzt hielten, und die Spanier in Porto d'Anzio ſich ausſchifften, war der König Ferdinand mit 16000 Mann und 72 Kanonen herangezogen. Dieſer Feldzug blieb jedoch ohne Lorbeeren, und wahrlich fehlte wenig, daß nicht der tapfere Garibaldi in den Gefechten bei Paleſtrina am 9. und bei Velletri am 19. Mai die Neapolitaner vernichtet hätte. Nach dem Kampfe von Velletri trat der König eilends ſeinen Rückzug in ſeine Staaten an, verfolgt von den römiſchen Republikanern, welche, kühner und ausdauernder als die Sicilianer, erſt nach einem harten Kampf und den Franzoſen erliegen ſollten.

Mit dem Falle Siciliens am 15. Mai und jenem Roms am 3. Juli 1849 endigte die Revolution des ſüdlichen Italien, und was wir weiter zu berichten haben, ſind nur die traurigen Folgen aller verunglückten Volksaufſtände, Martialgerichte, Strafproceſſe und allerlei Maßregeln der Reaction.

Was Sicilien betrifft, ſo wurden jene Verſprechungen, die Filangieri den Palermitanern gemacht hatte, nicht gehalten. Die Zuſage, daß ein königlicher Prinz

Statthalter werden ſollte, beſtätigte der König nicht; er machte vielmehr Filangieri ſelbſt zum Vicekönig, indem er ihm zugleich als Belohnung ſeiner Waffenthaten den Titel eines Herzogs von Taormina verlieh. Nunziante, der Beſieger Calabriens, und Statella, welcher die neapolitaniſchen Truppen wieder vom Po zurückgeführt hatte, wurden unter ihm Generale. Sicilien kehrte in die alten Verhältniſſe zurück. Doch wurde vorerſt Don Giovanni Carriſi, ein Sicilianer, zum Miniſterſecretär für die Angelegenheit der Inſel ernannt, welcher beim Könige zu reſidiren hatte, und gemäß des königlichen Entſchluſſes vom 27. September 1849 ward eine ſicilianiſche Conſulta ernannt, die auch am 28. Februar 1850 ihre Sitzung eröffnete. Ein fürchterlicher Druck belaſtete nun das veramte Volk: die frühern Steuern wurden nicht allein wieder aufgelegt, ſondern neue ihnen hinzugefügt, eine umfaſſende Stempelſteuer, ſelbſt eine Fenſterſteuer. Alle Gewerbe gerieten in Verfall, Banditen machten die Straßen unſicher, dem Ackerbau mangelten die Kräfte; denn was der Krieg nicht getödtet hatte, entzog dem Lande die Flucht und der Kerker. Viele der Häupter waren ſo glücklich geweſen, auf die franzöſiſchen oder engliſchen Schiffe zu entkommen. Ruggieri Settimo war nach Malta entflohen, Andere in das Exil nach Paris, London oder Korfu gewandert; aber Viele ereilte die Polizei, welche nun eifrig das Land und die Städte durchſuchte, Deputirte aufzutreiben, um ſie dann zu zwingen eine Erklärung aufzuſetzen, in welcher ſie jenen Beſchluß zurücknahmen, der das Haus Bourbon des ſicilianiſchen Trons für verluſtig erklärt

hatte. Eine gleiche Forſchung fand nach Waffen ſtatt. Das Elend des Jahrs 1837 war ein leichtes gegen das Schreckensſyſtem, unter welchem Sicilien nach ſeiner letzten Revolution ſeufzen ſollte. Indem nun alle Zuſagen, ſelbſt die der Amneſtie, zurückgenommen wurden, fiel die Inſel in den Zuſtand von 1837 zurück: factiſch wurde ſie eine neapolitaniſche Provinz.

In Neapel ſelbſt ließ man die Conſtitution allmälich erlöſchen; nachdem am 14. März 1849 die Kammern aufgelöſt worden waren, wurden ſie nicht mehr zuſammenberufen. Es figurirte nur noch die Verfaſſung auf dem Titel der amtlichen Zeitung, dem „Giornale costituzionale delle due Sicilie", bis am 21. Mai 1850 auch das Wörtchen „costituzionale" verſchwand. Die Verfaſſung war alſo ſpurlos geworden, trotz des geſchworenen Eides vom 24. Februar 1848. Hie und da freilich, in den Abruzzen und in Calabrien fanden noch Nachwehen der Revolution ſtatt, aber die Polizei genügte, ſie zu unterdrücken.

Das abſolute Königtum ſtellte ſich geräuſchlos wieder her. Man ſah den König nicht mehr in Neapel, denn ſeit dem 15. Mai reſidirte er faſt immer in Gaeta, wo Pius IX. noch bis zum 4. September 1849 ſeinen Sitz hatte. An dieſem Tag verließ der Papſt auf dem Dampfer Tancred Gaeta und bezog ſeine Wohnung im Schloſſe zu Portici. Die Denkwürdigkeiten ſeines Aufenthalts hier und in Neapel haben die Annalen der Kirchengeſchichte aufgezeichnet; für unſere Darſtellung aber fehle nicht die Rückſicht auf ein Inſtitut, welches damals unter ſeinen Augen begründet wurde. Schon in

Gaeta war man auf den Gedanken gekommen, ein umfaſſendes katholiſches Organ zu ſtiften, welches als Bollwerk gegen die demokratiſche Preſſe und alle umſtürzenden Tendenzen dienen ſollte. So entſtand in Neapel im Jahr 1850 die „Civiltà cattolica", unter der Leitung jenes Jeſuiten Curci, welcher vor der Revolution die jeſuitiſche Zeitſchrift „Scienza e fede" redigirt hatte, und der Jeſuiten Bresciani und Trapello. Dieſes Organ, welches ein Jahr ſpäter von Neapel nach Rom verlegt wurde, beſteht noch und kämpft mit allen Waffen gegen die Revolution. Bei einer großen Verbreitung und einer großen Menge von Correſpondenzen aus allen Ländern und Teilen der Welt wird es mit Geſchick geleitet. Es erſcheint jeden erſten und dritten Sonnabend im Monat und bringt in jedem Heft vielſeitige Abhandlungen, allgemeine politiſche Betrachtungen, eine zeitgenoſſiſche Chronik der Welthändel, ſogar Romane, wie der „Ebreo di Verona", der erſte darin erſchienene, von dem Jeſuiten Bresciani, welcher die italieniſche Revolution von 1848 behandelt. Im Anfang des Jahrs 1855 wurde das Journal dem König von Neapel misliebig, man ſagt, um gewiſſer Artikel willen, die nur in einigen Exemplaren abgedruckt waren und deren Inhalt nicht bekannt iſt. Der Redacteur Curci mußte abtreten, und es ſchien der Orden Jeſu ſogar mit einer Ausweiſung aus Neapel bedroht. Die Differenzen wurden jedoch wieder ausgeglichen.

Pius IX., nachdem er einige Prinzen- und Prinzeſſinnen des neapolitaniſchen Hauſes getauft und gefirmelt und der Königin die goldene Roſe geſchenkt, reiſte am

4. April 1850 von Portici ab über Caſerta. Er beſuchte noch einmal Gaeta, deſſen Dom er zur Metropolitankirche erhoben hatte, und in Begleitung des Königs Ferdinand und des Prinzen von Calabrien gelangte er nach Fondi; dort an der Grenze des Königreichs nahm er unter Tränen Abſchied und dankte für die Gaſtfreundſchaft, die ihm Neapel in ſeinem Unglück erwieſen hatte. Dann ſetzte er ſeine Reiſe fort und zog am 12. April durch eben daſſelbe Tor San Giovanni in Rom ein, aus welchem er am 24. November 1848 entflohen war.

Der König kehrte nach Caſerta zurück, wo er lebte, während in ſeiner Hauptſtadt traurige Scenen ſtattfanden, welche das Land mit Jammer erfüllten. Denn allerwärts begannen nun die Verfolgungen gegen Deputirte und Liberale und eine Reihe von Monſterproceſſen, welche ſich bis in das Jahr 1853 fortſetzten. Neun ehemalige Miniſter waren gefangen, oder auf der Flucht, 54 Deputirte gefangen oder im Exil; die Zahl der Eingekerkerten gab man auf viele Tauſend an, und wenigſtens waren ihrer nach authentiſchen Berichten im Jahr 1851 2024 in den Staatsgefängniſſen.

Unter allen jenen Proceſſen erregte der Monſterproceß gegen die ſogenannte Sekte Dell' unità italiana das allgemeine Aufſehen Europa's. Die Anklage hing mit einem Vorfall in Portici zuſammen, wo am 16. September 1849 auf dem Schloßplatze, während der Papſt die Benediction erteilte, das Aufknallen einer Petarde eine vorübergehende Störung verurſacht hatte. Man nahm dieſen Mutwillen als Demonſtration von Seiten

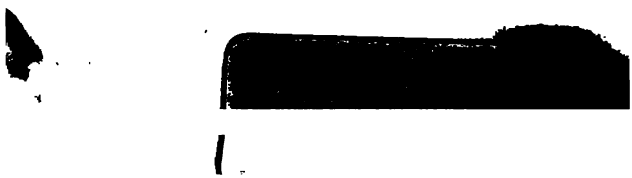
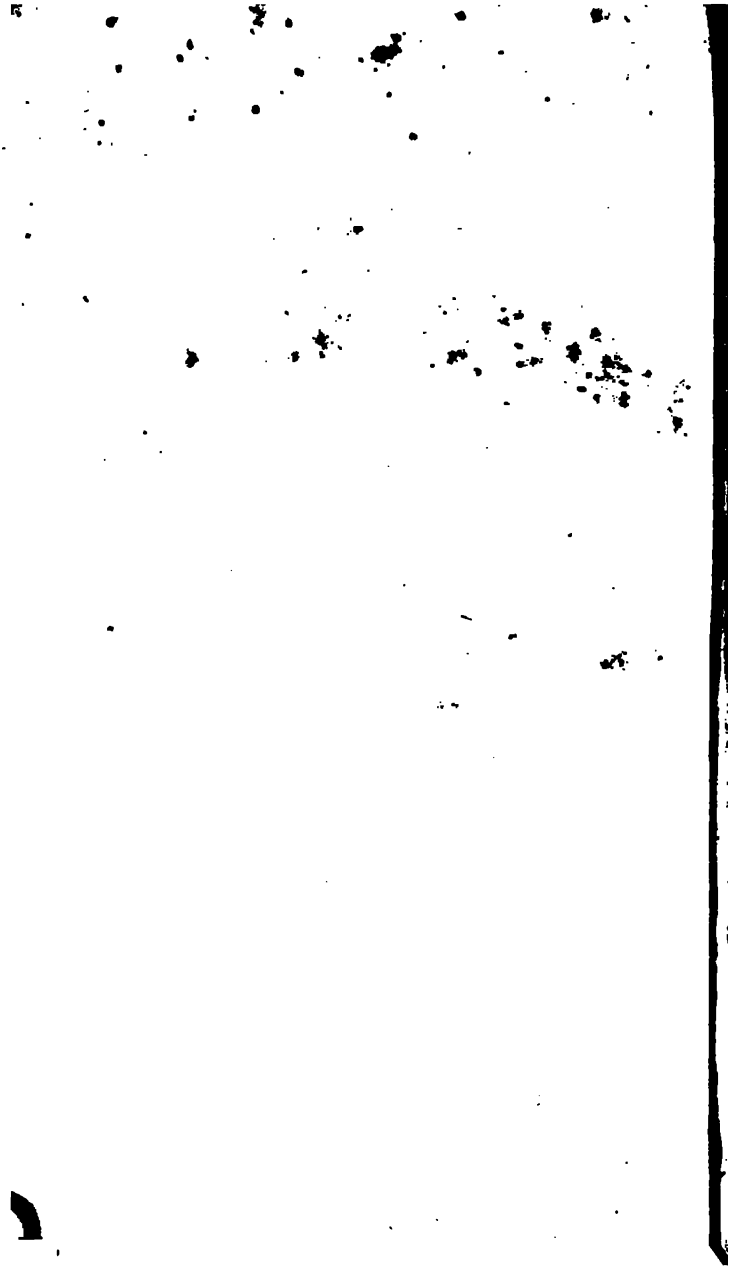
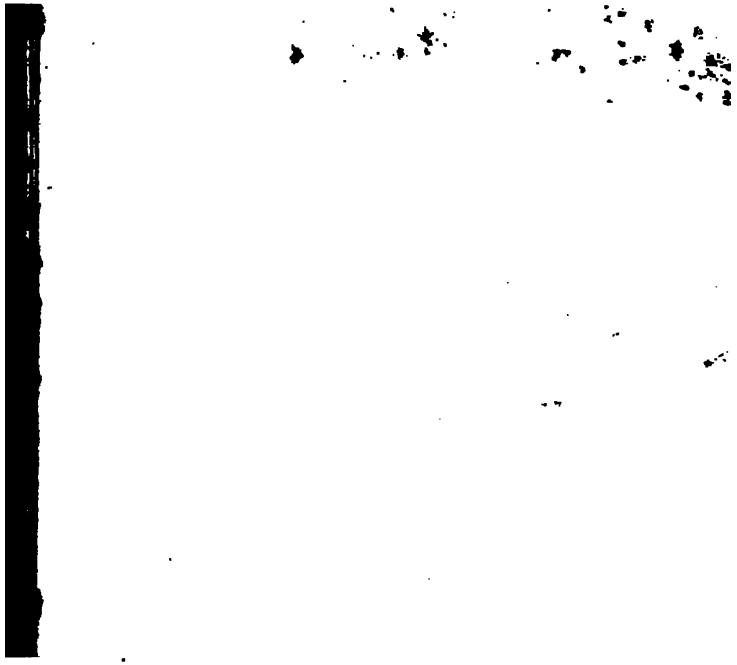
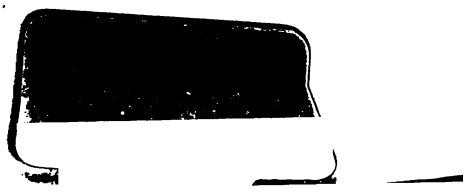
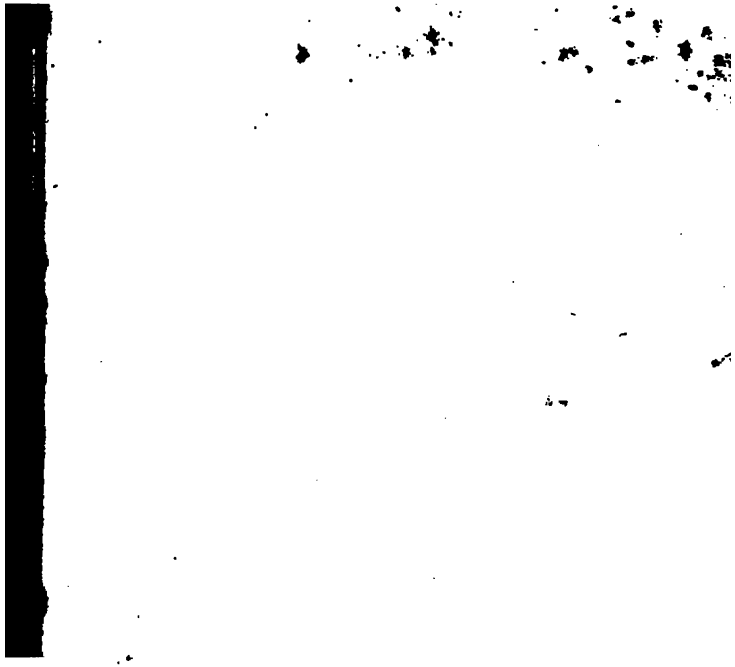
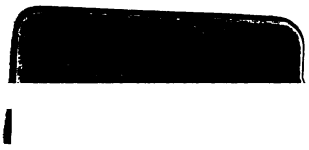
eines Geheimbundes auf, welcher als Lega der italieniſchen Einheit ſich ſollte organiſirt haben, den Mazzinismus zu verbreiten und das Leben des Fürſten zu bedrohen. Anonyme Angebereien der Polizeiagenten beſagten das Nähere: es hieß, die Sekte beſtehe in fünf Graden, ſie habe einen Großrat unter der Leitung des Grafen Mamiani, einen Generalverein, Provinzialvereine, Diſtricts- und Communalvereine, entſprechend der adminiſtrativen Gliederung des Landes. In Wahrheit beſtand eine Geſellſchaft für die Zwecke der italieniſchen Union, welche ja die neapolitaniſche Regierung ſelbſt einſt durch Manifeſte und thatſächliche Zuſtimmung angeſtrebt hatte; aber die Agenten der Polizei beſchuldigten viele hervorragende Perſönlichkeiten als Stifter oder Teilnehmer eines königsmörderiſchen Bundes, um ſie zu verderben, unter ihnen auch Carlo Poerio, jenen Advocaten, welcher im Jahr 1848 zuerſt Director der Polizei, dann Miniſter des Unterrichts geweſen war, einen Mann von durchaus gemäßigten Anſichten, der nicht einmal an der republikaniſchen Erhebung des 15. Mai teilgenommen hatte. Ebenſo waren darunter begriffen Dragonetti und der Herzog Caraffa d'Andria, und viele andere angeſehene Männer, im Ganzen 40 Angeklagte. Die Polizei war der Ankläger, ein Specialgerichtshof inſtruirte und fällte das Urteil, unter dem Vorſitze Navarro's. Am 1. Juni 1850 wurde der Proceß eröffnet, am 5. December das Urteil gefällt; nur vier Perſonen ſprach man frei, drei dagegen, Fancittano, Settembrini und Agreſti verurteilte man zum Tode, die Uebrigen zu den Galeeren. Die zum Tod

Verurteilten begnadigte man indeſſen kurz vor der Execution zu den Galeeren. Es iſt wahr, die Regierung von Neapel vollzog kein politiſches Todesurteil, aber die Gefängnißſtrafe war ein fürchterlicheres Schickſal, als es ein ſchneller Tod ſein konnte. Man führte jene Unglücklichen, unter ihnen Poerio, der zu 24 Jahren Kerker verdammt war, nach dem Hafen, wo ſie paarweiſe wie gemeine Verbrecher in Eiſen geſchmiedet, dann in ein Schiff gebracht und zuerſt in die Kerker von Niſita abgeführt wurden. Ein Schrei der Entrüſtung wurde in aller Welt laut, denn die Behandlung der Verurteilten, ſo ſagte man, ſei barbariſch. Das Turiner „Risorgimento" brachte ausführliche Berichte von ſcheußlichen, unterirdiſchen Kerkern auf Niſita, Ventotiene und Tremiti, wo die Verurteilten in feuchten Verließen, Männer höchſter Bildung, ehemalige Miniſter, Herzoge und Grafen, mit gemeinen Verbrechern an eine und dieſelbe Stelle geſchmiedet wären. Die bekannten Briefe Gladſtone's an Lord Aberdeen, welche dieſe Berichte beſtätigten, brachten einen wahren Sturm hervor. Die neapolitaniſche Regierung rechtfertigte ſich allerdings durch öffentliche Erklärungen, man ſchrieb hin und her; aber wenn ſich auch die Uebertreibung jener Angaben herausgeſtellt hat, ſo war und iſt das Loos der politiſch Gefangenen doch ſchrecklich genug. Paarweiſe an eine ſechs Fuß lange Kette geſchmiedet, ertragen ſie neben der leiblichen Folter in ungeſunden Kerkermauern noch die unverhältnißmäßig größere moraliſche Pein. Einſt wird von dieſem oder jenem unglücklichen Opfer der neapolitaniſchen Revolution des Jahrs 1848 die Welt wol Kerker-

memoiren erleben, welche denen Silvio Pellico's vom Spielberge an ſchauerlichem Detail ſchwerlich nachſtehen können.

Die politiſchen Proceſſe nahmen unter dieſen Verhältniſſen kein Ende. Solche, die man überall in den Provinzen, vor allem in Calabrien einleitete, entzogen ſich den Blicken der Welt, nur die in der Hauptſtadt ſelbſt machten von ſich reden, wie der Proceß der Maiangeklagten, und ein anderer, welcher die ſogenannte Setta carbonaria militare betraf. Zu den Verurteilten, die man nach den Galeeren abführte, geſellten ſich viele andere, Tauſende an der Zahl, die man unter polizeiliche Aufſicht ſtellte, oder ihren Familien in den Provinzen entriß, um ſie hundert Meilen weit auf eine Inſel oder einen abgelegenen Ort zu verbannen. Verdacht, oder unvorſichtige Rede, ſelbſt das Tragen eines calabreſiſchen Huts und Cavalierbartes gab dazu Veranlaſſung. Man raffte im Jahr 1852 ſogar Fremde in den Straßen Neapels auf und zwang ſie ihren Bart à la Napoléon ſcheren zu laſſen.

Mit dem Jahr 1852 ſtieg ein neues Schreckbild vor der neapolitaniſchen Regierung auf: der Joſefinismus und Muratismus. Nach dem vollendeten Staatsſtreich in Paris, endlich nach der Kaiſerwahl, welche Neapel vor allen andern Mächten ſich beeilte anzuerkennen, ſchöpfte man aus jeder Regung in dieſem Sinne Argwohn und wachſende Furcht. Es iſt wahr, die Lage der Regierung Neapels iſt ſchrecklich, denn ſie befindet ſich in beſtändiger Aufregung vor Mazzini'ſchen Landungen, vor Muratiſtiſchen Prätenſionen, vor dem innern

Aufstand in Calabrien und Sicilien, wo man bald hier bald dort, bald in Cosenza, bald in Messina, bald in Palermo und in Girgenti geheime Bündnisse und Aufstände wittert. An eine Versöhnung ist nicht zu denken. Zwar beschwichtigte die Regierung Messina im Februar 1852 durch das Prärogativ eines Freihafens. Der König selbst bereiste Sicilien und gab das Versprechen, neue Straßen zu bauen; er erließ eine teilweise Amnestie in seinem Königreich, wo mehr als 200 politische Verurteilte begnadigt wurden; ja man hörte wieder das Gerücht, er wolle eine Constitution erteilen. Aber der Haß der Sicilianer ist unversöhnlich, und die radicalen Parteien im Königreich sind unbezwungen. Der Zustand Neapels ist heute derselbe, oder ein noch schlimmerer, wie nach dem Jahr 1837; und indem keinem der Bedürfnisse Genüge geschehen, sondern die politische Leidenschaft durch den übermäßigen Gewaltdruck der Reaction aufgeregt worden ist, geht Neapel einer neuen und größern Revolution entgegen, welche nicht ausbleiben wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.